

**Neue Folge**  
der  
**Gesundheits-Beitung.**

---

Herausgegeben und redigirt  
von  
**Med. Dr. H. H. Veer.**

---

***Dritter Band.***

---

**Wien, 1837.**  
Gedruckt bei J. P. Collinger.

W e n e r

1837

# Chemische-Beitrag.

Verfasser und Redigirt

von

Med. Dr. J. J. Berzelius

Dr. J. J. Berzelius

Wien, 1837.

Verlag von J. G. Cotta'schen Buchhandlung

Dem  
Hoch- und Wohlgebornen  
Herrn Herrn

**Joseph Johann Knolz,**

Doctor der Heilkunde, Kaiserl. Königl. Nieder-östrerr. Regierungsrathe, Sanitätsreferenten und Landes-Protomedicus, emeritirtem Professor der Pathologie, allgemeinen Therapie und Pharmacologie an der k. k. Wiener Universität, der theoretischen und praktischen Medizin an der Universität zu Salzburg, der medicinischen Facultät und der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien ordentlichem Mitgliede 2c. 2c.

widmet in tiefster Ehrfurcht und unbegrenzter Hochachtung  
den dritten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

Handbuch der Naturgeschichte

von G. C. G. G.

Handbuch der Naturgeschichte

Handbuch der Naturgeschichte, welches die allgemeine Naturgeschichte und die Geschichte der Naturgeschichte enthält, von G. C. G. G.

Handbuch der Naturgeschichte, welches die allgemeine Naturgeschichte und die Geschichte der Naturgeschichte enthält, von G. C. G. G.

Handbuch der Naturgeschichte

Neue Folge  
der  
Gesundheits-Zeitung.

---

Neue Folge

der

Wissenschafts-Geschichte

---

## Inhaltsanzeige des dritten Bandes.

- Nr. 53.** Gallerie großer vaterländischer Aerzte. **De Haën.** — Augen-Diätetik. — **Bei-lage.** Gallerie großer vaterländischer Aerzte (Beschluß).
- Nr. 54.** Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder (vom Redacteur). — Verspessungsanstalt für stille Geisteskrante und andere chronisch Leidende in Wien. — Beitrag zur Geschichte der verstellten Krankheiten. — Eigene Art des Selbstmordes. — Miscellen.
- Nr. 55.** Einige Worte über die Benützung der Soole zu Tschl zu elektrischen Bädern. — Der Besuch eines Irrenhauses in London (von M. Misard). — Das kalte Bad (vom Redacteur). — Nekrolog. — Miscellen.
- Nr. 56.** Das kalte Bad (Fortsetzung). — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Der Besuch eines Irrenhauses in London (Beschluß).
- Nr. 57.** Ueber die großen Heilkräfte des Merces (von Sincerus). — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Warnendes Bulletin.
- Nr. 58.** Die Seebäder von Fured. — Rasori, der Reformator der italienischen Heilkunde. — Glückliche Heilung fixer Ideen. — Miscellen.
- Nr. 59.** Von den vermeidbaren Ursachen der Nervenleiden. — Rasori, der Reformator der italienischen Heilkunde (Beschluß). — Einiges über Menschenrassen. — Miscellen.
- Nr. 60.** Von den vermeidbaren Ursachen der Nervenleiden (Beschluß). — Das größte, einem arabischen Aerzte von einem Dichter ertheilte Lob (von Hammer-Purgstall). — Beiträge zur Diätetik der Seele (von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben). — Der erste Aderlaß in Rußland. — Miscellen.
- Nr. 61.** Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine, mit näherer Beziehung auf Nordamerika. — Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark (von M. Dr. Ernst Hilarius Frölich). — Cannibaten im englischen Ostindien. — Miscellen.
- Nr. 62.** Beiträge zur Diätetik der Seele (Beschluß). — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Das Rigorosum der Aerzte zu Demerary. — Die Blinden in Sissabon.
- Nr. 63.** Beobachtungen über den physischen und moralischen Charakter der Chinesen. — Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark (Fortsetzung). — Das Erdbeben in Syrien. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Miscellen.
- Nr. 64.** Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und sittlichen Zustand ihrer Bewohner (vom Redacteur). — Mittheilung über die gegenwärtige Medicinal-Verwaltung in Griechenland (von Dr. Drnstein). — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Miscellen.
- Nr. 65.** Die Spitalsbrüder (vom Redacteur). — Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine, mit näherer Beziehung auf Nordamerika (Fortsetzung). — Beitrag zur Geschichte der Sterbenden. — Aus dem Tagebuche eines Arztes (Fortsetzung). — Miscelle.
- Nr. 66.** Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und moralischen Zustand ihrer Bewohner (Fortsetzung). — Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark (Beschluß). — Statistik der Lebensdauer. — Miscelle.
- Nr. 67.** Die Spitalsbrüder (Beschluß). — Die Milch-, Molken- und Traubenkur zu Meran in Tirol. — Die Wassercheu der Kagen. — Aus dem Tagebuch eines Arztes (Fortsetzung).

**Nr. 68.** Die Ferien (vom Redacteur). — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfluscherwesens. — Die Wasserscheu der Katzen (Beschluß).

**Nr. 69.** Wasserwuth und Wasserangst (von Dr. Alois Zeitleles). — Ueber Armenwesen und Armenpflege (von Sincerus). — Aus dem Tagebuch eines Arztes (Fortsetzung).

**Nr. 70.** Beiträge zur Diätetik der Seele (von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben). — Die Branntweinpest. — Zur Balneographie des Königreichs Ungarn (Fortsetzung). — Miscelle.

**Nr. 71.** Die barmherzigen Schwestern (vom Redacteur). — Beiträge zur Diätetik der Seele (Beschluß). — Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und moralischen Zustand ihrer Bewohner (Fortsetzung). — Aus dem Tagebuch eines Arztes (Fortsetzung).

**Nr. 72.** Die barmherzigen Schwestern (Beschluß). — Aus Walter Scott's Leben. — Zur Balneographie des Königreichs Ungarn (Beschluß).

**Nr. 73.** Der Arzt auf dem Lande. — Ueber Armenwesen und Armenpflege (Fortsetzung). — Ärztliche Gutachten über den Einfluß der Eisenbahn-Tunnels auf die Gesundheit. — Aus dem Tagebuch eines Arztes (Fortsetzung).

**Nr. 74.** Die Würde des Arztes (von Professor Cruveilhier). — Das Vermächtniß des Herrn von Monthyon. — Aus dem Tagebuch eines Arztes (Fortsetzung).

**Nr. 75.** Das Heimweh (vom Redacteur). — Die Würde des Arztes (Beschluß). — Dufau, über die Erziehung der Blinden. — Miscelle.

**Nr. 76.** Die Kleinkinderbewahranstalten (vom Redacteur). — Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine mit näherer Beziehung auf Nordamerika (Fortsetzung). — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

**Nr. 77.** Die Pest in der russischen Armee in den Jahren 1828 und 1829. — Der Tea-total-Mäßigkeitsverein. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin. — Miscelle.

**Nr. 78.** Scheintod des Arztes und Professors H. in Dublin. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

Neue



Folge

d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 53.]

Montag, den 3. Juli.

[1837.]

Inhalt: Gallerie großer vaterländischer Aerzte. — Augen-Diätetik.

## Gallerie großer vaterländischer Aerzte.

II.

Anton de Haën \*).

Nach Van Swieten — dessen Leben und wohlthätigen Einfluß auf das Gedeihen der Wissenschaften, und vorzüglich der Heilkunde in Oesterreich wir zu Anfang des zweiten Bandes der Gesundheitszeitung unseren Lesern mitgetheilt haben — fesselt Antonius de Haën, Hofrath, kaisert. Leibarzt und erster Professor der Wiener Universität, unsere ganze Aufmerksamkeit. Er war einer jener großen Aerzte unseres Vaterlandes, die eines europäischen Rufes genossen, und eine Zierde der Wiener Schule, als Sterne erster Größe am Horizonte der ärztlichen Wissenschaft glänzten. Ein Niederländer von Geburt (er ward geboren in Haag am 8. December 1704 \*\*) hatte er, gleich Van Swieten, das Glück, ein Schüler des großen Boerhaave zu seyn, von dem er mehrere unzweideutige Beweise von Achtung und Zuneigung erhielt. Dem echt hippokratischen Geiste und den Grundsätzen, die er in der Schule dieses größten Arztes seines Jahrhunderts eingesogen hatte, blieb de Haën durch seine ganze Lebenszeit so getreu, daß er da, wo es sich um neue Ansichten in der Heilkunde handelte, den Maßstab eigener Erfahrung und die Strenge des prüfenden Selbstbeobachters anzulegen sich durchaus nicht scheute,

\*) Wir bitten unsere geehrten Leser diese biographische Skizze mit um so größerer Nachsicht gütigst beurtheilen zu wollen, als wir trotz alles Nachforschens keine ausführliche Biographie de Haëns finden konnten, und daher die hier angeführten Daten selbst zusammenstellen mußten. D. Red.

\*\*) Nach Stoll R. Sprengel gibt 1711 als dessen Geburtsjahr an.

und sobald seine Erfahrungen mit der Neuerung nicht übereinstimmten, dieselbe mit schonungsloser Offenheit männlich und unerschrocken bekämpfte. Diese, nur das Wohl der Menschheit und der Wissenschaft berücksichtigende Wahrheitsliebe hat ihn freilich zuweilen die Grenzen philosophischer Mäßigung und den ruhigen Ton wissenschaftlicher Erörterung überschreiten lassen, ja sogar in manche unangenehme persönliche Streitigkeiten verwickelt; aber es ist und bleibt immer erhebend, daß bei jedem öffentlich von ihm geführten Kampfe mit den berühmtesten Aerzten seines Zeitalters die Wissenschaft nicht nur gewonnen, sondern jedesmal eine seinem Herzen und Verstande Ehre machende Ausöhnung zu Grande kam, welche bewiesen hatte, wie sehr es de Haën mehr um die Sache als um die Person zu thun war. Wir werden später Gelegenheit haben, diese hier nur allgemein hingestellte Ansicht von de Haëns Charakter durch Thatfachen zu beleuchten, und wollen zuerst nur Einiges über seine frühere Wirksamkeit in den Niederlanden, bevor er nach Wien berufen wurde, mittheilen. — Sobald er sich in Leyden die Würde eines Doctors der Medicin erworben, und auch in anderen Studien der classischen Literatur die gründlichste Bildung angeeignet hatte, ging er nach seiner Vaterstadt Haag zurück, wo er durch zwanzig Jahre seine Kunst mit vielem Glück ausübte, und einen großen praktischen Ruf sich erworben hatte.

Durch diese Zeit hatte er oft, besonders während mehrerer Platternepidemien, reichliche Gelegenheit, seine Menschentiebe und rastlose Thätigkeit in seinem Berufe zu bekrunden. Die Resultate seiner Erfahrungen in Holland, wie sie nach dessen Tode Stoll öffentlich bekannt machte, beweisen, mit welcher Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und Scharfsinn er die an seinen Kranken gemachten Beobachtungen aufzeichnete, um sich selbst die redlichste Rechenschaft über die Gründe seines ärztlichen Handelns zu geben. Diese in früheren Jahren von ihm aufgezeichneten Beobachtungen zeichnen sich durch einen ganz eigenthümlichen Charakter, nämlich durch Wahrheitsliebe, durch einen lieblichen, ungekünstelten Styl und durch einen Geist aus, dem es mehr um die Sache und um Selbstbelehrung, als um pomphaste Worte zu thun ist. „In jener glücklichen Zeit“ sagt Stoll, „kannte sein Gemüth noch nicht die traurigen Folgen jener rechtshaberischen, gelehrten Streitigkeiten, die ihm in seinen späteren Jahren so manchen Verdruß zugezogen \*). Als ich diese Schriften las, bedauerte ich gar oft, daß ein so vortrefflicher Mann, dem unermüdete Thätigkeit ein Bedürfniß — und welcher zum scharfen und

\*) „Animus alienissimus tunc temporis ab infausta litigandi lubidine, quae posteriores vitae annos notaverat.“

treuen Beobachter gleichsam geboren war, in späteren Jahren von diesem Wege reiner, unbefangener Naturanschauung abgewichen, und in das Labyrinth literarischer Fehden sich verirrt. Ich halte daher das, was de Haën in seinen früheren Jahren, gleichsam nur zum eigenen Gebrauch, niedergeschrieben und gesammelt hatte, für weit gediegener, als Alles, was er später, wenn auch mit glänzenderem Style zu einer Zeit bekannt machte, wo er, gereizt durch Widerspruch, sich in Streitigkeiten einließ, und als Vertheidiger einer Sache, die viele andere Aerzte aufgaben, sich vom Ströme der Beredsamkeit weit über die Gränzen der Wahrheit fortreißen ließ.“ — Welchen Werth de Haën selbst auf seine in früheren Zeiten aufgezeichneten Beobachtungen legte, beweiset der Umstand, daß er in seiner letzten gefährlichen Krankheit, in welcher der kaisert. Leibarzt Störk ihn behandelte, diesem seinen literarischen Nachlaß, der meistens aus den in früheren Jahren geschriebenen Papieren bestand, zur Herausgabe empfahl.

Störk hätte diesen Wunsch de Haëns erfüllt, und diese Beobachtungen sogar mit eigenen Zusätzen herausgegeben, wenn nicht seine Stellung als Leibarzt, und die vielen praktischen und Amtsgeschäfte ihn davon abgehalten hätten, so daß er dieses Geschäft dem berühmten Stoll überließ. \*) — De Haëns Ruf verbreitete sich in seinem Vaterlande so sehr, daß ihn Van Swieten im Jahre 1754, also in seinem 50. Jahre, einlud, nach Wien zu kommen, um daselbst einen seinen Kenntnissen und Verdiensten angemessenen Platz einzunehmen, und ihn zugleich in dem großen Unternehmen, die medicinischen Studien unseres Vaterlandes zu reformiren, zu unterstützen; ein Unternehmen, welches die erhabene Kaiserin Maria Theresia begünstigte. De Haën folgte diesem ehrenvollen Rufe, und er konnte dieß um so vertrauensvoller, als er mit Van Swieten in derselben Schule Boerhaave's gebildet, bei dem kaiserlichen Leibarzt den reinsten Eifer für den Ruhm der Wissenschaften und für die Förderung einer gründlichen Bildung junger Aerzte mit Recht voraussetzen konnte, und der Zuneigung Van Swietens gewiß war. Er ging nach Wien im Jahre 1754, und ward daselbst zum ersten Professor der praktischen Medicin ernannt. De Haën entsprach vollkommen der hohen Meinung, die sein Gönner und Freund von ihm hatte. Die praktische Arzneikunde ward durch seine Werke bereichert und vervollkommenet. Mit unermüdetem Fleiße beobachtete er den Verlauf der Krankheiten in dem seiner Obforge anvertrauten Spital, und benützte seine Stellung als öffentlicher Lehrer nicht nur, um reine Hippokratrische Grundsätze unter seinen Schülern zu verbreiten, sondern auch der gelehrten Welt die Resultate seiner Erfahrungen von Zeit zu Zeit in seinem Meisterwerke *ratio medendi* mitzutheilen. Sein Ruf als Leh-

\*) Stoll's Vorrede zu de Haëns opera posth.

rer und Arzt zog viele Fremde nach Wien, und verschaffte ihm großes Vertrauen bei dem Publikum, obwohl er in letzterer Hinsicht mit manchen medicinischen Vorurtheilen und collegialischen Intriguen zu kämpfen hatte. Denn der praktische Wahnsinn der rohen Empiriker verfolgte von jeher still und offen Alles, was nach Tiefe und Gelehrsamkeit nur entfernt riecht, und so machten auch die sogenannten Praktiker die Kenntnisse und Erfahrungen des neuangekommenen holländischen Arztes unter dem Vorwande verdächtig, daß er aus einem fremden Klima gekommen, und folglich zur glücklichen Ausübung der Kunst in Wien weniger geeignet sei. So oft de Haën in einer Consultation der ewigen Naturgesetze gedachte, und sich dem Mißbrauche von Ueberlassen, Brech- oder Schweiß treibenden Mitteln aus Erfahrung und mit wissenschaftlichen Gründen energisch entgegensezte, gaben ihm jene Feinde aller medicinischen Aufklärung immer zur Antwort: „Das österrheische Klima will es so haben“ \*). Indessen gewann de Haën täglich mehr an Vertrauen. Seinen Erfahrungen verdankt die Wissenschaft allererst mehrere Aufklärung über die Entstehung des Friesels, indem er nachzuweisen suchte, wie oft eine verkehrte Lebensordnung und der Mißbrauch schweißtreibender Mittel die Ursache des Friesels sei, und er trug auch hierdurch zu einer naturgemäßen Behandlung der Wöchnerinnen bei.

Schon diese Behauptung war wegen der zu allgemeinen Ausdehnung, die ihr de Haën gab, Anlaß zu manchen Streitigkeiten mit den berühmten österrheischen Aerzten Quarin, Störk, Collin u. s. w., indem diese nachwiesen, daß der Friesel auch bei kühlem Verhalten entstehen könne; aber die nächste Veranlassung zu einem weit größeren und auch den Nichtarzt interessirenden gelehrten Streite gab de Haën, als er im Jahre 1757 als ein mächtiger Gegner der Impfung mit natürlichem Menschenblatternstoff (Inoculation) auftrat \*\*). Wie sehr die Wahrheit, trotz aller Hindernisse, endlich doch durchdringt, beweiset der merkwürdige Umstand, daß in Oesterreich, wo die heilsame Erfindung der Inoculation, und später Vaccination mit dem größten Eifer, und dem größten Kostenaufwande vom Staate aus eifrig befördert wurde — daß gerade in diesem Staate die ersten Reformatoren der Medicin und beide Leibärzte der erhabenen Maria Theresia die erklärtesten Gegner der Einimpfung waren. Obwohl beide durch ihr Ansehen und ihren Einfluß die Ausbreitung der Einimpfung in unseren Staaten hinderten, so erkannte die menschenfreundliche Kaiserin dennoch die große Wohlthat der Inoculation; und nach Van Swieten's Tode wurde nicht nur diese Operation bei den erhabenen Kindern der Kaiserin vorgenommen, sondern auch ein eigenes Spital errichtet, wo die Kinder armer Aeltern unent-

\*) Zimmermann, von der Erfahrung. cap. 3.

\*\*) Quaestiones supra methodo inoculandi variolas Viennae 1757.

geltlich geimpft wurden. Dieses großmüthige Beifpiel und die Anerkennung der Impfung vom Kaiserhause aus, gab der guten Sache den wohlthätigsten Impuls. Aber die literarische Fehde de Haëns dauerte fort. Der als gelehrte Arzt und Volkschriftsteller berühmte Lissot trat zuerst gegen ihn in einem öffentlichen Schreiben auf \*), um die Wohlthat der Impfung zu vertheidigen.

In der Einleitung zu diesem, mit aller Würde und Gelassenheit geschriebenen Briefe, auf dessen medicinischen Inhalt wir uns hier nicht einlassen können, sagt Lissot: „Der Umstand, daß Sie sich zur Partei der Gegner der Impfung geschlagen haben, hat mich sehr betrübt, weil ich weiß, welchen lähmenden Einfluß ihre gewichtvolle Stimme auf die Verbreitung der neuen Methode haben wird. Zitternd und voll Begierde las ich ihre Schrift, indem ich fürchtete, darin unauf löbliche Zweifel vorzufinden; aber freudig war ich überrascht, meiner Ueberzeugung getreu bleiben zu können. Fürchten Sie nicht die mit literarischen Streitigkeiten gewöhnlich verbundenen Unannehmlichkeiten. Ich bin Ihnen mit aller Achtung, Liebe und Dankbarkeit zugethan, die ich Ihnen als meinem Lehrer schuldig bin. Alle Ihre Werke, besonders die letzteren, die Frucht der schönsten und humansten Anstalt, sind eine Schule, in der alle Aerzte, und ich noch mehr als Alle, lernen können. Wir werden zugleich die größten Widersacher und die intimsten Freunde sein.“ In diesem Schreiben, welches Lissot absichtlich in französischer Sprache schrieb, um ihm beim größeren Publikum Eingang zu verschaffen, suchte de Haën in einem gleichfalls französisch abgefaßten Briefe \*\*) die Lissot'schen Gründe zu widerlegen, und er wendete alle nur mögliche Gelehrsamkeit, Autoritäten, eigene und fremde Erfahrung an, um die Impfung von ihrer Schattenseite darzustellen.

Vorzüglich wirft er seinem Gegner Lissot vor, daß dieser die Frage: „Ob die Einimpfung in Bezug auf das göttliche Gesetz erlaubt sei?“ zu kurz abfertige, und daß Lissot den gefährlichen Grundsatz aufstelle: Bei jeder Frage, wo es sich um das Gesetz Gottes und um den Nutzen der Gesellschaft handelt, müsse man immer mit der Untersuchung des Letzteren anfangen, und sobald dieß geschehen, sei man über das Erstere bald einig. Uebrigens ersucht er ihn, jeden etwas zu heftigen Ausdruck zu verzeihen, wünscht die Fortsetzung seiner Freundschaft, und schließt mit den bemerkenswerthen Worten: *Cette différence ne doit pas aliéner nos coeurs.* Wer diese Schrift de Haëns mit Aufmerksamkeit liest, muß die Fülle seiner Gelehrsamkeit, den Reichtum seiner Erfahrung, die Schärfe seiner Argumentationen, die detaillirte Analyse der kleinsten Umstände, und die feine Benützung jeder für seine Ansicht spre-

\*) Lettre à Mr. De Haen en réponse à ses questions sur l'inoculation Vienne 1759.

\*\*) Refutation de l'inoculation. Vienne 1759.

henden Thatsache bewundern, wenn man auch nicht seiner Ansicht beitrifft. In diesen Streit wurde später der berühmte Breslauer Arzt und Schriftsteller Tralles mit hineingezogen, der in einem Briefe an Sulzer \*) die Inoculation vertheidigt, sie vorzüglich vom religiösen Standpuncte beleuchtet, und von de Haën sagt: „Ich kann es mit Worten nicht ausdrücken, wie sehr ich die ausgebreitete Gelehrsamkeit, den unermüdeten Fleiß dieses Mannes bewundere, mit dem er die Befehle seiner Monarchin, um Künste und Wissenschaften zu erweitern, vollzieht, und wie reichen Nutzen mir das Studium seiner Werke gewährt; aber er räumt den religiösen Gründen gegen die Impfung mit Unrecht zu viel ein u. s. w.“ Auf diesen Brief antwortete de Haën in einem Schreiben \*\*) worin er seine früheren Einwürfe wiederholte, und Tralles gab ihm in einer Replik gar Vieles nach. —

De Haën stellte auch viele Versuche an, um die Todesart der Ertrunkenen zu bestimmen, und machte sich hierdurch um einen Theil der medicinischen Polizei sehr verdient. —

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

### Augen-Diätetik.

Die Redaction der Gesundheitszeitung erhielt neuerlichst folgenden Schreiben:

Schätzbarster Herr Redacteur!

Ich machte unlängst einen Spaziergang auf der Wasserglacié am Carolinenthor, deren schönes Grün meinen schwachen Augen wohlthat. Etwas ermüdet, setzte ich mich auf einer Ruhebänk nieder, auf die sich zugleich ein Mann ungefähr im sechsten Decennio ohne, und einer beiläufig im dritten Decennio seines Lebens mit Augengläsern niederließ. Daß der Aeltere vom ärztlichen Stande war, konnte ich aus dem Gespräch entnehmen, das auch den kurzsichtigen Brillenträger so sehr interessirte, daß ich mich entschloß, es möglichst getreu zu Papier zu bringen, und Ihrer Einsicht anheim zu stellen, ob auch Sie die Wichtigkeit darin finden, und es der Aufnahme in Ihrem immer mehr geschätzten und gern gelesenen Blatte werth finden.

Ich werde den älteren Arzt mit A, den jüngeren Mann mit B bezeichnen.

A (Nach der Uhr am Stephansthurm schauend, der wir gerade gegenübersaßen) Nun! wir haben uns gut unterhalten, denn ich weiß nicht, wie es heute schon 6 Uhr geworden ist, es wird gleich schlagen.

\*) De methodo medendi Variolis. Vratislaviae 1761.

\*\*) Reponsio ad Tralles epistolam apologeticam.

B. (Der junge Mann mit dem Augengläse auf seine Taschenuhr sehend) Richtig! es fehlen noch 4 Minuten. Aber sagen Sie mir, wie Sie Ihre guten Augen bis in Ihr Alter erhalten haben, ich und die meisten von meinen Collegen mußten schon im Gymnasium Augengläser nehmen.

A. Wenn man die große Anzahl von Brillenträgern unter unseren jungen Leuten nur oberflächlich beurtheilt, könnte man fast glauben, es sei eine Epidemie unter ihnen, die, wie die Tanzwuth im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, (siehe Gesundheitszeitung, neue Folge Nr. 2) ansteckt.

Bei Manchem dürfte wohl die hochgebietende Frau Mode die erste Veranlassung dazu seyn, der nicht weiß, daß man den Brillenhändler auf immer verfällt, sobald man auch aus Scherz sein Auge an Gläser gewöhnt, besonders wenn man bei der Wahl derselben nicht vorsichtig ist. — Allein es gibt in unserer Zeit noch manche andere veranlassende Ursachen, die endlich die Nothwendigkeit herbeiführen, Auxiliar-Augen anzuschaffen. Einige sind von der Art, daß sie jeder denkende Mensch vermeiden kann; andere sind aber leider, besonders bei Studirenden, nicht leicht zu vermeiden, und Vielen wird die Anlage zur Kurzsichtigkeit in den Windeln gegeben, wenn sie dieses Unglück auch nicht von ihren Eltern erben.

B. Meine noch lebenden Eltern sehen beide noch jetzt vollkommen gut, angeboren kann mir also die Kurzsichtigkeit nicht seyn; lasterhafter Handlungen, die diese Strafe verdienen, weiß ich mich nicht schuldig, auch erinnere ich mich, daß ich erst in der dritten und vierten Schule mein bis dahin gutes Gesicht zu verlieren anfang, obwohl ich übrigens vollkommen gesund war; mit jedem Jahre nahm die Kurzsichtigkeit zu, und jetzt erkenne ich meinen besten Freund nicht, wenn er 3 bis 4 Schritt entfernt ist. Ich möchte Sie bitten, mir über die veranlassende Ursache Aufschluß zu geben, und es wäre vielleicht von großem Nutzen, wenn man besonders dem angehenden Studenten über die Art und Weise, sein Augenlicht zu erhalten, Unterricht erteilte, denn die Mehrzahl der Brillen- und Stecherträger geht wohl unstreitig aus den Schulen hervor.

A. Ohne Zweifel bildet das Lesen kleiner schlechter Lettern in den modernen Duodezbandchen, (die wahre Gesichtsverderber sind), das anhaltende Lesen zur Nachtzeit bei schwachem Licht und im halben Traume, das abwechselnde grelle Licht der argantischen Lampen mit der dichten Finsterniß im Zimmer u. s. w. eine schon vorhandene Anlage zur Kurzsichtigkeit aus; allein das sind Ursachen, die sich vermeiden lassen; aber ich kenne aus Erfahrung zwei furchtbare Ursachen der Kurzsichtigkeit, die zu vermeiden nicht im dem Bereiche des Einzelnen liegen. Die erste ist die Unvorsichtigkeit

der Hebammen, Kindsweiber und Mütter mit dem Lichte bei Neugeborenen; und die zweite ist das falsche und zu schwache Licht in vielen Schulstuben und Hörsälen, besonders zur Winterzeit.

Gleich nach der Geburt und in den ersten Tagen des Lebens ist es höchst nachtheilig für die Augen des Kindes, wenn man ihnen, was sogar oft geschieht, das Kerzenlicht plötzlich nahe bringt; noch mehr nachtheilig ist es, wenn das Kindsbett oder der Wickeltisch so steht, daß das Sonnenlicht oder die von einer weißen Wand zurückgeworfenen Lichtstrahlen dem vom Schlafe erwachenden Kinde in die Augen fallen. Die gewöhnliche Folge hiervon ist die Augenentzündung der Neugeborenen, die, wenn sie auch zweckmäßig behandelt wird, und keine anderen Augenkrankheiten hinterläßt, doch meistens die Anlage zur Kurzsichtigkeit gibt, die in der Folgezeit durch andere hinzukommende, oft unvermeidliche Gelegenheitsursachen, wie z. B. bei Studirenden zc. zc. bis zum höchsten Grad gesteigert wird. Diese erworbene Anlage zur Kurzsichtigkeit kann bei den erwachsenden Kindern wieder gehoben werden, wenn sie bei Zeiten im Freien angehalten würden, entferntere Gegenstände zu betrachten: aber leider ist das Kindszimmer in großen Städten oft im finstersten Winkel der Wohnung, wo sie die mehreste Zeit zubringen, und es denkt Niemand daran, zu untersuchen, wie das Auge des Kindes beschaffen ist, bis es zu spät ist.

Was die Schulzimmer und Hörsäle betrifft, ist es ohne Zweifel, daß nur gar zu viele von der Art sind, daß der Schüler die Erleuchtung seines Geistes mit der Verdunklung seines Gesichtsinnes bezahlen muß, wenn er leisten will, was von ihm gefordert wird. Ich kenne viele Hörsäle, bei denen die Fenster auf einer Seite sind, und kaum, besonders im Winter, hinlänglich Licht für die geben, die am Fenster sitzen; die entfernt davon sind, müssen das Gesicht auf das Buch legen, um zu lesen, und verderben dadurch in kurzer Zeit ihre Augen auf immer, wenn sie auch sonst keine Ursache dazu geben, und ganz gesunde Augen in die Schule bringen. Es wäre zu wünschen, daß da, wo keine andere Abhülfe möglich ist, die zweckmäßige Beleuchtung durch Gas eingeführt würde.

Hiermit endete das Gespräch, das sowohl von Eltern, die ihren Kindern das unbezahlbare Glück eines gesunden Gesichtsinnes erhalten wollen, als von jungen Leuten, die ihre gesunden Augen zuweilen bloß aus Mangel an Ueberlegung verderben, nicht ohne Interesse gelesen werden dürfte.

Vielleicht nimmt ein praktischer Arzt den Faden von diesem höchst wichtigen Thema auf, und führt es zum Nutzen Ihrer Leser weiter aus.

Dr. B. — f.

(Hierzu eine außerordentliche Beilage.)

# Außerordentliche Beilage

z u r

# Gesundheits - Zeitung.

[N<sup>o</sup> 53.]

Montag, den 3. Juli.

[1837.]

## Gallerie großer vaterländischer Aerzte.

II.

Anton de Haën.

(B e s c h l u ß.)

Ein anderer höchst lebhaft geführter Streit war der, welchen de Haën mit Haller geführt hatte. Er betraf die neuen Ansichten Haller's über Empfindlichkeit und Reizbarkeit gewisser Membranen im menschlichen Körper. Da dieser Streit einen Gegenstand betrifft, der mehr dem Arzte Interesse gewährt, so übergehen wir ihn, und theilen nur hierüber Folgendes mit:

Boissseau \*) sagt: Der hohe Posten den de Haën durch so lange Zeit sowohl bei Hofe, als auch als öffentlicher Lehrer bekleidete, gab seinem Charakter und seinem Geiste ein ganz eigenthümliches Gepräge. Er ward gegen Widerspruch empfindlich, gegen fremde Meinungen unduldsam, und sein sichtbares Streben, in der Heilkunde den Ton anzugeben (de commander à l'opinion) hing offenbar mit dem Umstande zusammen, daß er von den ihn zunächst umgebenden Aerzten verwöhnt wurde, seine Aussprüche gleichsam wie ein Orakel zu verehren. So kam es, daß sein Ton gegen Haller anfangs etwas zu stark (peu mesuré), und nicht mit jener anständigen Urbanität und würdevollen Haltung verbunden war, die man mit Recht von einem Manne, der am Hofe lebte, erwarten konnte. Dennoch hat Haller dießfalls keine Klage gegen den kaiserlichen Leibarzt laut werden lassen, und jede persönliche Reibung zu vermeiden gesucht. Aber in seiner Unterredung mit dem höchstseligen Kaiser Joseph konnte er diesem Fürsten den unangenehmen Eindruck nicht verbergen, den das Betragen seines Leibarztes auf ihn machte. Man muß jedoch zur Ehre beider Gelehrten sagen, daß sie später sich ausöhnten, sich mit der größten Hochachtung begegneten, und endlich die innigsten Freunde wurden. De Haën erkannte die Verdienste Haller's um die theoretische Medicin an, und dieser gestand jenem das Uebergewicht in der praktischen Würdigung gewisser Lehrsätze. Im

\*) Biographie médicale art. de Haën.

12. Bande seiner *ratio med.* p. 272 sagt de Haën von Haller: „Ich halte ihn für einen Mann, der die höchste Verehrung jedes wahren Jüngers der Kunst und den Namen eines unermüdeten Beförderers unserer Wissenschaft mit allem Rechte verdient. Ich habe einst gegen ihn geschrieben, weil ich es thun zu müssen glaubte; aber so unlieb dieß mir ist, so freue ich mich dennoch, es gethan zu haben, weil ich hierdurch Veranlassung zu mehreren seiner näheren Erörterungen war, und dadurch allen Jenen, die seinen tiefen Geist nicht begreifen konnten, allen Vorwand zu kühnen, praktischen Folgerungen abgeschnitten habe. So mancher harte Ausdruck ist mir, ich bekenne es offen, gegen ihn entfallen; aber wie schwer ist dieß da zu vermeiden, wo es sich um das höchste Gut der Menschheit, um die Abwendung einer allgemeinen Gefahr, die der Gesellschaft droht, handelt. Auch in seinen und meines berühmten Gegners Tissot Schriften findet sich manches herbe Wort gegen mich; wir wollen aber alles Persönliche als nicht geschrieben, wenigstens als nicht in böser Absicht geschrieben betrachten.“ — Wenn man die Briefe de Haëns an Haller \*) liest, so wird der Freund friedlicher Erörterung in der Wissenschaft höchst erfreut, die wechselseitige Liebe und Achtung zu sehen, mit denen sich beide großen Männer später begegneten. De Haën legt nicht nur das offene Bekenntniß seiner allzu raschen Heftigkeit ab, sondern ertheilt dem damals an Steinbeschwerden kranken Haller, der ihn zu Rathe zieht, mit aller Herzlichkeit seine Ansicht über die besten Mittel zur Herstellung seiner Gesundheit mit, und mit aller Zärtlichkeit dringt er in Haller, ihn nur recht oft über seinen Gesundheitszustand durch Erpressen (*singulo tabellario*) in Kenntniß zu erhalten. „So viel Geschäfte ich immer durch meine Stellung als Leibarzt, Lehrer, Schriftsteller und praktischer Arzt haben möchte,“ schreibt er an Haller — „wenn mich auch die Tagsgeschäfte ganz in Anspruch nehmen und meine Zeit verschlingen — so sollen die Nächte Ihnen gehören \*\*). In einem andern Briefe schreibt er: „Lassen Sie uns, endlich ausgeföhnt, der Wahrheit allein opfern, ihr allein unseren Geist, unsere Kräfte, Muse, kurz unser ganzes Ich widmen! Lassen Sie uns die eitle Sterblichkeit ausziehen, nur an der Wahrheit Freude finden, sie aus reiner Quelle schöpfen, und in deren ewigen Anschauung uns verlieren.“ — Wie erhehend ist das Schauspiel der Eintracht solcher Männer! Wie viel gewinnt die Wissenschaft und die leidende Menschheit dabei. — Eine ähnliche herzliche Ausföhnung kam zwischen Tralles und de Haën zu Stande. In einem Schreiben an den kaiserlichen Leibarzt Störk \*\*\*) sagt der liebenswürdige und fromme Tralles: „Mit wahrer Betrübniß habe

\*) *Epistol ab erud. vir. ad Haller. ep.* 280, 327, 334.

\*\*) *Si me dies absorbent totum, noctes Halleri erunt. Ep.* 327.

\*\*\*) Tralles de usu Vesicantium in der Zueignungsschrift.

ich die Nachricht vernommen, daß mein geliebter de Haën nach einer dreimonatlichen, sehr schmerzhaften Krankheit, endlich einer alle Kunst verschmähenden Engbrüstigkeit erlegen sei. Ich hatte schon lange vorher vernommen, daß er schwer erkrankt sei, und war beinahe auf dessen Tod schon vorbereitet. Aber wie groß war meine Freude und mein Entzücken noch vor wenigen Wochen, von dessen eigener, obwohl schon zitternder Hand — er war sonst ein Kalligraph — ein kurzes Briefchen zu erhalten, und daraus nebst dem erfreulichen Beweise, daß er noch lebe, auch noch die Versicherung seiner ewigen Freundschaft, und den Wunsch, zu ersehen, daß ich recht bald antworten möge. Aber diese meine Freude war leider nur von kurzer Dauer. Der Tod hat ihn hingerafft, ihn, der nicht nur die Zierde der Wiener Schule, sondern auch der Lehrer aller Aerzte, selbst in den entferntesten Ländern — der Apollo aller Kranken, die mit dem festesten Vertrauen zu ihm ihre Zuflucht nahmen — und mein treuester, und redlichster Freund war. Seitdem zwischen mir und ihm ein mit aller Würde geführter Streit über die Einimpfung der Blattern entstand, hat er seine Freundschaft gegen mich verdoppelt, und öffentlich erklärt, daß er mit Bruderliebe und ewiger Zuneigung mir anhänge.

Da er mich persönlich nicht kannte, so nahm ich einst auf der Reise nach Wien den Namen eines Breslauer Kaufmanns an, und ging zu ihm. Er sprach von mir mit so vieler Theilnahme und Freundschaft, daß ich diese Maske alsogleich wegwarf, er mich, der ich die Thränen nicht zurückhalten konnte, herzlich umarmte, und mit aller Zärtlichkeit überhäufte. Wie viele süße Stunden habe ich dann in seiner Gesellschaft zugebracht! Aber sie kommen nicht wieder! Ich habe an ihm einen Freund verloren; die Universität, die ganze gelehrte Welt betrauert seinen Verlust. Er liebte die Wahrheit über Alles; sein Ruhm als Arzt und Gelehrter wird niemals untergehen. Seine Thätigkeit, seine Verdienste und sein frommes Leben werden im Himmel ihren Lohn finden.“ — So sprach ein Mann von de Haën, der mit ihm in literarischem Streite verwickelt war. Kann es ein schöneres Zeugniß für de Haën geben? —

Wir können uns hier nicht tiefer in die großen Verdienste de Haëns um die Erweiterung der Heilkunde einlassen. Sie sind jedem gebildeten Arzte ohnehin bekannt, und für den Nichtarzt wären sie ohne Interesse. Wir schließen daher diese Skizze mit einigen Urtheilen französischer Aerzte über de Haën: Eloy \*) sagt: „Ich frage, ob der Eifer de Haëns für die Fortschritte der Heilkunde, ob die Thätigkeit, die er entwickelt, und die Einrichtungen, die er getroffen, um zu diesem Zwecke zu gelangen — ob der Erfolg seiner Unternehmungen, die er durch seine Lehre förderte — nicht verdienen, daß man

\*) Dictionnaire historique Art. Haen.

ihm die Verirrungen verzeihe, die man ihm oft mit zu großer Strenge vorwirft.“ Im Journal de Medicine, Octob. 1776, heißt es: De Haën arbeitete mit einem bewunderungswürdigen und unermüdeten Eifer, um die Fortschritte der ärztlichen Wissenschaft und Kunst zu erweitern. Leider hat es seinem Rufe geschadet, daß er in seinem Werke über die Magie eine allzu große exaltirte Imagination verwalten ließ.“ — Degenettes sagt \*) über den Charakter de Haëns: „Unbekannt mit den Formen und den äußeren feinen Wendungen, die uns so leicht das Wohlwollen Anderer erwerben, hat de Haën seinen großen Ruf nur seinen Verdiensten als Arzt zu verdanken. Man hat ihm einen etwas harten Ton in mehreren gelehrten Streitigkeiten vorgeworfen, in welchen sein ernster Geist alle persönliche Rücksicht Dem, was er für wahr hielt, aufopferte. Dessen ungeachtet besaß er in einem hohen Grade alle Eigenschaften eines guten, wohlthätigen Menschen und treuen Bürgers; und er ward auch sehr innig bedauert, als er seine langjährige und thatenreiche Laufbahn vollendete.“ De Haën starb am 3. September 1776 in seinem 73. Jahre, und zwar in seinem Hause, Wieden Nr. 132. Der berühmte Vic d'azyr sprach in der französischen Akademie öffentlich sein Eloge, die wir aber leider nicht zu Gesicht bekommen konnten. Wir bemerken nur noch, daß de Haën mit dem als Arzt, Schriftsteller, comes Archiatorum und Präses der Facultät berühmt gewordenen Nachfolger Van Swieten, Antonius Störk wegen eines literarischen Streites über die Heilkräfte des Schierlings in unangenehme Berührung kam, ja sich sogar (wie sich Sprengel ausdrückt) bei dieser, aus Privatsachen entstandenen Streitigkeit sich übereilt habe; daher ist es einigermaßen erklärlich, daß Störk in einer Schrift, die er 1775 herausgab, und worin er die Einrichtungen der Wiener Universität mittheilt, mit ziemlicher Laueheit von de Haën spricht, während er vom Lobe über Van Swieten überströmt. — Dessen ungeachtet hatte er während seiner letzten Krankheit sich ganz der Behandlung Störks überlassen, demselben seinen literarischen Nachlaß übergeben, und dieser würde gewiß, wie schon oben erwähnt, diese Schriften mit eigenen Zusätzen bereichert, herausgegeben haben, wenn er die Zeit gefunden hätte, so daß Stoll dieselben herausgab. Wir bedauern, daß der Briefwechsel zwischen Van Swieten und de Haën, dessen Stoll erwähnt, nicht näher bekannt geworden ist, indem derselbe gewiß manchen Beitrag zur Geschichte der Kunst und der Zeit, in der de Haën lebte, so wie seines eigenen Lebens enthalten mag.

\*) Biographie médicale Art. de Haen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 fr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 fr., und vierteljährig 1 fl. 45 fr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Solge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 54.]

Donnerstag, den 6. Juli.

[1837.]

Inhalt: Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder. — Verpflegsanstalt für stille Geistesranke und andere chronisch Leidende. — Beitrag zur Geschichte der verstellten Krankheiten. — Eigene Art des Selbstmordes. — Miscellen.

## Briefe über den zweckmäßigen Gebrauch der Gesundbrunnen und Mineralbäder.

(Vom Redacteur.)

### Dritter Brief.

»Hast du, lieber Leser, über die Wahl des Gesundbrunnen, und über die beste Art, dich hierzu vorzubereiten, einen vernünftigen Arzt zu Rathe gezogen, so mußt du, um dir den guten Erfolg deiner Kur zu sichern, mit Vertrauen und vollkommener Gemüthsruhe an die Heilquelle reisen, und an dem Orte, wo du der Natur die Herstellung deiner Gesundheit anvertrauest, auch den Gesetzen der Natur treu bleiben.« So schloß ich mein zweites Schreiben, mit dem gleichzeitigen Versprechen, dir über die Lebensart, welche du an dem Kurplatze zu beobachten hast, einige Winke zu geben. In dieser Beziehung kann ich dir vor Allem nicht genug ans Herz legen, was Alibert eben so wahr als schön sagt: »Sobald du an dem Orte, wo dein Heil quillt, ankommst, so sei dein Betragen der Art, als wenn du in dem Tempel des Aesculap eintreten wolltest. Du mußt daher alle Leidenschaften, die in der Heimat deine Seele beunruhigt, am Eingange zurücklassen, so wie alle kleinlichen Geschäfte, die deinem Geiste Qual bereiten, vergessen.« — Diese Lehre ist die wichtigste von Allen, die ich dir, lieber Leser, zur strengsten Beobachtung ans Herz legen muß; eine Lehre, die leider nur zu oft vernachlässigt wird. Wer die Last von Sorgen, die sein Gemüth zu Hause erdrückt, mit sich an den Gesundbrunnen fortzuschleppt — wer es nicht über sich vermag, alle Verhältnisse, die in der Heimat seine Seele mit einem trüben Schleier umhüllten, zu vergessen — der reiset umsonst an die Quelle des Heiles.

„Vergessen?“ höre ich dich rufen. „Wo ist der Strom der Lethe, in dessen Fluthen ich mein Gemüth tauchen kann, um das ernste Leben und alle seine drückenden Sorgen vergessen zu können? Erinnern mich nicht meine körperlichen Leiden jeden Augenblick an die bitteren Stunden, in denen sie erzeugt worden — an die schweren Ketten, unter deren Druck sie entstanden sind?“ Ich will dir nicht ganz widersprechen, und gebe gern zu, daß es kaum in des Menschen Macht liegt, sich von der Vergangenheit gänzlich loszusagen, und gleichsam ein neues Leben zu beginnen, dessen erster Ring gar nicht mit der Kette seines früheren Lebens zusammenhängen soll. Aber so viel steht doch in der Willenskraft eines Jeden, alle Gelegenheit streng zu meiden, die ihn an frühere, das Gemüth unangenehm berührende Zustände erinnern könnte. Du mußt also trachten, am Badeorte dich nur mit solchen Gegenständen in Berührung zu setzen, welche dir die trübe Vergangenheit, oder die düstere Heimat nicht nur nicht in das Gedächtniß zurückrufen, sondern auch deiner Stimmung eine heitere Richtung geben. — Eine unter dem Drucke häuslicher Zwietracht lebende Frau beging die Unvorsichtigkeit, mit ihrem eifersüchtigen Manne ins Bad zu reisen. Ihre Krankheit wuchs von Stunde zu Stunde, und der Badearzt, der den Gebrauch des Brunnens vollkommen dem Zustande der Kranken angemessen fand, konnte erst dann den Grund des mißlingenden Erfolges sich erklären, als er zufällig erfuhr, ihr Mann, der mit in den Kurort gereist, quälte die arme Frau mit seiner ungegründeten Eifersucht. Ein ähnliches Bewandniß hat es, wenn Badegäste allzukleine Kinder mit sich nehmen. Solche Geschöpfe machen den Eltern, trotz aller gutmüthigen Einfalt, dennoch viel Sorge, Unruhe und schlaflose Nächte. So gibt es der Veranlassungen zu Gemüthsbewegungen gar viele, und die erste Vorschrift, die ich dir geben kann, ist: „Wenn du an einen Kurplatz reise, so lasse Alles zurück, daß dich an deinen früheren Zustand, an deine unangenehmen häuslichen oder ämtlichen Verhältnisse, kurz an irgend etwas erinnern kann, wodurch dein Gemüth bewegt, und der Erfolg deiner Reise vereitelt werden kann. Aber einen Gegenstand darfst du, so sehr er geeignet ist, dich an deine heimatlichen Leiden zu erinnern, dennoch mitzunehmen nicht vergessen. Er betrifft die mit Klarheit, Treue und Gründlichkeit von deinem Hausarzte entworfene Geschichte deiner Krankheit. Dieser Gegenstand ist von der größten Wichtigkeit, und doch vernachlässigen ihn viele Badegäste. Wie kann der Brunnenarzt mit Bestimmtheit diese oder jene Quelle am Kurplatze, oder überhaupt den Gebrauch einer Heilquelle dir anrathen, wenn er keine Einsicht in deinen früheren Zustand hat? Er möge dich noch so lange durchfragen, unmöglich wirst du ihm jenen Aufschluß über deine Natur, über die Entstehung, den

Verlauf und Verwicklung deines Uebels, über Das, was du bis jetzt gebräuchst, ob es dir gut oder übel bekommen, — über deine körperlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten, so klaren, redlichen und verbürgten Aufschluß geben, als dein Hausarzt — vorausgesetzt, er ist, was er immer seyn soll, auch der Freund deines Hauses, und du nicht durch ewigen Wechsel deiner Aerzte einem Jedem derselben eine klare Einsicht in deinen Zustand unmöglich machst. Der Badearzt kann sich auch nicht immer die Zeit nehmen, dich über jeden einzelnen Punkt genau zu befragen, ja oft liegt die Wurzel deines Uebels in einem geringfügig scheinenden Umstande, der dir selbst entgeht, und den nur der Scharfsinn deines Hausarztes ermitteln kann, weil nur ihm ein tiefer Blick in das innere Gewebe deiner heimathlichen Verhältnisse gegönnt ist. Vergiß also nicht, daß für die Reise an den Kurplatz eine gutverfaßte Krankengeschichte eben so wichtig als ein Reisepaß ist. — Bist du nun an dem Orte, wo du Genesung suchst, glücklich angekommen, so sei deine erste Regel: Eile mit Weile! Das heiße Verlangen mancher ungeduldigen Gäste nach ihrer Ankunft gleich zum Brunnen, oder ins Bad zu eilen, hat so manchem Kranken den ganzen Erfolg seiner Reise vereitelt. Diese Eile und das brennende Bestreben, keinen Augenblick der Kurzeit zu verlieren, hat oft die traurigsten Folgen. Nach jeder, besonders etwas größeren Reise ist der Körper in einem Zustand von Spannung oder Aufregung, die durch angemessene Ruhe des Körpers und des Geistes vorübergehen muß, bevor man die Heilquelle benützen darf. Die Zeit dieser Ruhe ist deswegen keine verlorne; du kannst dieselbe wohl benützen, um mit dem Badearte genaue Rücksprache zu halten; um Alles, das für deine jetzige Lebensart und Bequemlichkeit nöthig seyn dürfte, gehörig herbeizuschaffen, und deinen Geist zu jener ruhigeren Stimmung vorzubereiten, welche zum Erfolg deiner Kur nöthig ist. Mehr als einmal trifft es sich, daß Gäste ohne frühere Unterredung mit dem Badearte die Kur beginnen, und zwar entweder weil ihr Hausarzt ihnen diese oder jene Quelle als die passendste angerathen, und sie also eines zweiten Arztes nicht zu bedürfen glauben — oder weil ihnen dieser Gesundbrunnen voriges Jahr gute Dienste geleistet, und sie also gleichen Erfolg auch dieses Jahr von demselben erwarten. Allein, was den ersten Punct betrifft, so gibt es oft neue örtliche und zeitliche Verhältnisse, so wie andere Veränderungen am Kurplatze, die nur der Badearzt kennt; die feineren Unterscheidungen der Heilkräfte einer Quelle sind dem an Ort und Stelle sie beobachtenden Brunnenarzt am besten bekannt, und so wird es jedenfalls rätlich seyn, die Ansicht deines Hausarztes von dem Badearte bestätigt zu finden. Was den zweiten Punct betrifft, so kann ja deine Natur durch ein Jahr eine bedeutende Umwandlung erlitten haben, und dir gerade dieselbe Quelle dießmal im höchsten Grade schaden, die dir voriges Jahr sehr wohl bekommen

hat. Ich habe in dieser Beziehung ein beherzigenswerthes Beispiel erlebt. Eine Frau, die früher an heftigen rheumatischen Schmerzen gelitten, ging auf Anrathen ihres Arztes, in ein schwefelhaltiges Bad. Ihre Schmerzen verloren sich auf den Gebrauch desselben, sie brachte den nächsten Winter sehr gut zu, und die gute Frau konnte kaum den nächsten Sommer erwarten, um, wie sie sagte, aus Dankbarkeit, und um jeden Rest von Rheuma zu tilgen, wieder in das nämliche Bad zu reisen. Ihr Arzt war vollkommen damit einverstanden, machte sie jedoch darauf aufmerksam, den dortigen Badearzt vor dem Antritte des Bades zu Rathe zu ziehen. Ohne jedoch diesen Rath zu befolgen, vertraut dieselbe auf den vorjährigen guten Erfolg, und braucht die Bäder. Aber traurig hätten die Folgen dieses Leichtsinnes seyn können. Ein Brustleiden, welches mit einem von der Frau für nichts bedeutend gehaltenen Husten auf der Reise sich ankündigte, drohte, sich durch den stürmischen Gebrauch des heißen Schwefelbades bei unregelter Diät in einen ernstern Bluthusten zu umwandeln, und nur die unermüdete Sorgfalt des Badearztes konnte diesem Ausbruch vorbeugen. — So weit, lieber Leser, über das was du zunächst zu thun hast, wenn du im Badeorte ankommst, nämlich die Sorgen des Hauses am Thore abgeben, deine Krankengeschichte nehmen, und zum Badearzt gehen. Hast du dieß gethan, so mußt du dich der Brunnen diät mit Ergebung unterwerfen, und mit dieser will ich meinen nächsten Brief beginnen.

### **Berpflegs-Anstalt für stille Geisteskranke und andere chronisch Leidende.**

(In Wien, Stadt, Teinfaltstraße Nr. 74, fünfte Stiege, zweiten Stock.)

Wir sind ersucht worden, folgende Anzeige unter eben genanntem Titel in unser Blatt aufzunehmen:

„In die schon seit mehreren Jahren bestehende Berpflegsanstalt der Unterzeichneten für stille Geisteskranke, welche sich bereits das Zutrauen und die Zufriedenheit mehrerer hochadeligen Familien erworben hat, werden noch einige solche Kranke von Distinction gegen billige Bedingnisse aufgenommen.

Jene Familien, welche derlei gemüthsranke Personen dahin in die Pflege anvertrauen wollen, dürfen einer anständigen und sorgfamen Behandlung derselben versichert seyn; insbesondere aber wird ihnen in Beziehung auf die ärztliche Behandlung der Letzteren die Wahl des Arztes ganz freigestellt.

Uebrigens sind daselbst nicht nur die nöthigen Vorrichtungen zu Douche- und Tropfbädern vorhanden, sondern es ist auch für andere physikalische Apparate zum allfälligen ärztlichen Gebrauche gehörig vorgesorgt.

Das für diese Anstalt gewidmete Locale hat eine freundliche Lage, und ein großer Theil desselben die Aussicht auf die Wästei und das Gebirge. Dessen

ungeachtet aber werden die in die Pflege übernommenen Kranken, wenn es ihr Zustand erlaubt, auch alle Jahre im Sommer auf einige Monate auf das Land gebracht.

Eben so werden auch andere chronisch Leidende in die Pflege übernommen.

In Betreff der näheren Bedingungen beliebe man sich gefälligst entweder persönlich, oder aber in portofreien Briefen an die unterzeichnete, in dem oben angeführten Locale zugleich wohnhafte Eigenthümerin dieser Anstalt zu wenden.

T h e r e s i a P a b s t ,

Med. Doctors Witwe,

als Eigenthümerin obiger Verpflegs-Anstalt.

Nachschrift. Der Herausgeber dieses Blattes besuchte selbst diese lobenswerthe Anstalt, und glaubt seinen respectiven Lesern nicht zu missfallen, indem er den Befund veröffentlicht, da sich zuweilen der Fall ergibt, daß man einer bedrängten Familie durch Anrathen einer gerade für manche Verhältnisse ganz besonders passenden Unterkunft zur Heilung oder Versorgung eines unglücklichen Familiengliedes nützen kann. —

Der im Jahre 1831 verstorbene Dr. P a b s t behandelte schon viele Jahre früher Irnsinnige, die er in seine Wohnung aufnahm, mit entschieden glücklichem Erfolge. Nach seinem Ableben erwarb sich seine hinterlassene Witwe die Bewilligung von der hohen Regierung, stille Irren unter der gesetzlich vorgeschriebenen Oberaufsicht in ihrer zu diesem Endzweck eigends eingerichteten Wohnung fernerhin aufnehmen zu dürfen.

Während sie, was die zweckmäßige Pflege und psychische Behandlung solcher Kranken betrifft, durch mehrjährige Uebung eingeweiht ist, besorgt ihr Hausarzt die ärztliche Leitung in allgemeiner Beziehung, wobei es aber den Angehörigen des Kranken freigestellt ist, einen anderen praktischen Arzt beizuziehen, so daß die verschiedenen, bis jetzt in dieser Anstalt gewesenen Kranken laut Protokoll von den H. H. D. D. Reg. R. Güntner, Virkner, Traut, Grohmann, Stofella, Mauthner, Neuner, Zink, Zimmer behandelt worden sind, wobei in besonderen Fällen auch die Herren R. R. Knolz, Hofrath v. Isfortink, Professor v. Wischoff, Hofrath v. Wiver, v. Malfatti, Sterz, Stabsarzt Sachs, Steinmaßler als Consultanten beigezogen wurden.

Die Meisten von den in dieser Anstalt gewesenen Kranken sind geheilt entlassen worden, bei Anderen hat sich der krankhafte Zustand sehr vermindert, und einige bleiben als Glieder der Familie im Hause, da sie und ihre Angehörigen keinen besseren Ort zur Versorgung finden.

Da die Ursache des Irnsinnes sehr verschieden ist, so ist es auch die spezielle, ärztliche Behandlung, die nach der Anordnung des jedesmaligen Herrn Ordinarius mit der Pflege und psychischen Behandlung in Einklang gebracht wird.

Mit auffallend gutem Erfolge wurde in vielen Fällen das lauwarme, kühle oder kalte Wasser nach den verschiedenen Nebenumständen zum Waschen, Baden, Begießen und als Douche-, Tropf- oder Regenbad angewendet, wozu alle nöthigen Vorrichtungen vorfindlich sind. Auch wurden schon auf besondere ärztliche Anordnung die Electricität, Galvanismus und der Eisenmagnet angewendet.

Was insbesondere die Pflege dieser Kranken betrifft, so ist wohl kaum etwas zu wünschen übrig. Im geschlossenen Hause herrscht die größte Ordnung und Stille, die hierzu eigends abgerichteten weiblichen Diensteute halten die Kranken beständig unter Aufsicht, ohne daß es die Legteren bemerken.

Wenn nicht besondere Beschränkung der Freiheit nöthig ist, werden sie im Hause angemessen beschäftigt, die von höherem Stande durch Musik, oder auf andere Weise in ihren Zimmer unterhalten, gehen mit Begleitung ins Freie, und wenn es ersprießlich und zulässig ist, werden auch kleine Landreisen in die Umgegend und das Besuchen eigends ausgewählter Lust- und Schauspiele benützt, um die sich bessernden Kranken für ihr gutes Verhalten zu belohnen, und die trübsinnigen zu zerstreuen.

Nach den verschiedenen Bedürfnissen der Kranken sind die bedingten Preise verschieden, aber immer höchst billig von 1 fl. bis 6 fl. C.M. täglich, worüber vor der Aufnahme contractmäßig verhandelt wird.

Diese Anstalt ist ganz besonders zur Aufnahme für Damen geeignet, und hierzu sind einige Abtheilungen besonders eingerichtet, und das nöthige weibliche Dienstpersonal vorhanden.

D. Red.

### Beitrag zur Geschichte der verstellten Krankheiten.

Die Redaction der Gesundheitszeitung erhielt folgendes Schreiben:  
Euer Wohlgeboren!

Der Aufsatz in Ihrem Blatte Nr. 50, „über verstellte Krankheiten einer gewissen Menschenclasse,“ gibt mir Veranlassung, Ihnen folgenden Fall mitzutheilen:

Früher auf dem Lande als Wundarzt zu Kalksburg, W. U. W. W., angestellt, hatte ich Gelegenheit, bei einem Kirchweihfeste, wo Bettler in Massen herbeiströmen, einen jener Betrüger zu sehen, wie sie in obgenanntem Aufsatze geschildert sind.

Vor Mitternacht erschien ein Mensch, bei 30 Jahre alt, im Tanzsaal, heulte wie ein Laubstummer, und schrieb mit Kreide auf den Tischen der anwesenden Gäste sein gehabtes Unglück an, nämlich die Türken hätten ihm die Zunge abgeschnitten, und er sei daher der Sprache ganz beraubt. Alles versammelte sich, den Unglücklichen zu sehen, und demselben Almosen zu spenden. Auch meine Aufmerksamkeit erregte derselbe, und ich

fand bei näherer Untersuchung (zu meinem Erstaunen), von der Zunge nichts anderes, als einen stumpfen Körper, der das Ansehen der Zungenwurzel hatte, (wie wohl ich mir dachte, daß Operationen der Zunge nicht alle so glücklich ablaufen möchten). Nachdem der Bettler ziemlich gut beschenkt war, entfernte sich derselbe in das ebenerdige Gastzimmer, und ließ sich Wein geben, mußte aber mehr wie gewöhnlich getrunken haben, indem die anwesenden Hauer, wie vom Zauber getroffen, auf einmal des Unglücklichen Stimme hörten, der sich Schimpfnamen aller Art bediente. Es wurde der Betrug erkannt, derselbe fest genommen, und der löblichen Herrschaft überschickt. Dieser Elende verstand die Kunst, seine Zunge ganz zurückzuschlagen, und alle Anwesenden zu täuschen. Ich verharre zc.

Johann Hollitscher,  
bürgerlicher Wundarzt in Wien.

### **Eigene Art des Selbstmordes.**

Ein junger Mann in Paris, Namens Julien, der sich um die schöne, 16jährige Tochter eines Metallgießers bei ihrem Vater umsonst beworben hatte, dem gleichzeitig aller Zutritt in das Haus verweigert wurde, bezeigte auf alle Weise seine größte Verzweiflung. Er geht Abends 5 Uhr nach Hause, und sein Freund, der mit ihm zusammen wohnt, und sein verstörtes Wesen sieht, fragt ihn über die Ursache seiner Traurigkeit. Da er aber nur ausweichende Antworten erhält, so überläßt er denselben seinen eigenen Betrachtungen, und geht spazieren. Nach 2 Stunden kehrt er heim, und hört bei seinem Eintritt ins Zimmer das jämmerlichste Geschrei. „Kein Zweifel! Julien hat sich das Leben nehmen wollen.“ Erschrocken rennt der junge Mann zu einem Polizeicommissär; dieser kommt, findet die Thüre offen; Julien liegt auf dem platten Boden, und wimmert jämmerlich. In der rechten Hand hält er ein frischgeschliffenes Küchenmesser, dessen Spitze er gegen seine Brust gerichtet; drei Briefe liegen auf einem Kasten, an seine Mutter, an die seiner Geliebten und an den Polizeicommissär gerichtet. Er erklärt in einem jeden derselben, daß er aus Verzweiflung zu sterben beschlossen habe. Während die Umgebung die erste Hilfe dem Sterbenden geben, kommt ein Polizeicommissär mit einem Arzt; diesem gibt Julien deutlich zu verstehen, er habe Gift genommen. Man gibt ihm alsogleich das Weiße von 6 Eiern, einige Gran Brechpulver, und mehrere Gläser warmen Wassers, um das Erbrechen zu erleichtern. Die Wirkung der Brechmittel stellt sich bald ein; aber man will dennoch die Anwendung des Gegengiftes fortsetzen, als Julien, der schon mehr als 7 Maß warmes Wasser getrunken hatte, kein anderes Mittel wußte, sich dieser Behandlung sowohl, als auch jeder ferneren Untersuchung zu entziehen, als offen zu bekennen, daß der ganze Auftritt nur eine Komödie sei; daß er sich gar nicht vergiftet habe, daß es ihm auch nie

in den Sinn gekommen sei, sich tödten zu wollen, und er den scheinbaren Versuch eines Selbstmordes nur deswegen veranstaltet habe, weil er hierdurch einen grausamen Vater zu erweichen hoffte, der ihm die Hand seiner Tochter versagte. Julien hat jetzt kein anderes Uebelbefinden, als dasjenige, welches ihm das viele Wassertrinken und die angewendeten Brechmittel zuzogen.

### Miscellen.

Bei Coreux sind kürzlich zwei Arbeiter, die in einer Mergelgrube beinahe 150 Fuß unter der Erde verschüttet wurden, nach stägiger Arbeit wieder befreit worden. Während der Zeit ihrer Leiden hat der Ältere den Jüngeren umbringen wollen, weil dieser ihm seine Tabakdose gestohlen habe.

In dem Gefängnisse des Departement de l'Aube befindet sich ein 80jähriger Greis wegen eines begangenen Mordes. Als man ihm den Vorwurf machte, in einem so hohen Alter noch eine so schlechte That begangen zu haben, sagte er: „Ich wollte diese That schon lange an dem jetzt Gemordeten verüben; allein ich wollte mein 80. Jahr abwarten, wo man nicht mehr unter die Guillotine kommt, und mein Leben in einem Gefängnisse zu enden — daran siegt mir wenig.“

Die Armen-Krankenanstalten Londons sind nicht so groß, als die von Paris. Man zählt daselbst 10 Spitäler für nicht ansteckende, 3 für ansteckende Krankheiten, 2 Irrenanstalten, 5 Gebärhäuser, 3 Augenkranken spitäler, so wie mehrere Anstalten zu ärztlichen Berathungen und zur Vertheilung von Arzneien und zu ärztlichem Besuche in den Wohnungen. Sie sind zum Theil sehr alt, und mit Fonds versehen, meist jedoch neu eingerichtet, und durch jährliche freiwillige Beiträge unterhalten. Zur Aufnahme bedarf es des Empfehlungsschreibens eines der freiwilligen Unterzeichner, und wenn keine Betten mehr offen sind, werden die Kranken in ihren Wohnungen behandelt. Die Säle sind sehr reinlich, die Betten meist von Eisen, gehörig abstehend, und im Winter mit nicht hängenden Vorhängen umgeben. Für Verunglückte beider Geschlechter sind zwei Säle bestimmt. Seit der neuen Anatomie-Bill wird ein Theil der nicht reklamirten Körper auf die Secir-Säle geschickt. (Lee Coup. d'ocil sur les hopitaux de Londres etc. Paris 1836.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 55.]

Montag, den 10. Juli.

[1837.]

Inhalt: Einige Worte über die Benützung der Soole zu Ischel zu elektrischen Bädern. — Der Besuch eines Irrenhauses in London. — Das kalte Bad. — Nekrolog. — Miscellen.

## Einige Worte über die Benützung der Soole zu Ischel zu elektrischen Bädern \*).

Wir machen unsere Leser auf eine neue Art der Benützung der Soole als Heilmittel aufmerksam, die dieses Jahr in Ischel in Anwendung kommen wird, und erlauben uns nur zum besseren Verständniß derselben einige Worte über die Heilkraft der Elektrizität vorauszuschicken.

Der heilsame Einfluß der Elektrizität auf Pflanzen, Thiere und Menschen ist durch unzählige Erfahrungen bestätigt. Pflanzen, die unter dem Einflusse der elektrischen Kraft standen, kamen bedeutend früher zur Blüthe als andere derselben Art in demselben Treibhause; täglich elektrisirte Samen keimen 3 bis 4 Tage früher als andere derselben Gattung. Aus Cavallo's Versuchen erhellet, daß das Regenwasser durch seine Elektrizität seine befruchtende Kraft auf Pflanzen ausübt, und es ist erwiesen, daß zur Zeit, wo öfters elektrische Wolken erscheinen, das Wachsthum der Pflanzen am besten gedeihe, und daß sie durch Gewitterregen die meiste Kraft gewinnen. Eben so unwidersprechliche Beweise liefert die Erfahrung für den Einfluß der Elektrizität auf den menschlichen Körper, besonders wenn sie mit Wasser in Verbindung tritt. In vielen Mineralquellen, deren Heilkraft aus ihren chemischen Bestandtheilen durchaus nicht erklärlich sind, ist wahrscheinlich diese elektrische Spannung, in welche sie im Inneren der Erde versetzt werden, der Hauptgrund ihrer heilsamen Wirkung. Was die Heilquellen in Bezug auf das Innere

\*) Nach einem dießfalls gemachten Vorschlage des Herrn Fr. v. Erlich (siehe Beiträge zur Badchronik von Ischel, Wien 1836).

der Erde sind, das ist das Regenwasser, besonders der Gewitterregen, in Bezug auf die Atmosphäre, es ist nämlich eine Heilquelle, die aus dem Leben der Atmosphäre hervorgeht. Schon bei den Thieren findet man Zeichen des wohlthätigen Einflusses des Regenwassers; sie werden durch warmen Regen in ihrer Vermehrung begünstigt, und viele setzen sich, zumal wenn sie ermüdet sind, dem Einflusse des Regens gerne aus, und werden hierdurch gestärkt. Nicht minder wohlthätigen Einfluß übt dieses elektrische Wasser auf den menschlichen Körper aus. Nach den Versuchen, die Fr. v. Erlach \*) machte, war die Empfindung, die ein sehr reizbarer, an Krämpfen, Schwäche und leichter Aufregbarkeit leidender Mann nach jedesmaligem halbständigen Gebrauche eines Gewitterregenbades (wo nämlich bei starkem Gewitterregen auf einer hochgelegenen Wiese die herabströmenden Regengüsse auf den Körper frei einwirkten,) hatte, ungemein angenehm; Leichtigkeit und Ruhe, wie er sonst in keinem Bade in solchem Maße empfunden hatte, verbreiteten sich über ihn, und dauerten jedesmal den ganzen Abend; selbst der sonst durch unruhige Träume unterbrochene Schlaf wurde ruhig und erquickend. Jean Paul \*\*) sagt daher mit Recht, man sollte den Gewitterregen mehr als Heilmittel benutzen, und Hofrath Dr. Pittschast empfiehlt diesen Vorschlag allen Aerzten zur Beherzigung. Daß dieser heilsame Einfluß des Regenwassers mit der hierbei frei werdenden Elektrizität zusammenhänge, beweiset schon das Vorhandenseyn der Salpetersäure \*\*\*) in jedem während eines Gewitters fallenden Regen.

Aus allem bisher Gesagten erhellet, daß die eigenthümliche Heilkraft des Gewitterregens in der mit ihm verbundenen Elektrizität liege; da aber ein solches elektrisches Bad nicht immer aus der Hand der Natur zu erhalten ist, so dringt sich dem Arzte ganz natürlich der Wunsch und das Bedürfniß auf, solche elektrische Bäder künstlich zu bilden, d. h. durch Uebertragung freier Elektrizität auf Flüssigkeiten, diesen die Kraft natürlicher Gewitterregenbäder zu ertheilen. Da nun die Salzaufösungen zu den besten Elektrizitätsleitern gehören, so muß die Soole zur Aufnahme frei sich entwickelnder Elektrizität, und folglich zur Bildung künstlicher elektrischer Bäder sehr geeignet seyn; eine Idee, die bisher wenig beachtet, von dem Herrn Hofrath Dr. v. Wirer, dem unermüdeten und eifrigen Beförderer alles Dessen, was auf die Heilkräfte

\*) Im D. a. W. p. 95.

\*\*) In seiner *Levana* Bd. 3, p. 112.

\*\*\*) Als eines unmittelbaren Productes des elektrischen Processes in der Atmosphäre während des Gewitters, indem diese Säure gebildet wird, wenn man einen Strom elektrischer Funken durch atmosphärische Luft schlagen läßt.

Eschels Bezug hat, einer näheren Berücksichtigung gewürdigt, und dieses Jahr zur Darstellung künstlicher elektrischer Bäder benützt werden wird. Das Wesen derselben besteht darin, daß die Soole entweder als Tropfbad, oder als Wannenbad in einen elektrischen Zustand versetzt werden, und zwar durch Elektrisirmaschinen, oder durch Wannen, welche eine zur Entwicklung der Berührungselektrizität geeignete Einrichtung haben, und so auf den Kranken einwirken können, daß entweder sein Körper als Schließungsglied zwischen den elektrischen Polen tritt, oder daß im Kranken selbst ein elektrischer Gegensatz hervorgerufen wird. Das künstlich erzeugte Tropfbad soll hier statt des natürlichen elektrischen Regenbades, so wie die elektrisirten Wannenbäder als elektrische Mineralbäder heilsam einwirken.

### Der Besuch eines Irrenhauses in London.

Von M. Nisard.

In seinen Reiseerinnerungen theilt Nisard seine, während des Besuches eines Irrenhauses in London gemachten Beobachtungen mit, die wir unseren Lesern in gedrängter Kürze mittheilen. Das Haus selbst wurde durch freiwillige Beiträge gegründet, die es noch jetzt erhalten. Es hat in seinem Aeußeren nichts Auffallendverschiedenes von einem Hause, wo vernunftbegabte Menschen wohnen. Auf das Anschlagen mit dem kupfernen Hammer öffnete ein Diener des die Anstalt leitenden Arztes die Thür. Dieser, ein ernster und kalter Mann, führte den Reisenden zuerst an den Ort, wo die männlichen Irren wohnen. Der erste Narr, den Nisard sah, war ein Perrückenmacher, den eine natürliche Schwäche des Gehirns in dieses Haus brachte. Sein ganzer Anzug, seine Frisur, Miene, Reden, kurz Alles deutete die fixe Idee dieses Narren an, der sich nämlich für einen Ceremonienmeister hielt. Er macht dreimal des Tages seinem Arzt die Honneurs, zeugt ihm den Weg zu jedem Zimmer, öffnet ihm überall die Thür, und stellt ihm feierlich seine Unglücksgefährten vor. Es ist der gutmüthigste Narr von der Welt. Aus Furcht, sich den Hals abzuschneiden, wagt er, der so viele Leute schon rasirt hatte, es dennoch nicht, sich selbst zu rasiren. Mit einem majestätischen Blick, hochgehaltenem Haupte, den einen Zipfen seines Mantels über die Schultern geworfen, steigt ein zweiter Narr mit einer ausgezeichneten Gestalt einher, und bildet sich ein, er sei Charles Kemble \*). Mitten aus einem Schwallde von Worten unterschied man die Namen: „Othello und Desdemona.“ Er klagte, daß seine Nebenbuhler ihn haben einsperren lassen, um von seinem Ruhm nicht verdunkelt zu werden, und bat immer,

\*) Ein berühmt gewordener Schauspieler in London, dessen Frau, geboren zu Wien 1774, (wo ihr Vater, von Camp, Tonkünstler war,) mehrere Lustspiele verfaßte und beliebte Tänzerin war.

man möchte ihn dem Theater, wo ihn der Beifall der Menge erwartete, zurückgeben. Nisard sah nun einen Mann, der auf den Tisch halbausgestreckt lag, als wenn er im tiefen Schlafe wäre. Der Arzt schüttelte ihn, als wolle er ihn aufwecken. Auf mehrere an ihn gerichtete Fragen über Vaterland, Geburtsort, frühere Schicksale u. s. w. antwortete er immer lakonisch mit dem Wörtchen: „Ja.“ Selbst als Nisard zu ihm „Adieu“ sagte, war dessen Antwort: „Ja!“ Sonst war kein Wort aus diesem Narren herauszubringen.

(Der Beschluß folgt.)

### Das kalte Bad.

(Vom Redacteur.)

Der wahre Freund der Menschheit, dem es um eine dauerhafte körperliche und geistige Gesundheit des Menschengeschlechts ernstlich zu thun ist, muß sich über das allmähliche Verschwinden eines Vorurtheiles freuen, welches in einer gewissen Zeit-Epoche gegen die kalten Bäder mit allem fanatischen Eifer der Selbstsucht erhoben, und Weichlichkeit und Entnervung in seinem Gefolge hatte. Ich sage „mit allem fanatischen Eifer der Selbstsucht,“ weil es nie einen großen Arzt gegeben, und auch jetzt nicht gibt, dem nicht die Veredlung der Menschennatur weit mehr gälte, als aller augenblickliche Vortheil, — der also nicht offen, und ohne krummen Umwege den wohlthätigen Einfluß der kalten Bäder auf die körperliche und geistige Kräftigung der ganzen Menschheit anerkannt hätte, wenn deren richtiger Gebrauch allgemainer eingeführt wird. Wie die Wahrheit überall durchdringt, so ist es auch mit der zweckmäßigen Benützung des kalten Bades der Fall. Zärtliche Mütter zittern nicht mehr, wenn der Erzieher für ihr zartgebautes Kind, als das einzige Mittel, ihn dem gänzlichen Hinwelken zu entreißen, öfteres und vorsichtiges Baden in kaltem Wasser anrät; die hysterische Dame, die jedes kühle Lüftchen einem Sturmwinde gleich, rauh anweht, heißt ihren Arzt nicht mehr einen Sonderling, wenn er ihr von dem kalten Bad glückliche Heilung verspricht — epikuräische Weltmenschen, im weichen Bette der Wollust grau geworden, eilen nicht mehr in ferne Klimate, um die erstorbene Kraft mit großem Kostenaufwande neu zu beleben — die kalte Quelle ihres Heiles rieselt im nahen Bach; — der werdende Jüngling wird nicht so leicht ein Opfer allzuängstlicher Aeltern, — oder entnervender Sinnenstürme, die die Blüthe seiner heiterjüngendlichen Unschuld zertreten, — der kalte Fluß, in den er sich täglich taucht, härtet ihn gegen die Macht der Verführung. Und so kann es in den vielfältigsten Verhältnissen des fränkenden Zeitgeistes nachgewiesen werden, daß die Menschheit durch die klare Erkenntniß des wohlthätigen Einflusses kalter Bäder einen wahren Fortschritt in der Erziehung, in der Diätetik und der Heilkunde gemacht, — ein Fortschritt,

der für die Herstellung der physischen und geistigen Urfraft des Menschengeschlechtes von höchster Wichtigkeit ist. Aber so anerkannt diese Wahrheit in dem Geiste denkender Aerzte und Erzieher feststeht, eben so traurig ist es, daß man sie von vielen Seiten theils nur halb verstanden, theils mißbraucht, theils endlich zu einem Mittel für selbstflüchtige Zwecke gemacht hat. Halb verstanden wurde sie aus vielen Ursachen, jedoch vorzüglich deswegen, weil Nichtärzte das, was ihnen Erzieher und Aerzte als diätetisches Mittel zur Kräftigung von Geist und Körper mit Wärme anempfohlen hatten, in ein Heilmittel, mit dessen Kräften sie hinreichend vertraut zu seyn glaubten, zu verwandeln kein Bedenken trugen. Mißbraucht wurden die kalten Bäder, weil man die Grundfälle, die bei deren Anwendung unerläßlich sind, aus den Augen verlor, mißverstand, unnöthig fand, — und die leidenschaftliche Vorliebe für kaltes Wasser machte taub für alle Vorurtheile, die wahrheitsliebende Aerzte Tag für Tag predigten. Wir wollen uns hier in keine ausführliche Darstellung der wohlthätigen Wirkungen der kalten Bäder auf das Leben der Haut, auf Verdauung, auf die Muskel- und Nervenkraft, auf Erhaltung jugendlicher Kraft, Unschuld und guter Sitten, auf Stärkung des Gedächtnisses, Belebung und Reinhalten der Phantasie, auf Klarheit des Denkens, Erheiterung des Gemüthes und Fernhaltung desselben von so manchem, den Schein der Civilisation an sich tragenden geistigen Aftergenuß einlassen. — Diese Punkte sind oft genug, und von Männern gesagt worden, deren gewichtige Stimme in allen Gemüthern die Wohlthätigkeit kalter Bäder bis zur unumstößlichen Ueberzeugung, ja bis zur Begeisterung für dieselbe gesteigert hatten. Wir wollen hier nur den richtigen Gebrauch derselben unseren Lesern ans Herz legen, und halten eine solche Anweisung für um so dringender, als wir uns täglich von der Vorliebe des Publikums für den Gebrauch solcher Bäder überzeugen, und die weisen Massregeln der Behörden, den Freunden des kalten Bades den Gebrauch desselben in unserer Hauptstadt durch die Errichtung und Verbesserung zweckmäßiger Anstalten sehr erleichtern, und sogar das Schwimmenlernen den Damen möglich gemacht wird \*).

(Die Fortsetzung folgt.)

\*) Es kann nur von den wohlthätigsten Folgen seyn, und den Freund eines naturgemäßen Lebens nur freuen, zu vernehmen, daß die Zahl der Damen und Mädchen täglich zunehmen, die sowohl von den hier bestehenden Anstalten zu kalten Bädern überhaupt, als auch von der Schwimmanstalt, und von der damit verbundenen, zweckmäßig eingerichteten, für die Bequemlichkeit der Gäste innig besorgten Ferdinands- und Marienbader-Anstalt häufigen Gebrauch machen. Ein diese Baderanstalt begünstigender Umstand scheint uns die Nähe des Augartenes zu seyn, in welchen man bei immerwährendem Schatten von der Baderanstalt aus gehen, und nach dem Bade Bewegung machen kann.

## N e k r o l o g.

In der neuesten Zeit hat die Wissenschaft, und vorzüglich die Heilkunde in Frankreich bedeutende Verluste erlitten. Männer, wie Cuvier, Lamarck, Jussieu, Portal, Boyer, Desgenettes und Delpech sind kurz nacheinander ein Opfer des unerbittlichen Todes geworden, und kürzlich ist Dubois, einer der größten Wundärzte Frankreichs ihnen gefolgt. Er war der Zeitgenosse von Lavoisier, Fourcroy, Corvisart u. s. w., und gleichsam der letzte Repräsentant jener glänzenden Epoche, die, nach so vielen politischen Stürmen, die Wissenschaften und tieferen Studien in Frankreich wieder emporhoben. Der Name Dubois ist in Paris eben so berühmt, als der von Dupuytren. Er übte seine Kunst durch ein halbes Jahrhundert, und sein Haus war so bekannt, wie das Hotel-Dieu. Als Wundarzt, Praktiker und Professor war sein Ruf sehr groß, und er hat durch lange Zeit alle seine Nebenbuhler an Glanz übertroffen; leider aber bleibt von diesem Ruhme nur die mündliche Ueberlieferung übrig. Dubois (ein seltenes Beispiel eines öffentlichen und weltberühmten Lehrers!) schrieb nicht! Wenige französische Gelehrte waren dem Schwindel der Theorien, der Systeme und den Vorurtheilen ihrer Zeitgenossen so unzugänglich, wie dieser geistreiche Mann, der sich weder durch Enthusiasmus, noch durch wissenschaftliche Kämpfe in seiner ruhigen und klaren Beobachtung irre machen ließ. Daher war das Krankenbett, an welchem er lehrte, für ihn kein Ort, wo er Lehrsätze mit Eifer vertheidigte, sondern er benützte seine Stellung und seinen großen Einfluß auf die Gemüther seiner zahlreichen Schüler, um ihrem Geiste jene Ruhe, Unbefangenheit und Klarheit der Beobachtung einzupfropfen, die er als die erste Bedingung zum guten Arzt erkannte. Trotz dieser kalten Besonnenheit war doch sein Handeln am Krankenbette zuweilen mit einer Kühnheit in der Ausführung verbunden, die in Erstaunen setzte, und nur mit der Klarheit und dem Scharfsinne seines Geistes im Zusammenhange stand. Seine Eigenschaften als Mensch waren eben so schätzbar, als die des Arztes; sein ganzes Leben war ohne heftig aufbrausende Leidenschaften, ruhig, ohne Lärm, ohne blendenden Glanz. — Dubois war einer der ersten Operateurs seiner Zeit. Vorzüglich aber verdankt ihm die Geburtshilfe wesentliche Verbesserungen, indem er dieselbe von so manchen unnützen oder gefährlichen Subtilitäten befreite, die das Streben nach Neuerungen in diesem für die ganze Menschheit höchst wichtigen Zweig der Heilkunde einzuschleichen pflegt; so daß er das große Verdienst hat, in die Reihe jener Männer zu gehören, die die Rechte der Natur gegen die Anmaßungen der Kunst geltend machen. Er war es auch, der überhaupt auf einen gründlicheren und zweckmäßigeren Unterricht der Hebammen gedrungen, deren blinde, aller Wissenschaft entbehrende Routine so vieles Unheil stiftet. Er machte die

Staatsbehörden auf die hohe Wichtigkeit dieses Unterrichtsweiges mit altem Nachdruck aufmerksam. Einer der größten jetzt lebenden Naturforscher und Aerzte in Paris, Orfila, hat im Namen der medicinischen Fakultät in Paris, so wie Serrurier im Namen der Gesellschaft der praktischen Medicin und Pariset im Namen der Akademie dem Andenken Dubois an dessen Grabe eine Lobrede gehalten, in welcher der treffliche Charakter dieses Mannes und sein Einfluß auf Kunst und Wissenschaft mit lebendigen Farben geschildert ist. Orfila sagt: Der große Ruf, den Dubois durch eine Reihe von Jahren genoß, war nicht die Frucht seiner literarischen Arbeiten, sondern sie war die der praktischen Ausübung seiner Kunst, und auf seine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit, auf sein Lehrertalent, auf die seltenen Eigenschaften seines Geistes, endlich auf sein Wohlwollen gegen Kunstgenossen und gegen die Kranken, die sich ihm vertrauten, gegründet.“ — (Sene Lese, die ein Näheres über das Leben dieses Mannes wissen wollen, verweisen wir auf die Gazette médicale de Paris 1837, Tom. V. Nr. 14.)

Der verdiente Dr. Hugh Ley, Geburtshelfer am Middlesex-Hospital und Professor der Geburtshilfe am Bartholomäus-Hospital zu London, ist am 24. Jänner gestorben.

Die medicinische Schule zu Straßburg hat einen beklagenswerthen Verlust erlitten, indem der in der gelehrten Welt des Anatom schon sehr vorthellhaft bekannte Professor der Physiologie, Dr. Cauth, daselbst gestorben ist.

Der für die Kunde von Afrika und von dessen Producten viel versprechende Reisende, Davidson, ist leider, 14 Tagereisen von Timbuctu, ermordet worden.

### Miscellen.

Nach E. Lee — der in einem eigenen Werke \*) auf die Praxis der verschiedenen Nationen prüfende Blicke geworfen — behauptet Paris mit seinen 1500 Krankenbetten und über 47000 jährlich aufgenommenen Kranken, nebst 19000 Alten und Schwachen in dieser Hinsicht den ersten Rang unter allen Städten. Seine Anstalten nehmen jährlich 10 bis 12 Millionen Francs ein. Die Krankenwartung wird von den barmherzigen Schwestern versehen. Die Salpêtriére (Irrenhaus) enthält 6000 Bewohner und eine Krankenabtheilung mit 250 Betten für chronische Krankheiten. Die Zahl der Wahnsinnigen beträgt 900 bis 1000, und sind in Unheilbare, Heilbare und Blödsinnige (Idioten) eingetheilt. Das Findelhaus nimmt jährlich 5000 bis 6000 Kinder auf, die meisten werden alsbald an Ammen auf

\*) Observations on the principal medical institutions and practice of France, Italy and Germany etc. London 1835.

das Land gegeben, und die Kranken kommen in das Spital des Hauses, wo die Sterblichkeit 75 Procent beträgt. Die Augenkrankheiten werden in Frankreich weit schlechter als in England und Deutschland behandelt. Paris besitzt gar kein eigenes, für Augenranke bestimmtes (Ophthalmiatisches) Institut, sondern diese werden in den allgemeinen Spitälern behandelt. Jedoch hat ein Deutscher (Dr. Sichel) neuerlichst eine Anstalt für Augenranke errichtet, die von Vielen und meist mit Nutzen besucht wird. — Ein Spital für Kranke Kinder mit 500 Betten steht unter 4 Aerzten und einem Wundarzte. Die Sterblichkeit ist hier sehr bedeutend.

Ueber die „Benützung des Pferde-, Hunde- und Kagenfleisches“ als Nahrungsmittel in Paris enthält Dr. Parent Duchatelet's Werk über Gesundheitspolizei interessante Aufschlüsse. Bis 1825 war Pferdefleisch aus den Abdeckereien immer heimlich verkauft und genossen worden. Dasselbst überzeugte sich das Gesundheitsbureau, daß die Arbeitsleute zu Montfaucon sich bei dem Genuße desselben recht wohl befanden, und schlug vor, Schlachthäuser einzurichten, in denen jedoch nur gesunde Pferde angenommen werden sollten. Der Vorschlag ward aber verworfen, und man ließ die Sache liegen. Von 1822 bis 1830 verkaufte ein Individuum, das die Licenz hatte, Pferdefleisch in die Menagerie des Pflanzengartens zu liefern, sehr große Quantitäten desselben an die Armen des Faubourg St. Marcel. Allein selbst während der Theurung, die nach der Revolution im Jahre 1830 eintrat, ging der Vorschlag, den öffentlichen Verkauf des Pferdefleisches zu gestatten, nicht durch, wiewohl die außer Erwerb gesetzten Arbeitsleute fortwährend ihr Fleisch aus den Abdeckereien bezogen, ohne sich darum zu bekümmern, woran die Pferde krepirt waren, wenn das Fleisch nur gut ausfah. Bei mehreren Restaurateurs des Quartiers St. Martin konnte man Pferdefleisch à 4 Sous das Pfund haben. Nie besuchte Dr. D. die Abdeckerei für Hunde und Kagen, ohne einige Cadaver dieser Thiere zum Braten am Spieße vorbereitet zu finden. Dr. D. ist durchaus der Meinung, daß der Verkauf dieser Fleischsorten frei gegeben werden müsse, um den Nachtheilen des dennoch Statt findenden heimlichen Verkaufes vorzubeugen. In London macht sich die Habsucht vielleicht ähnlicher Unterschleife schuldig; allein die englischen Armen wissen gewiß nichts davon, denn sie hängen viel zu sehr an Vorurtheilen und dem Gewohnten, als daß sie sich ohne augenscheinliche Gefahr, zu verhungern, zum Genuße solcher Kost verstehen würden.

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.



d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 56.]

Donnerstag, den 13. Juli.

[1837.]

Inhalt: Das kalte Bad. — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Der Besuch eines Irrenhauses in London.

## Das kalte Bad \*).

(Fortsetzung.)

Soll das kalte Bad jene belebende Kraft auf Körper und Geist üben, die man von demselben mit vollem Recht, und nach der Erfahrung aller Jahrhunderte erwarten kann, so muß man auf sehr viele Nebenumstände gewissenhafte Rücksicht nehmen. Vor allem ist es das Alter des Badenden, das unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Paßt das kalte Bad für Kinder? Bekanntlich ist J. J. Rousseau ein sehr beredter Lobredner desselben. Sollen wir uns durch die Autorität dieses berühmten Mannes imponiren lassen? Einer der berühmtesten Kinderärzte des Jahrhunderts, der seine Kunst in unserer Hauptstadt durch eine Reihe von Jahren ausübte \*\*), empfiehlt für Kinder nur lauwarme Bäder und lauwarmes Waschen, da kaltes Baden und Waschen leicht höchst gefährliche Folgen herbeiführen kann. Auch Hufeland, Marcard und Koston widerrathen den Gebrauch kalter Bäder bei Kindern, geben jedoch den zweckmäßigen Rath, mit zunehmendem Alter den Grad der Wärme stufenweise zu vermindern, und die Kinder so früh als möglich an kaltes Wasser zu gewöhnen. Zwar tauchen ganze Nationen die neugebornen Kinder in Eiswasser, und sind dabei gesund und stark, allein dieß beweiset nur, daß diejenigen, welche so harte Proben aushalten,

\*) Beim Abfassen dieses und der folgenden Aufsätze „über das kalte Bad“ haben wir das fünfte Kapitel der in Nr. 45 unseres Blattes bereits angezeigten gehaltvollen Schrift des Herrn Dr. M a u t h n e r: „Die Heilkräfte des kalten Wasserstrahls etc.“ Wien 1837, benützt, und somit unser zu Ende jener Anzeige gegebenes Versprechen gelöst.

D. Red.

\*\*) Göllis Vorschläge zur Verbesserung der körperlichen Kindererziehung. Wien 1823, p. 8.

eine kräftige Constitution haben; aber wie viele werden nicht auch das Opfer eines solchen naturwidrigen Gebrauches. Wenn das kalte Bad nützen soll, müssen im badenden Körper hinlängliche Kräfte da seyn, um die von der Kälte hervorgebrachte Gegenwirkung zu ertragen; man muß folglich warten, bis die Kräfte dazu stark genug sind, und gleichzeitig die sorgfältigsten Vorsichtsmaßregeln treffen, um das Wachsthum der Kräfte allmählig zu begünstigen. „Sollte das kalte Bad“ sagt No stan \*), „angezeigt seyn, um die Muskelpartien des Kindes zu stärken, und ihm eine kräftigere Constitution zu geben, so müßte man früher temperirte Bäder gebrauchen; dann Waschungen mit frischem Wasser anstellen, es allmählig in solches Wasser eintauchen, anfangs nur kurze Zeit darin lassen, allmählig die Dauer verlängern, und stufenweise die Temperatur erniedrigen; mit dieser Vorsicht kann man endlich die Kinder an das Eintauchen in kaltes Wasser gewöhnen, ohne die sonst zu befürchtenden Nachteile zu besorgen.“ — In dem Maße jedoch, als das Kind größer wird, sich entwickelt, mehr Kraft und Energie erlangt, verliert das kalte Bad an Nachtheilen, und gewinnt an Vortheilen. Vorzüglich im jugendlichen und männlichen Alter beweiset es sich ganz so heilsam, wie es schon angegeben worden, versteht sich mit Ausnahme einiger schwach organisirten Personen, denen selbst in diesem Lebensalter das kalte Bad unheilbringend werden kann. Höchst wichtig erscheint uns jedoch der vorsichtige Gebrauch kalter Bäder (besonders wenn das Schwimmen damit verbunden wird), bei Jünglingen und Mädchen zur Zeit ihrer Entwicklungsperioden. Erfahrene Erzieher und Aerzte haben sich hinlänglich über die Gefahren ausgesprochen, denen der Mensch zur Zeit des allmählichen, naturgemäßen Erwachens keimender Triebe ausgesetzt ist. Kein Schutzmittel wirkt hier so wohlthätig auf geistige und körperliche Entwicklung, als das richtig angewendete kalte Bad. — Aber auch in jener Lebensperiode, wo der Mensch schon Rückschritte im Maße seiner Kräfte macht, und sich bei ihm die sogenannten klimakterischen (Wendepuncts-) Jahre einstellen, dürfte ein kaltes Bad, besonders wenn man frühzeitig daran gewöhnt worden, die Gebrechlichkeiten des herannahenden Greisenalters auf lange Zeit abhalten; dem hohen Alter aber sagen in der Regel kalte Bäder eben so wenig, wie zarten Kindern zu; obwohl es auch hierin glückliche Ausnahmen gibt. Erst unlängst lernte ich einen Mann von ziemlich hohem Alter kennen, der mit wahrer jugendlicher Lust im kalten Bade sich bewegte, und sich über die ängstliche Weichlichkeit lustig machte, mit welcher mancher Jüngling das Wasser scheut. Als ich ihm meine Verwunderung hierüber zu erkennen gab (er wußte, daß ich Arzt bin), sagte er mir ganz naiv: »Ge-

\*) Dictionnaire des sciences médicales Art. Bain.

wohheit, Mäßigkeit und Noth der Verhältnisse lehren mich noch jetzt Manches ertragen, was unsere jetzigen Jünglinge kaum mit gleicher Kraft ertragen dürften; aber was mich am meisten so jugendlich frisch erhielt, war meine Scheu vor Apotheker und Arzt. Ich schätze beide als nothwendige Mitglieder der Gesellschaft — aber ich habe mich immer vor Beiden gehütet, und nur im Nothfalle von Beiden Gebrauch gemacht. Das muß ich aber sagen, so sehr ich mich vor ihnen hütete, eben so fürchtete ich jene Ackerärzte, die ihre halbverdauten, aus Büchern zusammengerackten medicinischen Kenntnisse mir aufdringen, und bei mir, wenn ich wirklich krank war, die Stelle des vernünftigen Arztes vertreten wollten. Da dachte ich immer: „Guter Rath ist theuer,“ — und „An meinem Varte sollt Ihr nicht scheren lernen.“ — Dieser Mann versicherte mich, daß er sein gutes Gesicht noch vollkommen besitze, sich nur im Nothfalle einer Brille bediene, und daß er dem fleißigen Baden im kalten Wasser, an das er von früher Jugend gewohnt war, seine Munterkeit und die wohlbehaltene Kraft seiner übrigen Sinne verdanke. — Ein anderer wichtiger, beim Gebrauche kalter Bäder zu berücksichtigender Umstand ist das Geschlecht. Durch die Errichtung kalter Bäder in der Hauptstadt ist es auch dem schönen Geschlechte möglich geworden, die Stärkung eines erfrischenden kalten Bades im Sommer sich zu verschaffen. Welche Wohlthat! Aber auch das Bedürfniß der Kräftigung durch ein kaltes Bad ist bei dem zarten Geschlechte größer. So manche körperliche Bewegung in freier Luft, deren der freie Mann zu seiner Erholung und Stärkung genießt, muß das an das Haus gefesselte, und in den Ketten der gebieterischen Sitte festgehaltene Weib entbehren. Reiten, Jagen, Schwimmen, Fußreisen, Botanisiren u. s. w. ist ihm versagt. Womit soll es den geschwächten Körper stärken? Wodurch die zarte, empfindliche Faser gegen die Eindrücke der Außenwelt abhärten? Womit die ihm ohnehin von Natur sparsam zugemessene Kraft ergänzen? Wodurch die empfindsamen Nerven seines feinorganisirten Körpers gegen so manche Gefahr schützen, die es bei seiner Entwicklung, und bei so schweren Mutterpflichten beständig umgeben? Ich glaube auf alle diese Fragen weder mit China, noch Eisen, noch Moschus, sondern mit dem öfteren, zweckmäßig gebrauchten kalten Bade antworten zu können. Ich sage: mit dem „zweckmäßig gebrauchten.“ Denn das Weib muß die Vorsichten bei dem Gebrauche kalter Bäder verdoppeln. Es hat eine größere Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, und eine geringere Kraft, dieselben zu ertragen. Daher wirkt der erste Eindruck eines kalten Bades mehr erschütternd auf ihr Nervensystem, und nicht selten entsteht dadurch bei zarten Mädchen und Frauen Brustbeklemmung, Herzpochen, Krampf in den Muskeln

u. s. w. \*) Auch gibt es Epochen im wechselvollen Leben des Weibes, selbst in ihrem gesunden Zustande, wo jede Veranlassung zur Erkältung und zu Störungen des Wohlbefindens sorgfältig vermieden werden muß. Solche Perioden sind die Schwangerschaft, das Stillen, der Wechsel des Mondes u. s. w., wo Alles, was die freie Entfaltung der Lebensverrichtung und der Ausscheidungen nach Außen momentan stört, und einen Andrang der Säfte nach den inneren Theilen erzeugt, schädlich werden kann. Daß es Frauen gibt, die durch den unvorsichtigen Gebrauch kalter Bäder sich unheilbare Uebel zugezogen haben, lehrt eben so die tägliche Erfahrung, als man Beispiele von Fränklichen, alle Hoffnung auf Mutterfreuden aufgebenden Frauen aufweisen kann, die das schönste Ziel ihrer Sehnsucht endlich durch die stärkenden kalten Bäder dankbar erreicht haben. Jedenfalls sollen Frauen sich nur allmählig an kalte Bäder gewöhnen, sich wegen ihrer Neigung zur stärkeren Ausdünstung länger abkühlen, bevor sie in das Bad gehen, und bei allzu großer Empfindlichkeit der Nerven und Neigung zu Krämpfen mit kalten Waschungen beginnen, ehe sie zu Bädern übergehen.

(Wird fortgesetzt.)

## Zur Balneographie des Königreiches Ungarn \*\*).

### I.

Die Schwefelbäder zu Tepliz bei Trentschin.

Nicht durch zahlreiche, belobende Schriften, sondern durch ihre Heilkräfte haben die Schwefelbäder zu Tepliz bei Trentschin einen großen Ruf erlangt. Jedoch lehrt die alljährliche Erfahrung, daß viele Personen durch ungerathenen und unvorsichtigen Gebrauch dieser Heilquellen sich den traurigsten Folgen aussetzen. Wir machen daher den gebildeten Leser auf eine Schrift aufmerksam, die unter dem Titel: „Les bains sulfureux de Trenchin, proprement dits de Teplitz près de Trenchin en Hongrie par Leopold Beer, Docteur en Médecine. Güns 1836,“ in einer klaren, prunklosen und dem Zwecke angemessenen Sprache den Nichtarzt über die wichtigsten Punkte ausführlich belehrt, die auf den heilsamen Erfolg obgenannter Bäder wesentlichen Einfluß haben. Die darin mitgetheilten Vorschriften verdienen um so mehr Beherzigung, als sie von einem Arzte herrühren, der diesen Bädern die Herstellung seiner eigenen Gesundheit verdankt, und während der Zeit seines dortigen längeren Aufenthaltes nicht nur an sich selbst, sondern bei vielen anderen Kranken öftere Gelegenheit fand, die Heilkräfte dieser Bäder mit redlicher Gewissenhaftigkeit zu erforschen. Wir wollen unseren Lesern den Inhalt dieser

\*) Mauthner l. c. p. 366.

\*\*\*) Unter diesem Titel werden wir den Inhalt der neuesten Schriften über die Heilquellen Ungarns in einer Reihe von Aufsätzen zur Kenntniß unserer Leser bringen. D. K. eb.

Schrift in gedrängter Kürze mittheilen. Das erste Kapitel enthält eine Beschreibung von Tepliz und seiner Gegenden. Dieses Dorf, wo sich eigentlich die sogenannten Trentschiner Bäder befinden, liegt  $1\frac{1}{2}$  Stunden von der Stadt Trentschin, von wo aus eine herrliche Straße durch ein lachendes Thal führt, welches die Ufer der Waag und die nahen Gebirge noch reizender machen. Tepliz ist von zwei Gebirgsketten umgeben, und von dem Tepla-Flusse durchschnitten; sein Klima ist mild und die Temperatur der Luft daselbst ist minder veränderlich, als in den übrigen Thälern der Karpathen; aber der Witterungswechsel tritt daselbst oft sehr schnell ein, und selbst die heißesten Sommertage wechseln dort mit kalten Nächten ab. Dem Herrn Baron v. Sina verdanken die Gäste die Abschaffung eines ehemaligen Gebrauches dieser Gegend, den Hanf im Wasser zu weichen, und in der Nähe der Bäder zu rösten; daher die ehemals schädlichen Ausdünstungen nicht mehr Statt finden, und der Luft ihre natürliche Milde und Gesundheit, die man an ihr rühmt, wieder gegeben wurde.

Indem der Verfasser den Ort Tepliz und die Annehmlichkeiten, die es ein miniaturem dem Fremden darbietet, näher beschreibt, macht er eines (ehemals gräflich Illyeschazy'schen) Palastes, so wie eines öffentlichen Gartens rühmliche Erwähnung, welche ihr jetziger Besitzer, Herr Baron v. Sina, der Bequemlichkeit und dem Vergnügen der Badegäste zum Gebrauch überlassen hat. Nicht minder interessant sind die entfernteren Spaziergänge und Ausflüge in dieser Gegend, wo man bei jedem Schritte an den gastfreundlichen und das Wohl der Kranken stets beherzigenden ebengenannten Besitzer von Tepliz sich dankbar erinnert.

Der Verfasser beschreibt nun die Schlösser Motescz und Dubniz, dann die Stadt Trentschin, die Abtei Szalka und Kubra, wo ein Sauerbrunn quillt, als — eben so viele durch Natur und Kunst unterhaltende, wie für den Freund der Alterthumskunde interessante Orte, wohin die Badegäste von Tepliz aus kleine Reisen zu Wagen zu machen pflegen. — Im zweiten Kapitel werden alle von Preßburg, Ofen, Brünn, Olmütz, Breslau, Troppau, Teschen, Bielitz, Rzeszow, Krakau, Bochnia nach Tepliz führenden Straßen nebst der Entfernung angegeben, und durch eine dem Werke beiliegende Karte versinnlicht. — Das dritte Kapitel enthält die Beschreibung der ehemaligen Bäder und des jetzigen Bade-Etablissements. Zu den alten Bädern gehören das Herren-, das Officier- (zwischen beiden befindet sich das sogenannte Brunnlein), das Bürger-, das Armen- und das Judenbad. Der Oberaufseher dieser Bäder ist auf das Sorgfältigste bemüht, überall die größte Reinlichkeit aufrecht zu halten. Alle diese Badeanstalten werden mit vielen Kosten vom Herrn Baron v. Sina im besten Stand erhalten, der sie den Bedürfnissen der Kranken frei überläßt. Allein der jährlich zunehmende Zu-

fluß von Fremden hat den Uebelstand herbeigeführt, daß zu viele Personen in demselben Bassin haben baden müssen, und das Bedürfniß eines neuen Badehauses fühlbar gemacht, wo man allein baden könnte. Diesem hat der obgenannte Gutsbesitzer abgeholfen, und ein neues Gebäude für Bannbäder und für kleine Bassins errichten lassen. Das Haupt-Etablissement von Ischl, als eines der vollkommensten dieser Art, diente ihm als Muster. Man findet daselbst alle Apparate, welche die neueste Zeit bei der Anwendung von Bädern für zweckmäßig fand, und jedes Jahr bringt neue Verbesserungen, die die Fortschritte der Wissenschaft und das Wohl der Kranken erforderlich machen. — Im vierten Kapitel wird das Nothwendigste über Gasthäuser, Wohnungen und Lebensmittel gesagt. Die Gäste haben Grund, nicht nur mit den Wohnungen, sondern auch mit der Küche daselbst zufrieden zu seyn, sowohl in Bezug auf den Preis, als auf die Güte beider. Die Nähe von Trentschin gewährt auch viele Bequemlichkeit. Das Wasser ist daselbst sehr gut; ein Vorzug, der selten bei Schwefelbädern Statt findet, und an gutem Wein kann es in Ungarn gewiß nicht fehlen. — Das fünfte Kapitel enthält eine Beschreibung der Heilquelle nach ihren physischen, chemischen und medicinischen Eigenschaften. — Das sechste Kapitel zählt die Krankheiten auf, in denen Trepitz von ausgezeichnet heilsamer Wirkung ist. — Das siebente Kapitel gibt die Umstände an, welche den Gebrauch dieses Bades verbieten. — Das achte Kapitel macht auf die verschiedenen Zufälle aufmerksam, denen man während dem Gebrauch dieses Bades unterworfen ist. — Im neunten Kapitel spricht sich der Verfasser über die beste Zeit ins Bad zu gehen, so wie im zehnten Kapitel über die Wahl und den Gebrauch der Bäder, und im elften Kapitel über die während des Bades zu beobachtende Lebensart, und endlich im zwölften Kapitel über die Vor- und Nachkur aus, wo Interessantes über Piestian mitgetheilt wird.

Die Reichhaltigkeit und Gründlichkeit dieser Kapitel (5 — 12) erlauben uns keinen Auszug, und wir müssen unsere Leser in Bezug auf deren Inhalt auf das Werk selbst verweisen, und sind überzeugt, daß sie auf eine unterhaltende Art viel Belehrendes daraus schöpfen werden.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Verfasser zu dieser Monographie die französische Sprache wegen der vielen Polen wählte, die in dieses Bad zu reisen pflegen, und es wäre zu wünschen, wenn dieselbe durch eine teutsche Uebersetzung auch einem noch größeren Kreise von Lesern zugänglich gemacht würde.

D. Ned.

### Der Besuch eines Irrenhauses in London.

(Beschluß.)

Unter 40 Kranken, die Mifard in diesem Hause sah, waren die meisten ohne bestimmten Charakter. „Es ist hier,“ sagt er, „wie im wirklichen Leben,

wo der größere Theil der Gesellschaft platt und ohne bezeichnende Farbe ist. Die Originale sind unter den vernünftigen Wesen verhältnißmäßig nicht zahlreicher, als unter den Narren.\* Unter Anderen befanden sich zwei Irrensinnige da, welche heftige Schimpfreden austießen; der eine von ihnen war in einer Art Schilderbhäuschen und mit gebundenen Händen, rief immer die altenglische Freiheit zu Hilfe, und verlangte von Nisard, er möchte die an ihm verletzten Rechte eines freien Engländers an dem Arzt rächen. — Die heilbaren Narren sind hier mit denen beisammen, deren Uebel unheilbar ist. Ob nicht diese Vermischung die Heilung verzögere, und ob die unheilbaren nicht ansteckend seien, wagte der Franzose seinen wortkargen Führer nicht zu fragen.

Der Arzt öffnete nun eine große eiserne Thüre, die zum Aufenthalte der Weiber führte. „Das Erste, das mir hier auffiel,“ sagt Nisard, „war das Aussehen und der Anzug der hier dienstthuenden Mädchen.“ Hier sieht man natürlich nicht, wie in dem katholischen Frankreich, fromme Jungfrauen, die ihren oft hochgebildeten Geist der Pflege wahnsinniger Weiber widmen — die sich gern in diese besammernswerthen Gefängnisse einsperren, ihre Jugend dem Dienste des Alters opfern, und ihre Vernunft der Heilung kranker Seelen weihen. Anstatt dieser bescheidenen und stillen Klosterfrauen sieht man sehr schöne, wohlgekleidete Mädchen, mit leichtem Gewande, Brust und Schulter mit einem Mousselintuch leicht verhüllt, wie alle Dienstmädchen in Privathäusern in England.

Eines dieser Mädchen führte den fremden Besuchenden in ein Zimmer, wo drei stille weibliche Irren mit Nähen und Ausbügeln von Wäsche beschäftigt waren. Die eine hielt sich für die Tochter Karls des Ersten, die dessen Feinde widerrechtlich gefangen hielten. „Bald jedoch“ (sagte sie Nisard ins Ohr) „würde sie von diesem ihren Leiden befreit, und eines Prinzen Gattin werden, wenn es ihr nur gelänge, den Händen des grausamen Doctors zu entkommen.“ Indem sie die Worte: König, Heirath, Gefängniß immer vor sich hinhurmelte, fuhr sie fort, mit vieler Geschicklichkeit ihre Wäsche zu bügeln. Die zwei anderen Frauenzimmer hoben kein Auge auf, sondern nähten sehr schnell und gut; nur mußte man ihnen jedesmal zeigen, wo sie anfangen oder aufhören sollen. Diese Mädchen wurden besser als die übrigen behandelt; sie leben mit den übrigen weiblichen Diensthöten des Hauses, die sie bei der Arbeit unterstützen, zusammen; bekommen Thee, einen Platz am Herde, und der schwache Ueberrest von Vernunft, der in ihre Finger gezogen zu seyn schien, setzt sie mit gut gehaltenen Hausthieren auf einem Fuß. Der übrige größere Theil dieser Unglücklichen irrte theils in den langen Gängen umher, sie stießen sich wechselseitig mit dem Ellbogen an, ohne ein Wort mit einander zu reden; standen bald still, sahen herum ohne Zweck, ohne Neugierde; redeten oder schwiegen nach Laune, an der Stirn Spuren tiefer Traurigkeit herumtragend, ohne deren Grund sich bewußt zu seyn.

Geschöpfen gleich, die nur ein Pflanzenleben führen, schienen sie in dunkler Geistesahnung den Verlust ihres edelsten Theiles zu bedauern. Einige saßen im Winkel ihrer Kammer, andere standen fortwährend am Fenster, ohne einen bestimmten Gegenstand anzusehen. Nie entsteht unter diesen Unglücklichen irgend eine nähere Bekanntschaft, obwohl sie sich täglich sehen; sie finden sich wieder, ohne sich zu erkennen, und jener gesellschaftliche Trieb, den der Zufall in Thieren weckt, und sie einander näher bringt, ist unter ihnen erstorben. Die Neuangekommenen erregen daselbst keine Neugierde, weil die Anwesenden nicht wissen, daß jene nicht schon gestern da waren, und ihnen jeder Begriff von „Gestern, Heute, Morgen“ fremd ist. Der Irresinnige hat kein Bewußtseyn der Zeit, er fühlt sich nicht älter werden; er hat keine Idee von Anfang und Ende, und — was das Traurigste ist — sie können nicht einmal auf den Tod hoffen. Auf Nisard's Frage an den Arzt: „Welche Ursachen diese Geisteskrankheiten bewirkten?“ gab dieser als die drei vorzüglichsten an: Eifersucht, Trunkenheit und häusliche Noth, und meinte, unter diesen drei Ursachen raffe die Trunksucht die meisten Opfer hin. Die Behandlung der Irresinnigen wird meistens auf diätetische Vorschriften und wohlberechneten Umgang beschränkt. — Ein burleskerer Gesang, oder vielmehr Gebrüll, das aus dem Saale der wüthenden Märrinnen herüberlörnte, wiederhallte im Corridor, und durchlief über die große Treppe das ganze Haus. Das Geheul verschwand, kam wieder, und es zeigte sich bald, daß es von einem 25jährigen Mädchen herrühre, die eben einen Wuthanfall hatte, und die man in die Zwangsjacke einsperrte. Elend, Laster, Krankheit brachten sie so weit. Sie saß in ihrem Häuschen mit rasirtem Kopfe, den sie regelmäßig, wie ein wildes Thier, in seinem Käfig hin und her warf; ihr Gesicht war feuerroth von der Anstrengung, mit der sie abwechselnd sang und heulte; ihre aufgeworfenen Lippen sagten sich selbst den Inhalt des unsittlichen Gesanges, ihr Auge war feucht, der Blick unverschämt. Des Nachts wird sie in einen Winkel gelegt, von wo aus ihre schreckliche Heiterkeit ihre Unglücksgefährten, die noch nicht allen Schlaf eingebüßt haben, nicht stören kann. Nisard entwirft noch mehrere solcher greller Bilder von Unglücklichen, welche, ein Opfer einer unregelmäßigen Lebensart, endlich in dieses Haus gelangten, und bedauert nur, daß der ihn begleitende Arzt und Vorsteher äußerst zurückhaltend war, und er daher über die wichtigsten Fragen selten einen nur einigermaßen befriedigenden Aufschluß erhalten konnte.

— n —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

d e r

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 57.]

Montag, den 17. Juli.

[1837.]

Inhalt: Ueber die großen Heilkräfte des Meeres. — Sur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Warnendes Bulletin.

## Ueber die großen Heilkräfte des Meeres.

(Von Sincerus.)

I.

### Die Seeluft.

Schon der Gesunde empfindet beim Einathmen der Seeluft am Strande ein unaussprechliches Gefühl von Erfrischung und Kräftigung; aber noch auffallender spricht sich die heilsame und stärkende Kraft dieser Luft bei schwächlichen Personen aus. Am aller wohlthätigsten jedoch zeigt sich der Aufenthalt an der Meeresküste für nervenkrankte Personen. Die Erfahrung lehrt, daß Hypochondrie, Hysterie, überhaupt alle Nervenkrankheiten an der Meeresküste weit seltner sind, als in anderen Gegenden. Man kann Gelehrten, Staatsmännern, Künstlern und überhaupt allen denen, die durch geistige Anstrengung und gleichzeitige sitzende Lebensart in eine gewisse düstere Gemüthsstimmung verfallen, deren Ursache sie in keinem erlittenen Verlust, in keinem gehaltenen Unglück finden können — man kann, sage ich, solchen Nervenkranken nichts Besseres anrathen, als durch den öfteren Anblick des Meeres, durch das Neue, Große, Erhebende dieses großartigen Schauspiels, durch das Einathmen der Luft und fleißige Bewegung am Meeresstrande ihren Körper und ihren Geist zu stärken. Sie werden da bald den Einfluß geistiger Erhebung auf den körperlichen Zustand des Menschen inne werden; da werden bald große Gedanken, Entwürfe und Empfindungen ihre körperlichen Uebel zum Schweigen bringen. Das Auffassen der großen Harmonie in der Natur wird bald in ihrem eigenen Inneren die erwünschte Harmonie herstellen. »Er-

habene Natur" sagt ein großer Arzt \*), „hebt, erschüttert und schwellt das Herz, und in so fern wirkt sie feierlicher auf die Phantasie, als sanfte ländliche Schönheit.“ — Kränkelnde Seelen, die ihr pedantisches Festhalten am nichts sagenden Schlendrian der großen Welt ängstlich, trübsinnig und kleinmüthig gemacht hat, werden durch den gemüthsstärkenden Aufenthalt an der Meeresküste ihren selbstsüchtigen Kaltstan fahren lassen, und sich für etwas Höheres erwärmen. — Wie wohlthätig wäre es für manchen tiefen Denker, den Faden seiner mühsamen Untersuchungen auf einige Zeit abzubrechen, und aus dem Labyrinth seiner Forschungen in die großartige, freie, erhebende Natur, wie sie die Meeresküsten gewähren, zu treten. Gewiß wird er da mehr Wahrheit und mehr Beruhigung, mehr Nahrung für seinen Geist und sein Herz als in aller Gelehrsamkeit und Kunst finden. — Nicht minder stärkend und belebend wirkt der Aufenthalt an der Meeresküste auf die zarte Constitution schwächerer Kinder. In einer Zeit, wo die Scrophelsucht und die englische Krankheit alle geistige und physische Energie der Jugend bedroht, — wo diese zwei proteusartigen Uebel so mannigfache Verunstaltungen und Verkümmungen — des Leibes und der Psyche — hervorbringen, ist es wichtig, Aeltern und Erzieher auf die Heilsamkeit und belebende Frische der Seeluft aufmerksam zu machen. Schon die größere relative Schwere und Elastizität derselben an der Seeküste wirkt hier wohlthätig. Hierzu kommt nun noch die größere Beständigkeit der Temperatur in der Nähe des Meeres, welches in heißen Tagen die Wärme mäßigt, und in kalten die Luft erwärmt; ferner die Beimischung von salzsauren Gas, welches spätere Untersuchungen in der Seeluft entdeckt haben, und welches das Leben der Haut erhöht, mit dem Speichel gemischt, Appetit erregt, und die Verdauung befördert. Auch bieten der von der Sonne erwärmte Sand und das Wasser des Meeres dem kränklichen Leben scrophulöser und rhachitischer Kinder neue Belebung, Kräftigung und Heilung. Nach Buchan, einem englischen Arzte, der während vieler Jahre jeden Sommer die Meeresküste besuchte, und seine dort gesammelten schätzbaren Erfahrungen der Welt mitgetheilt hat, pflegen die Einwohner großer Städte gegen End des Sommers von einer Art katarrhalischem Leiden befallen zu werden, welches sich durch eine vermehrte Schleimabsonderung in der Luftröhre, und durch einen dumpfen Husten charakterisirt. Nach vielfältigen eigenen und fremden Erfahrungen behauptet dieser Arzt, daß es kein besseres Mittel gebe, dieses Uebel zu verhüten, als das Einathmen der Luft am Meeresstrande. Durch den größeren Gehalt der Luft an Sauerstoff, den

\*) Zimmermann von der Einsamkeit, Bd. 4, p. 25.

eudiometrische Versuche erwiesen \*), wird das Athmen belebt, der Umlauf des Blutes bethätigt, und das fast erstorbene Hautsystem zu neuer Thätigkeit erregt. Daher die vorzügliche Gesundheit und große Körperstärke, deren sich die Bewohner der Küsten des Weltmeeres und der kleinen Inseln erfreuen, und die überall wahrgenommen wird, wo nicht durch besondere Beschaffenheit des Bodens sich schädliche Ausdünstungen entwickeln. Man kann daher Personen, die an einer gewissen Unthätigkeit und Schlassheit der Haut leiden (die sich zuweilen bis zur Wassersucht steigern kann), nur zu ihrem Vortheile anrathen, sich fleißig zum Meeresstrande zu begeben, und daselbst so viel körperliche Bewegung zu machen, als sie im Stande sind. Man hat Beispiele, daß Kinder mit kränklicher Haut, und die an einem hohen Grade von Schwäche und Drüsenleiden darniederlagen, und denen Arzneien keine Besserung verschafften, durch den Aufenthalt an der Meeresküste sich schnell erholten, munter und stark wurden, ohne daß sie in der Wahl der Nahrungsmittel eine Aenderung, und ohne die Beihilfe von Arzneien in Anspruch genommen zu haben.

Aus allem dem Gefagten geht hervor, daß an dem guten Erfolge, mit welchem Seebäder gebraucht werden, auch die stärkende Eigenschaft der Seeluft einen großen Antheil hat. Allein auch in den Fällen, in denen der Aufenthalt an der Küste als Hauptmittel empfohlen wird, hat sich das Baden im Meere, oder in gewärmtem Meerwasser als nützlich bewährt, und von den Kräften des Letzteren wollen wir in einem der folgenden Aufsatze sprechen.

## Zur Balneographie des Königreiches Ungarn.

### II.

Füred's Mineralquellen und der Plattensee für Aerzte und Badegäste nach den vorhandenen Hilfsmitteln und eigenen Untersuchungen dargestellt von Dr. Carl Ludwig Sigmund. Pesth, Verlag von C. A. Hartleben. 1837. 8. XIV und 112 Seiten.

In der vorliegenden, gehaltreichen Schrift über Füred und den Plattensee erhält das Publikum einen dankenswerthen Beitrag zur Balneographie Ungarns. Der Verfasser derselben hat die bereits vorhandenen Angaben mit Zuziehung von Mittheilungen sachverständiger Gelehrten benützt, vorzüglich aber an Ort und Stelle die Materialien dazu selbst gesammelt, und liefert sie dem Publikum in einer Form, in der wir jede Monographie eines Kurortes abgefaßt wünschten. Wir gehen nun zu deren Mittheilung über. Nachdem der Verfasser die Literatur über Füred

\*) Nouvelles experiences de Physique par J. Ingenhousz. Paris 1789.

und den Plattensee von Plinius bis zur letzten Füreder Badanzeige (1836) vollständig zusammengestellt, theilt er im ersten Abschnitt der Abhandlung selbst historische Notizen über Füreder und den Plattensee (S. 1 bis 13) mit, aus welchen erhellt, daß Füreder, obwohl unter den ausgezeichneten und besuchten Kurorten Ungarns zu den ersten gezählt, doch im Rufe einer der jüngsten ist, denn erst seit 1740 begann die Cultivirung seiner Heilquellen, indem davon Eine in einem hohlen Baumstamm eingefaßt, und 1743 unweit derselben ein hölzernes Gebäude errichtet wurde. Allmählig nahm die Zahl der Bauten rings um die Quellen zu, und 1775 waren sie bereits stark besucht; unter Kaiser Joseph II., noch mehr aber unter Kaiser Franz, gedieh Ruhm und Einrichtung derselben bergestalt, daß außer Mehadia kein ungarischer Kurort so viele und angesehene Kurgäste (1836 an 1000) aufzuweisen hat; wesentlich trug dazu der Besuch Füreder's von Ihrer k. k. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Dorothea, Gemahlin des Palatinus, in den Jahren 1821 und 1824 bei, und ein namhafter Vorzug Füreder's, die Einrichtung kalter Seebäder stammt aus dieser Zeit; wir vergessen dabei nicht, mit achtungsvoller Dankbarkeit den Namen des Herrn Doctor v. Wierer zu nennen; denn Er ist ihr Stifter, und wir ersuchen den Verfasser, in einer etwaigen zweiten Auflage seiner Abhandlung dem um Marienbad und Tschl so hochverdienten eben genannten Arzte auch in Bezug auf Füreder die verdiente Anerkennung zu spenden. — Im zweiten Abschnitt folgt eine allgemeine Beschreibung von Füreder und dem Plattensee (S. 14 bis 52). Aus diesem fast durchgehends auf eigener Ansicht und Untersuchung des Verfassers beruhenden Abschnitt erfährt der Leser, daß Füreder im Szalader Comitat, 2 Meilen von Besprim, eine Viertelstunde vom Dorfe Füreder, unmittelbar am nördlichen Ufer des Plattensees, nicht über 140 Schritt von dessen Ufer gelegen, und eine Besitzung der Abtei Tihany, eines Priorates der Benediktiner vom St. Martinsberg sei. Die im Jahre 1831 von dem verdienstvollen Badearzt Dr. Adler nach dem Muster der besten Ausländischen vorgenommene neue Aufräumung der Brunnen, hat die wohlthätige Folge gehabt, daß nun klares, sehr schmackhaftes und kräftiges Wasser gleichmäßig aufgeht, und dem Einfluß der Atmosphäre, des Lichtes, der Sonnenwärme u. s. f. entzogen wird, gleichwie das Einsickern fremder Flüssigkeiten fortan unmöglich ist. Vorzüglich hat aber der Badearzt Dr. Adler den Bädern seine Aufmerksamkeit geschenkt, und die Grundherrschaft veranlaßt einen neuen, nach seinen Angaben zusammengesezten Erwärmungsapparat einzurichten, neue Badecabinette reinlich und bequem herzustellen, und die Zahl der warmen Mineralbäder sowohl, als

die der kalten im Plattensee zu vermehren. Diese kalten Seebäder verleihen Füred's Mineralquellen einen hohen Vorzug vor allen anderen ihres Gleichen; denn gleichzeitig beisammen dürften nur selten zwei so energische Heilmittel dem Arzt und seinen Kranken geboten seyn, als gerade hier. Die ersten 6 Seebäder ließ, wie bereits erwähnt, der Herr Doctor v. Wierer für Ihre K. K. Hoheit, die Frau Erzherzogin Maria Dorothea 1822 zweckmäßig einrichten, und gegenwärtig erfreuen sich die Seebäder, nun auf 12 vermehrt, des größten Zuspruches und des ausgebreitetsten guten Rufes. — Hinsichtlich seiner Gebäude vergleicht der Verfasser Füred einer hübschen Partie einer größeren Stadt, die vom offenen See angesehen, zu einer malerischen Darstellung sich eignet. In der That bilden auch Kapelle, Theater, die beiden Badhäuser, die übrigen Gebäude zur Aufnahme von Kurgästen und der Brunnenplatz eine sehr freundliche Gruppe, der die Nähe des majestätischen Sees und der sie umschließende englische Park mannigfachen Reiz gewährt; da durch neue Bauten (1835) eine große Anzahl netter Quartiere den bestandenen zugewachsen ist, so dürfte in Zukunft an denselben kein Mangel entstehen. S. 27 beklagt sich der Verfasser über die herrschende Sitte, der zu Folge Füred nur während der letzten Junihälfte und dem Juli besucht werde; erinnert, daß sein Besuch schon im Monat Mai ohne irgend eine Gefahr schädlicher Einflüsse (wenn anders der Jahrgang nicht ungewöhnliche, wie dieses Jahr, mit sich bringt,) Statt finden könne, und daß im Monat August, selbst in der ersten Septemberhälfte der Gebrauch Füred's eben so zweckmäßig, in mancher Hinsicht zweckmäßiger, als früher rathsam sei. Hierin stimmen wir dem Verfasser gerne bei, und ersuchen unsere Leser, zu beherzigen, was er in der Folge anführt. — Seit 1781 hat Füred immer seinen eigenen Wadearzt, ferner seinen Chirurg und seinen Apotheker, auch ein kleines Spital hat Dr. Adler zu Stande gebracht. Für Rechtspflege und Sicherheitspolizei sorgen anwesende Beamte des Comitats und der Grundherrschaft; die Post übernimmt (als eine Filiale der Bezprimer) Briefe aus und nach allen Richtungen. Die genau detaillirte Beschreibung des Plattensees gibt einen neuen Beweis der Umsicht und des unermüdeten Fleißes ab, womit der Verfasser aus eigener Ansicht darstellt. Die Länge des Sees beträgt seiner Angabe zu Folge nur 8 deutsche Meilen, die größte Breite 6000 Wiener Klafter, im Durchschnitt aber an 3000; zwischen Füred und dem gegenüberliegenden Dorfe Szantod an 4003. Die Tiefe des Sees wechselt zwischen 40 bis 60 Schuh, ist an vielen Stellen auch geringer. Wer nähere Angaben über diesen schönsten und größten See Ungarns, der auch so viele gebildete und hohe ausländische Reisende anzieht, und namentlich erst im vorigen Jahrzehent von Beudant und Cooper u. s. w., und unlängst von Sr. Königl.

Hohheit dem Kronprinzen von Baiern besucht worden ist, wünscht, den verweisen wir auf die lehrreichen Mittheilungen der Abhandlung. Dasselbe gilt von den geognostischen und oryktognostischen Notizen über die Umgegend von Füreß und die nordwestliche Partie am Plattensee. Mit Vergnügen lesen wir auch die botanischen und zoologischen Notizen, auf deren näheren interessanten Inhalt einzugehen der Zweck dieser Zeitschrift uns nicht erlaubt. Die präcise Schilderung des Klimas von Füreß (S. 50 bis 52) begründet den Ausspruch des Verfassers, daß es von wenigen seines Gleichen an Güte übertroffen werde; die Lage am freien, offenen, ganz geruchlosen See, gegen Nordwinde durch eine von Weingärten bedeckte Hügelkette geschützt, der freie Zugang für Ost- und Südwinde, der Charakter des Bodens, der Vegetation u. s. w. bedingen eine eigenthümliche, milde Atmosphäre, die namentlich für Brustkranke von wohlthätig erquickendem Einflusse ist. Was im dritten Abschnitt über die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Mineral- und des Plattenseewassers dargestellt wird, ist des Auszuges nicht fähig; sämmtliche chemische Analysen sind zusammengestellt, und der Verfasser schließt mit seiner eigenen, die um so interessanter erscheint, als er auch das Plattenseewasser untersucht hat, und für ein sehr verdünntes Füreßer Mineralwasser erklärt. Daß er Füreß den alkalisch-salinischen, milderen, Kohlensäuren Eisenwässern zuzählt, und mit Altwasser in Schlesien, oder der Louisenquelle bei Eger vergleicht, beruht auf seiner Analyse. — Haben wir den Verfasser mit Vergnügen durch die bisherigen Abschnitte geleitet, so verweilen wir mit noch größerem bei dem vierten, worin er von den heilkräftigen Beziehungen der Quellen und Bäder handelt. Dieser Theil, nur für den Arzt vom Fache genußbar und vollkommen verständlich, wurde mit sichtlicher Vorliebe und einer der Erfahrung nicht entziehenden Unbefangenheit bearbeitet. Die Anzeige zum Gebrauche der Quellen und Bäder (S. 88) ist durch die vorausgegangene pharmakologische Erörterung streng motivirt; unter den angeführten Krankheiten, worin sich Füreß vorzüglich heilkräftig erwies, heben wir nur die Bleichsucht, Rheumatismen, Katarrhe, Schleimflüsse, Stockungen im Unterleibe, besonders aber Hämorrhoiden und Scropheln hervor, in denen, der Erfahrung zu Folge, ihre Wirkung ungemein heroisch (aber nicht tumultuarisch) auftritt. Die Gegenanzeige der Quellen und Bäder liefert (S. 90 bis 93) in kurzen triftigen Ausdrücken das in der That Berücksichtigungswerthe; denn leider kommen noch sehr oft Kranke mit Anstrengungen der schwachen Kräfte und Aufopferung ihres Vermögens zu den Mineralquellen, die ihnen eher Gift als Heilmittel werden. In demselben unbefangenen Geiste spricht sich der Verfasser im fünften Abschnitt über die Diät in Füreß aus. Seine Bemerk-

kungen sind treffend, und werden ohne Zweifel nicht fruchtlos verklingen. — Den Reichthum an Unterhaltungs- und Vergnügungsorten, gleichwie an Spaziergängen und Ausflügen, konnte der Verfasser nur erwähnen, eine Schilderung derselben würde eine eigene Abhandlung bilden. Mit nicht geringer Theilnahme folgten wir den Andeutungen, die der Verfasser nur flüchtig über die nahe Halbinsel Lihany leicht hinzeichnet. Die imposante Aussicht von den Bergen Lihany's nach allen Richtungen des Sees und seiner Gestade preiset der Verfasser, indem er dabei ein tiefes Gefühl verräth. Die Reise nach Füreß und Rückreise bildet den letzten siebenten Abschnitt der Abhandlung, und beschränkt sich auf Angaben für Wien und Pesth; aus letzterer Stadt gehen im Sommer Eilfahrten nach Füreß. Der Verfasser hat vergessen, zu erwähnen, daß Wiener oder Preßburger nach Raab allenfalls mit den Dampfboten fahren, und daher schnell und bequem nach Füreß gelangen können. — Wir scheiden vom Verfasser mit dem Wunsche, er möge nicht unterlassen, seine in dem Vorwort ausgesprochenen Zusagen einer ausführlicheren und vollständigeren Bearbeitung, eines Abrisses der Umgegend von Füreß und eines Grundrisses des Kurortes bei einer zweiten Auflage zu erfüllen. Ward das Verdienst seiner Arbeit jetzt schon durch die allergnädigst gestattete Widmung Ihrer K. K. Hoheit der Frau Erzherzogin Maria Dorothea, „der huldvollsten Beschützerin alles Schönen und Guten,“ anerkannt, so darf er dabei auch auf den Dank seiner Amtsbrüder und der leidenden Menschheit zuversichtlich rechnen. — Sprache und Darstellungsweise sind in der ganzen Abhandlung so gehalten, daß sie dem Verfasser Ehre machen. — Die Verlagshandlung hat im Druck, Papier und äußerer Ausstattung nichts versäumt, ihren bewährten Kunstsinne neuerdings zu beurfunden.

Sp. .... den 4. Juli 1837.

Dr. Ludw. H — r.

### Warnendes Bulletin.

#### Traurige Folgen einer Erinnerung.

Wie vorsichtig man bei Personen, die einmal schon in einem Irrenhause waren, mit Allem, was sie an diesen Aufenthalt erinnern kann, seyn müsse, und wie sehr schon der Gedanke, in einem Irrenhause gewesen zu seyn, den Geist des unglücklichen Kranken niederschlagen, und neue Wuthanfälle herbeiführen könne, lehrt folgender \*) Fall: Ein junger Mann, durch eifriges Studium der Apocatyphie toll geworden, ward in ein Irrenhaus gebracht, und daselbst geheilt. Man nahm ihn aus dieser Anstalt, gab ihn in eine Privat-Pension, und verheimlichte ihm sorgfältig seine Krankheit und

\*) S. Dr. Harnisch: Ueber Ursachen, Symptome und Behandlung der Geisteszerrüttung, pag. 139 — 40.

seinen ehemaligen Aufenthaltort. Als er dem Scheine nach vollkommen genesen war, kam sein Vater vom Lande herein, um die Genesung seines Sohnes zu feiern. Nach Tische wurde ein Spaziergang vorgeschlagen, und zwar in eine Allee, die vom Tollhause aus sichtbar war. Auf einmal blieb der Reconvaleszent tiefsinnig stehen. „Mein Gott!“ rief er aus, „diese Gegend ist mir so bekannt; Alles umher mir so vertraut, so frisch, so lebendig in meiner Seele. Diesen Baum habe ich Tage lang beobachtet; er war durch den verschiedenen Schatten, den er warf, meine Uhr. Sagen sie doch, lieber Doctor (fuhr er fort), wo war ich, als ich diese Gegend zur Aussicht hatte?“ Die Gesellschaft suchte ihn abzuleiten, aber Alles war umsonst. Laut lachend wies er mit dem Stocke gerade auf das Fenster des Irrenhauses, wo er zwei Monate gefessen hatte. „Ist dieses die Sammerclause (sagte er), wo Ihr mich armen Schächer so lange gefangen hieltet? Doch die Zeit ist vorüber, und desto schöner lacht die Zukunft. Ich habe da drüben doch auch manche selige Stunde genossen, wenn ich des Morgens zum Fenster hinausschaute, und die herrlichen Gegenden sah. Ich dachte, Vater, wir besuchten auf ein halbes Stündchen das Zimmer, wo sein Franz so lange in schauernder Einsamkeit saß.“ — Alles Widerstreben war umsonst; das Zimmer mußte geöffnet werden. Franz weinte wie ein Kind, als er hineintrat. „Ach mein Gott,“ rief er aus, „da steht noch Alles an dem nämlichen Ort. Da komme er ans Fenster, lieber Vater, und sehe er, ob ich wahr gesprochen habe. Sieht er den Baum dort in der Allee, und den Weinberg, und den Bach im dämmernden Abendlichte? Hier mußte sein Franz am Gitter stehen, wie ein Missethäter; hier gebunden liegen, wie ein Mörder!“ — Nun schäumten die Gedanken in Franzens empörter Seele über ihre Ufer hin! „Hier (sagte er) fütterten sie mich mit Wasser und schimmlichtem Brot, hier wälzte ich mich im Staube, und rang mit allen Schrecknissen des Todes. Und du verschworst dich auch gegen mich, Rabenvater?“ — Nun ergriff er ein zinneres Wassergefäß vom Tisch. „Dein Auge (rief er aus) ist vertrocknet; du hast keine Mitleidsthräne für deinen Sohn, Cannibale? Ha! so soll Blut statt der Thränen fließen!“ — und so stieß er seinen Vater vor die Stirn, daß dieser todt niederfiel. —

— m —

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 Kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 Kr., und vierteljährig 1 fl. 45 Kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 58.]

Donnerstag, den 20. Juli.

[1837.]

Inhalt: Die Seebäder von Füred. — Rasori, der Reformator der italienischen Heilkunde. — Glückliche Heilung fixer Ideen. — Miscellen.

## Die Seebäder von Füred.

(Aus einem Schreiben an die Redaction.)

Schätzbarster Herr Redacteur!

Ihrem Wunsche gemäß, erhalten Sie hier über die Bäder im Plattensee bei Füred einige Bemerkungen, denen sich wohl manche noch reichhaltigere meiner vaterländischen Collegen beigesellen könnten, wenn es denselben gefiele, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben \*).

Wie in Nr. 57 Ihres geschätzten Blattes bemerkt wird, war der Herr Hofrath Dr. v. Wirer der Erste, welcher 1822 für Ihre k. k. Hoheit die Durchlauchtigste Erzherzogin Maria Dorothea, Gemahlin Sr. k. k. Hoheit des Palatinus, Bäder im Plattensee errichten ließ. Sie sind seither von 6 auf 12 gewachsen, und dürften wohl in Kurzem, ungeachtet ihre Herstellung mit sehr großen Unkosten verbunden ist, auf das Doppelte vermehrt werden, da der Wunsch und die Nachfrage der Kurgäste während der Saison durch die vorhandenen nicht bequem befriedigt werden können. Ehe ich von ihrer Einrichtung etwas Näheres erwähne, theile ich den Lesern Ihres Blattes, die mit den Localverhältnissen des in jeder Hinsicht sehr merkwürdigen Sees \*\*) nicht vertraut sind, Einiges darüber mit. Der Plattensee, Ungarns größter See, und deshalb von seinen Poeten das ungarische Meer genannt, liegt zwischen dem Wessprimer, Szalader und Somogyer Comitats, und dehnt sich von Nordost nach Nordwest gekrümmt in die Länge auf

\*) Die Redaction wird mit Vergnügen jede fernere Mittheilung hierüber aufnehmen.

\*\*) Als der berühmte Mineralog Beudant im verfloffenen Jahrzehent auf Befehl des Königs von Frankreich Ungarn bereisete, machte er nach dieser Gegend einen eigenen Ausflug, bloß um sie persönlich in Augenschein zu nehmen. Anmerk. d. Eins.

8 teutsche Meilen aus; seine Breite wechselt zwischen  $\frac{1}{8}$  und  $1\frac{1}{2}$  Meilen; an der Stelle, wo unsere Seebäder sich befinden, beträgt sie 4003 Wiener Klafter; seine Tiefe ist unweit derselben bei Tihany am beträchtlichsten (40 bis 60 Schuh), in der Nähe der Ufer und auf der Stelle der Seebäder selbst aber gering, so daß man häufig Leute frei darin baden sieht. Der See empfängt 32 größere und kleinere Bäche zu seiner Nahrung; den beträchtlichsten Zufluß bildet aber der Szalafluß im Westen; daß auch auf dem Grunde seines Wasserbeckens mehrere, wahrscheinlich den Füreder Mineralquellen ähnliche aufgehen, scheint außer den von Dr. Sigmund (s. die in Nr. 57 der Gesundheitszeitung angeführte Abhandlung über Füreð und den Plattensee) bezeichneten Gründen, vorzüglich dadurch außer allen Zweifel zu treten, daß seine chemische Untersuchung des Plattenseewassers dieselben Bestandtheile auswies, welche in dem Füreder Mineralwasser gefunden worden waren. — Während heiterer, ruhiger Witterung stellt der See einen ebenen, klaren Wasserspiegel dar, der gewöhnlich durch leichte Ost- und Südlüstchen in sanften Undulationen sich bewegt, nicht selten aber auch ganz luftstill und ruhig erscheint. Nord- und Nordwestwinde rühren den See am heftigsten auf, trüben ihn, und werfen Wellen und Wogen, sind aber bei Füreð selten, da die nahen Bergketten gerade diese Winde abhalten. Die Gegend rings um den See gehört zwar fast durchaus zu den schönsten Ungarns, entfaltet aber vorzüglich an dem nordwestlichen Gestade die interessantesten Reize, deren Charakter, wie genannter Arzt treffend bemerkt, einerseits sanfte Ländlichkeit, andererseits romantische Majestät ist. Ueppige Wiesen und Feldgründe, reben- und obstreiche Hügel, unwaldete Bergvorsprünge umkränzen mit fröhlichen Dörfern und Weilern die Ufer, während im Westen nah und ferne graue Basaltmassen ihre starren, kahlen Häupter, mit alten Burgruinen gekrönt, in die Lüfte emporstrecken, an ihren Rücken Wälder gedeihen, zu ihren Füßen den Weinstock, von Mais- und Weizenfeldern umzogen, wuchern lassen. In hohem Grade vereinigt Füreð aus den meisten Zimmern seiner Badewohnungen den pittoresken Anblick dieser herrlichen Naturschönheiten; ja der offene freie Spiegel des Sees, unmittelbar unter die Augen hingebreitet, und bei erhobenem Blick die weit in den See hineintretende Halbinsel Tihany mit der berühmten Benediktinerabtei (R. Andreas Grabmal), auf den Rand der schroffen Felsen aufgepflanzt, gewähren einen romantischen Prospect, den der Kurgast täglich mit neuem Vergnügen genießt.

Das Wasser des Plattensees erscheint bei heiterem, stillen Wetter klar und durchsichtig, so, daß man an den meisten Stellen der Ufer zwischen dem Schilfe auf den Grund sehen kann; es tritt in dem ganzen Umfang von Füreð nirgends sumpfig aus, ist überdieß, keinen gelinden, fischartigen, auf offenem

See erst wahrnehmbaren Geruch ausgenommen,) geruchlos; sein Geschmack ist äußerst schwach, aber doch unverkennbar zusammenziehend, und reizt feine Hautstellen empfindlich, weshalb man namentlich die Augen nicht unmittelbar ihm aussetzen darf. Seine Temperatur beträgt während der Badezeit in der Regel um 3 bis 4° R. weniger, als die der Atmosphäre; in den Jahren 1835 und 1836 während der Badesaison schwankte sie zwischen 14 bis 21½° R., erhält sich bei gleichförmigem Wasser zwischen 17 bis 19° R., und wird Abends noch gesteigert. D. D. Kiteibel's, Schuster's und Sigmund's chemische Analysen des Plattenseewassers wiesen freie Kohlensäure und die nämlichen salzigen Bestandtheile darin nach, welche der Füreder Sauerbrunnen, freilich in bei Weitem größerer Menge, enthält, und bezeichneten es daher als einen sehr verdünnten Säuerling.

Unsere Seebäder sind vom Kurort Füreß südwestlich einige 100 Schritte im See selbst gelegen, aus Holz erbaut, und stehen mit dem Ufer durch eine Pfahlbrücke in Verbindung. Jedes derselben bildet ein separirtes Kabinet, dessen dem See südlich zugekehrte Seite nicht verschlossen, den freien, offenen Anblick davon und der Halbinsel Tihany darbietet. Der Raum zum Baden besteht aus einem in den See eingesenkten, 10 Schuh breiten und eben so langen Holzkorbe \*), in dem man auf einer bequemen Stiege hinabgeht. Während der Badesaison untersucht der Badearzt um die zehnte Stunde Vormittags die Temperatur des Sees in einem der Bäder, zeichnet dieselbe auf einem Täfelchen nächst dem Eingange dazu auf, und hiernach richten sich die Kurgäste in der Bestimmung des Badens oder Unterlassens.

Ein einfacher Ueberblick des bisher, über die Eigenschaften des Seewassers, und die Einrichtung der Bäder, Gesagten reicht wohl hin, ihre hohe Wichtigkeit für Aerzte und Heilbedürftige anzudeuten. Erwägt man, daß hier der Gebrauch einer ausgezeichneten, eisenhaltigen Mineralquelle in einer Gegend, deren Klima zu den mildesten, sanftesten des südlichen Ungarns gehört, und gewissermaßen dem der Meeresküsten ähnlich ist, mit dem Gebrauche von Seebädern verbunden werden kann; daß hierzu eine bequeme Einrichtung unter steter Aufsicht des eigens dem Kurorte bestimmten Badearztes besteht; daß in dem unmittelbar am See gelegenen Füreß, und der nicht über eine Viertelstunde entfernten Dörfern Füreß, Urács und Csopak Einzelnen sowohl, als Familien behagliche Unterkunft dargeboten ist; die freundliche Gegend ringsum zu Spaziergängen (der Badepfatz und der Park am Kurort sind die nächsten) einladet, und überhaupt auch alles gefellige Vergnügen eines sehr besuchten Kurortes gleichzeitig genossen werden kann, so wird man die Behauptung nicht für übertrieben hal-

\*) Nr. 1 und 6 sind 2 Schuh länger. Eine Hälfte der Bäderreihe dient ausschließlich für Damen, die zweite für Herren. A. b. G.

ten, die Plattenseebäder gehören zu den energischsten, segnungreichsten, stärkenden Heilmitteln, die wir besitzen, und die noch lange nicht nach ihrem wahren Werth erkannt und gewürdigt werden. Die Erfahrung hat ihre vortreffliche Wirksamkeit in den Scropheln, in der Bleichsucht und den hiermit verwandten und verwickelten Leiden, in chronischen Rheumatismen, besonders in der vorwaltenden Anlage dazu und zu Katarrhen, und in einigen Nervenkrankheiten bereits zahlreich bewiesen. Es bleibt natürlich dem Arzte überlassen, die Art und Weise des Gebrauches, gleichwie die etwaige Verbindung mit der Trinkkur des Füreder Mineralwassers zu bestimmen. Daß übrigens die Seebäder alle Wirkungen des kalten Bades, wie Sie schätzbarester Herr Redacteur, in Nr. 56 Ihres Blattes dieselben bezeichneten, theilen, und ein vorzügliches diätetisches Mittel abgeben, versteht sich wohl von selbst. — Der Füreder Badearzt läßt nicht selten mit warmen Bädern beginnen, und allmählig zu den Seebädern übergehen; die Fälle, worin dies nöthig ist, vermag wohl nur der jedesmalige Zustand zu bedingen, und daher der Arzt zu bestimmen. Noch erinnern wir, daß der Genuß der freien, offenen Ansicht des Sees und seiner Ufer während dem Bade als psychischer Eindruck auf den Kranken, nicht vergessen werden darf.

Die Grundherrschaft von Füreder, die Erzabtei auf dem St. Martinsberge bei Naab, deren Priorat Dihany ist, hat sich um die Errichtung, Erhaltung und Vermehrung der Seebäder, wie auch durch die neuen großen Bauten in Füreder auf eine Weise verdient gemacht, welche die leidende Menschheit zu vollem Danke verpflichtet; namentlich darf in dieser Beziehung dem hochwürdigsten Herrn Erzabt von Kovács und dem thätigen und humanen Herrn Badearzt Dr. Adler die öffentliche Anerkennung nicht versagt werden.

Finden Ihre Leser an näheren Mittheilungen über die Seebäder Geschmack, so werde ich Ihnen in der Folge dergleichen mit Vergnügen liefern; einstweilen begnüge ich mich, auf dieselben aufmerksam gemacht zu haben. Achtungsvoll Ihr ergebener

D. . . . . den 12. Juli 1837.

Dr. Ludw. Ko — ic.

### **Masori, der Reformator der italienischen Heilkunde.**

(Nach der Gazette medicale de Paris.)

Schon früher meldeten wir den am 15. April dieses Jahres in einem Alter von 71 Jahren zu Mailand erfolgten Tod Masori's, des berühmten italienischen Reformators in der Medicin. Der Name dieses Arztes ist europäisch, und die von ihm gegründete Lehre (der sogenannte Contra-Stimulus) bildet die Grundlage der modernen italienischen Medicin. Es dürfte

daher nicht ohne Interesse seyn, einige nähere Details aus dem Leben dieses Arztes mitzutheilen, die um so glaubwürdiger sind, als sie größten Theils auf Angaben beruhen, die Rasori selbst dem Dr. Ph. Fontaneilles, der dessen Lebensbeschreibung herauszugeben den Plan faßte, mitgetheilt hatte.

Giovanni Rasori, geboren zu Parma im Jahre 1766, war der einzige Sohn eines Ober-Apothekers des großen Spitals in genannter Stadt. Von frühesten Kindesjahren zeigte er schon die größte Begierde nach Kenntnissen. In seinem 8. Jahre begann er das Studium der alten Sprachen an der Universität zu Parma, so wie er später die größten Fortschritte in der teutschen, französischen, spanischen und englischen Sprache machte; am meisten Gefallen fand er jedoch an dem Studium der Mathematik, die er unter dem Dominikaner, Pater Gandolfi, mit dem größten Eifer und Erfolg betrieb. Alsdann widmete er sich dem Studium der allgemeinen und experimentellen Physik unter dem berühmten Cossali. Trotz dieser ernstern Studien betrieb Rasori nichts desto weniger auch mehrere Zweige aus dem Gebiete der sogenannten schönen Wissenschaften; er war ein sehr geschickter Zeichner, und an der Akademie zu Parma werden noch einige seiner Studien aufbewahrt. Musik, vorzüglich aber Poesie waren ihm abwechselnd die süßesten Gegenstände der Erholung. Im reiferen Jünglingsalter zeichnete er sich unter seinen Schulkameraden durch einen eigenen philosophischen Geist, durch Fleiß und regsame Thätigkeit aus. Die Werke eines Fontenelle, d'Alembert, Voltaire, Diderot, Rousseau, Beccaria, Galiläus, Newton, Locke, Cartesius, Condillac bildeten von frühester Jugend den liebsten Gegenstand seiner Lectüre und seines tieferen Nachdenkens aus. — So vorbereitet, begann er nun, sich dem Studium der Medicin mit einem so unermüdeten Eifer zu widmen, daß sich seine Mitschüler über ihn zuweilen mit der spöttelnden Bemerkung lustig machten: „er habe die Absicht, eine lebendige Encyclopädie zu werden.“ In seinem 19. Jahre ward er zum Doctor der Medicin an der Universität zu Pisa promovirt. Der Titel seiner bei dieser Gelegenheit herausgegebenen Schrift war: „Von den neuesten Ideen in der Heilkunde.“ So manche neue Idee, die er hier anregte und besprach, war nicht einmal seinen damaligen Lehrern bekannt; vorzüglich stützte er sich auf die chemische Theorie Crawford's, über den Ursprung der thierischen Wärme, und seine diesfälligen Kenntnisse überraschten um so mehr, als man damals noch gar keine Chemie an der Universität lehrte. — Bei der Wahl dieses Gegenstandes folgte Rasori zwar nur dem Antriebe seines Genies, und dem Geschmack, den ihm sein Vater für physikalische Gegenstände eingefloßt hatte; aber er beging hierbei den Fehler, sich in einem Gegenstande aufgeklärter und kenntnisreicher, als seine Examinatoren zu zeigen, und sie beschuldigten ihn (wiewohl mit Unrecht),

daß er seine Lehrer habe demüthigen wollen; daher ward er mit aller Strenge über die Lehren eines Hippocrates, Galen, Celsus und der arabischen Aerzte geprüft. Aber er antwortete so gut, daß er selbst die beleidigte Eigenliebe nöthigte, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und er erhielt allgemeinen Beifall. Auch erwarb er sich das Vertrauen, die Liebe und die Zuneigung des berühmten Girardi, eines Lieblings von Morgagni. Zu jener Zeit war der chirurgische Unterricht an der Schule zu Pisa noch sehr vernachlässigt, und man wollte einen Zögling an die berühmtesten Universitäten schicken, damit er daselbst seine chirurgischen Kenntnisse bereichere, und alsdann zum Professor ernannt würde. Rasori, erst 20 Jahre alt, ward hierzu gewählt. Er reiste nach Florenz auf Kosten der Regierung. Dem berühmten Fontana empfohlen, ward er bald dessen Freund und Zögling. Er trat sogleich in nähere Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten dieser Stadt, aber mit besonderer Vorliebe nahm er Antheil an den öffentlichen und Privat-Vorlesungen der berühmten Professoren Mascagni und Nannoni, die ihn mit ihrer Freundschaft beehrten. Nach 3jährigem Aufenthalte zu Florenz ging der junge Reisende nach Pavia, wo er zwei Jahre verweilte. Der bekannte Naturforscher Spallanzani hatte ihn bald liebgewonnen, ließ ihn an allen seinen Versuchen Theil nehmen, und fragte ihn öfter um seine Ansicht, wenn es sich um die Erklärung physiologischer Erscheinungen handelte, und er gewann bald so sehr dessen Vertrauen, daß er ihm einen Theil seiner Versuche übertrug. Auch Peter Frank, damals Professor der Klinik, war Rasori's inniger Freund und Lehrer, und nannte ihn »acuti juvenis ingenii.« —

(Der Beschluß folgt.)

### Glückliche Heilung fixer Ideen.

Zu den anerkannt heilsamen Mitteln für Geisteskranke gehören nach vielfältigen Erfahrungen der Genuß der Landluft, Betreiben von Ackerbau, Gärtnerei, überhaupt ländliche Beschäftigung, wobei nicht sowohl die stärkende Wirkung solcher Arbeiten, als vielmehr der wohlthätige Einfluß der Aufmerksamkeit in Anschlag zu bringen ist, indem ländlicher Aufenthalt und Arbeit den Geist von dem anhaltenden und ängstlichen Nachdenken über ein wirklich vorhandenes, oder nur eingebildetes Leiden abhalten. Indessen ist es zuweilen bei Geisteskranken der Fall, daß zwar die Arbeit die Heilung vorbereitet, daß aber noch immer dasjenige, welches zuerst wirkliche Täuschung war, späterhin mit Vorsatz oder aus Gewohnheit beibehalten wird. In solchen Fällen können wenige, aber passende und feste Worte des Arztes, oder der Umgebung gar oft die schon eingeleitete Heilung vollkommen machen, wenn

man hierdurch erklärt: „Man wisse wohl, daß der Kranke Recht von Unrecht unterscheiden könne, und daß er seinen Schelmereien und Neigungen Einhalt zu thun, und sie zu beherrschen verstehe.“ Man muß nur die richtige Zeit abzupassen wissen, und sich hierbei auf Etwas, was der Kranke gesagt oder gethan, beziehen, und zwar ohne große Vorbereitung oder Widerlegung. Als Belege zu dieser Wahrheit diene ein interessanter Fall von Geisteszerrüttung, der in dem „London medical and physical Journal vol. 3, pag. 112“ enthalten ist, und welchen wir unseren Lesern in kurzem Auszuge mittheilen. Herr A. . . . verfiel vor Kummer über das unsittliche Leben seines einzigen Sohnes in einen solchen Zustand von Geisteszerrüttung, daß er sich eines Tages in einen Wasserkanal stürzte, in der Absicht, sich das Leben zu nehmen. Sich jedoch erinnernd, daß er seinen Töchtern noch nicht „guten Morgen“ geboten, kehrte er, triefend von Nässe, nach Hause zurück. Bald darauf brannte er ein Gewehr auf sich ab, verfehlte jedoch das Ziel. Hierauf vermuthete er, seine Familie wolle ihn vergiften; deshalb rührte er die Speisen, die auf den Tisch kamen, nie an, verschlang aber dafür Bratenfett, Lichte, Aehrenspitzen u. s. w. Der Hausarzt rieth der Familie an, daß sich Eines nach dem Anderen unter verschiedenem Vorwande vom Tische entfernen, aber auf seinem Teller etwas Speise zurücklassen sollte; indem sie dies thaten, fanden sie bei ihrer Zurückkunft jedesmal Alles aufgeessen, obwohl der Geisteskranke erklärte, nicht einen Bissen angerührt zu haben. Indem man diesen Plan Dem gemäß verfolgte, bekam der Kranke, der sich vor Vergiftung jetzt hinreichend gesichert hielt, bei jeder Mahlzeit hinreichende Speisen. Allein nun erwachte in ihm die fixe Idee: Die Gerichtsdiener wollen ihn ins Gefängniß bringen, „weil er das Gewehr abgefeuert habe.“ Er blieb daher stets zu Hause, sah in jedem Mann, den er, selbst nur vom Fenster aus, erblickte, einen Spion, und eilte dann, sich zu verstecken. Um diese Zeit starb seine Tochter, ein Ereigniß, das seinen Zustand sehr verschlimmerte. Alle angewandten Heilmittel waren fruchtlos, bis es dem Arzt gelang, ihn zu überreden, einen Spaten zu nehmen, und täglich im Garten zu graben. Trotz des anfänglichen Sträubens brachte man es in wenigen Tagen dahin, daß er nicht nur grub, so bald man es wünschte, sondern er hatte das Wohlthätige dieser Beschäftigung schon einsehen gelernt, daß er von freien Stücken grub, mochte das Wetter seyn, wie es nur wollte. Gleichzeitig spazierte der Arzt mit dem Kranken fleißig auf dem Felde herum, sprach mit ihm über Blumen, Früchte, Viehherden und ähnliche Gegenstände. Auf einem dieser Spaziergänge blieb der Kranke plötzlich stehen, und frug, sich zum Arzte wendend, wann seine Tochter (er meinte die Verstorbene) wieder nach Hause käme? Sogleich gab ihm dieser zur Antwort: „Sie wissen so gut, als ich selbst, daß ihre Tochter todt und begraben ist; auch verstehen Sie gar

wohl, was Sie sagen und thun, und haben lange genug Ihre Schelmereien getrieben; Zeit ist es darum, daß Sie diese endlich aufgeben.“ — Der Arzt setzte die Familie von dieser Unterredung in Kenntniß, die ein gleiches Benehmen, wie der Arzt, treulich beobachtete, und eine Woche darauf war der Kranke völlig hergestellt, und ist auch gesund geblieben, obwohl seitdem Jahre verfloßen.

### Miscellen.

„Ueber das Vermögen der Hunde, bestimmte Zeitabschnitte zu unterscheiden,“ führt Herr Bell in seiner *History of British Quadrupeds* folgendes neue Beispiel auf. Ein schöner Newfoundland-Hund, welcher in einem Wirthshause in Dorsetshire gehalten wurde, war gewohnt, alle Morgen, so wie die Glocke acht Uhr schlug, einen bestimmten Korb, worin einige pence lagen, ins Maul zu nehmen, und zu dem gegenüber wohnenden Bäcker zu tragen, welcher das Geld herausnahm, und eine gewisse Zahl Milchbrötchen hineinlegte. Mit diesen eilte Neptun in die Küche zurück, und lieferte das anvertraute Gut unversehrt ab; aber, was besonders merkwürdig war, niemals nahm er Sonntags Morgens den Korb oder näherte sich ihm nur. Herr Neville Wood bemerkt darüber: Ohne läugnen zu wollen, daß Thiere ein Organ für die Zeit hätten, möchte man die eben erwähnte Thatsache auch daraus erklären können, daß der Hund von der Rückkehr des Sonntags durch den verschiedenen Anzug der Hausgenossen, oder durch andere Umstände unterrichtet worden war, welche dem intelligenten Thiere Unterschiede der Tage andeuteten.

Dr. J. Johnson hat sich gegen das Zusammenseyn junger Leute mit Wahnsinnigen sehr kräftig ausgesprochen. Die Neigung, Alles nachzuahmen, ist bei der Jugend vorzüglich groß, und man soll es niemals dulden, daß sich junge Leute zu Wahnsinnigen gesellen, indem Jene das Benehmen derselben leicht nachahmen. „Durch eine wiederholte Nachahmung (sagt er), durch langsame, aber bestimmte Schritte erlangen wir Gewohnheiten, die den moralischen Charakter des Mannes nicht nur bestimmen, sondern auch häufig sehr gefährliche und unheilbare Körper- und Geistes-Krankheiten erzeugen.“

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird.



d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 59.]

Montag, den 24. Juli.

[1837.]

Inhalt: Von den vermeidbaren Ursachen der Nervenleiden. — Rasori, der Reformator der italienischen Heilkunde. — Einiges über Menschenrassen. — Miscellen.

## Von den vermeidbaren Ursachen der Nervenleiden.

(Ein Wort für sorgsame Aeltern und Erzieher \*).

Keinem gründlichen Geschichtsforscher kann die Bemerkung entgehen, daß der blinde Aberglaube mit der allmäligen Verbreitung des Studiums der Naturwissenschaften seine Allmacht verloren hat, und bereits in Schlußwinkel verwiesen worden ist, die mit der steigenden Erkenntniß der ewigen Naturgesetze immer mehr erkannt und zerstört werden.

Das Mysteriöse der Nervenleiden des Menschen, und insbesondere der Epilepsie, des Weitschritzes, des Alps 2c. diente in der Vorzeit sehr oft Schwärmern und Gaunern dazu, das große Publikum zu äffen, und die schuldige Achtung für die Vernunft gänzlich zu verdrängen. So lange man die Ursachen dieser Krankheiten in verborgenen Kräften und anderen Phantomen der ausschweifenden Phantasie suchte und noch sucht, ist es begreiflich, daß auch sympathetische und geheime Mittel Glauben finden; doch ist die Zeit vorüber, wo man sie ungeschweht für das Werk böser Geister oder des Teufels erklärt, und Geisterbanner und Amulettenkrämer dagegen zu Felde ziehen; denn wenn die Achtung für die Vernunft des Menschen auch in unserer Zeit zuweilen dem Aberglauben weichen muß, so begreift doch wenigstens die größere Anzahl, daß die Ursachen der genannten Nervenleiden nicht in der Geisterwelt, sondern in widrigen physischen Einflüssen zu suchen sind.

\* Die hier folgenden Warnungen scheinen uns für Aeltern und Erzieher um so beherzigenswerther zu seyn, als sie aus der Ueberzeugung eines hiesigen, achtbaren, hochgebildeten, erfahrenen Arztes und Menschenkenners hervorgegangen sind. Möge es ihm gefallen, uns recht bald ähnliche, echtpraktische Bemerkungen mitzutheilen. D. Red.

Hieraus geht nun für denkende Menschen die vollständige Ueberzeugung hervor, daß diese Uebel in so fern abwendbar und heilbar seyn müssen, als man im Stande ist, die veranlassenden Ursachen zu erforschen, zu vermeiden und zu beseitigen.

Mit dieser Ueberzeugung ist es aber wohl nicht mehr möglich, daß man zu Heilmethoden und Hilfsmitteln greift, welche den gesunden Menschenverstand beleidigen, und vorzüglich durch Verbreitung des Aberglaubens schädlich werden; denn dieser lehrt, das Unglück, welches sich die Menschen oft selbst aus Unwissenheit, Thorheit und Muthwillen zuziehen, in dem Einflusse fabelhafter Ursachen suchen, und die Herstellung von Krankheiten von überirdischen Kräften erwarten, während die Anwendung der zweckgemäßen Vorbeugungs- und Hilfsmittel zu rechter Zeit versäumt wird.

Seit mehr als 20 Jahren habe ich mir es zur besonderen Aufgabe gemacht, den Ursachen der Nervenleiden des Menschen, und insbesondere der Epilepsie auf allen dem praktischen Arzte zu Gebote stehenden Wegen nachzuforschen, um ein nützlichcs Resultat für die Erkenntniß und zweckmäßige Behandlung dieser räthelhaften Krankheit daraus zu ziehen. Allein die Darstellung, wie die besondere Anlage zu Nervenleiden auf sehr verschiedenen Wegen von Aeltern erworben, auf ihre Kinder vererbt, oder diesen in der zarten Jugend von Kindsweibern und Wärterinnen angebildet wird, oder wie diese besondere Anlage andererseits durch entsprechende Behandlung vertilgt werden kann, würde die Gränze dieser Blätter überschreiten. Ich werde daher nur die mir am öftesten deutlich erkennbar gewordenen veranlassenden Ursachen der Nervenleiden anführen, die durch Vorsicht sorgsamer Aeltern und Erzieher vermeidbar sind. Zu diesen gehören:

I. Der Mißbrauch betäubender Mittel im kindlichen Alter überhaupt, aber ganz besonders die unheilkundige Anwendung des Mohnsaftes (Opium) und die in diesem Arzneistoff unter verschiedener Gestalt enthaltenen Mittel gegen Convulsionen, oder die sogenannten Fraisen bei neugeborenen Kindern.

II. Die Schwälerung und Verhinderung der körperlichen naturgemäßen Entwicklung durch zu frühen Anfang und Uebertreibung der geistigen und durch andere Fehler bei der Erziehung der Kinder.

#### I.

Sehr viele Kinder werden in den Kinderstuben durch die sogenannten unschuldigen, schlafmachenden Mittel von zärtlichen Müttern selbst verdorben, welche dadurch den kleinen Schreier zu beruhigen suchen, anstatt daß

sie die Ursache erforschen und beseitigen sollten. Am öftersten aber geschieht es da, wo die Kinder der Pflege der Kindsweiber gänzlich überlassen sind. Aus den Händen dieser Weiber, die oft die zärtlichste Liebe für ihre Pfleglinge heucheln, so lange sie das Auge der Mutter bewacht, geht viel Unheil hervor. Um sich zur Nachtzeit Ruhe zu verschaffen, wenden sie nicht selten die nachtheiligsten Mittel an, und wissen der Aufmerksamkeit der Aeltern zu entgehen, das Hinzukommen des Arztes zu verhindern, oder doch seine vollkommene Ueberzeugung abzuwenden, bis es leider oft zu spät ist.

Aus dieser Quelle gehen sehr viele Nervenkrankte hervor, aber noch weit ergiebiger ist laut meiner Beobachtung der Mißbrauch des Opiums gegen Krämpfe und Convulsionen bei neugeborenen Kindern.

Es ist selten, daß der Arzt zu Kindern, die von Convulsionen (Fraisen) befallen sind, gerufen wird, wo nicht bereits eine unheilkundige Rathgeberin oder Rathgeber ein aus seiner Erfahrung bewährtes Mittelchen angewendet, oder doch wenigstens in Vorschlag gebracht hätte. Bei vielen Fällen, die mir vorgekommen sind, und die mir Gelegenheit darboten, das Mittel zu untersuchen, fand ich meistens ein verstecktes Opiat.

Durch die Anwendung des Mohnsaftes werden freilich die Zuckungen zusehends gestillt, und die Theilnehmenden preisen das Mittel und den Rathgeber; allein beide ahnen oft nicht, daß man damit der Heilkraft der Natur in den Weg getreten ist, welche durch diesen Sturm ein, die Harmonie des vegetativen und animalischen Lebens störendes Hinderniß mittelst kritischen Aussonderungen zu beseitigen strebte; daß durch die betäubende Wirkung des Mohnsaftes die nothwendige Beseitigung der Ursache verhindert, die Wiederholung der convulsivischen Anfälle eingeleitet, und dadurch die Anlage zum Entstehen der Epilepsie gegeben worden ist, die sich durch später hinzukommende Erregungsursachen ausbildet, und daher mit der früheren Krankheit oft gar nicht in Verbindung zu stehen scheint. — Hätten solche Aeltern einen vernünftigen Arzt zu Rathe gezogen, so hätte dieser die veranlassende Ursache der eingetretenen Convulsionen, so wie bei anderen Arten von Krämpfen zu erforschen gesucht, und indem er diese entfernt, die Krankheit wirklich geheilt; er hätte nicht durch narcotische Arzneien die in diesen Krankheiten der Kinder nothwendigen kritischen Aussonderungen verhindert. —

Es ist hieraus ersichtlich, wie nachtheilig auch die in diesen Blättern Nr. 27 bereits besprochene Behandlung während epileptischer Anfälle ist, durch die man die kritischen Aussonderungen hindert, wie z. B. das Aufbrechen der Daumen, Begießen mit kaltem Wasser, Anwendung starker Geister zum Niesen, oder betäubender Mittel zur Hemmung der Convulsionen.

Man forge nur dafür, daß der Kranke keinen Schaden nimmt, verschaffe ihm eine horizontale Lage, und beseitige die Störung durch grolles Licht, Lärmen, und vermeide selbst unnöthige Berührungen; denn auch diese werden nachtheilig. Erst nachdem der erste tiefe Schlaf vorüber ist, muß man durch dießfalls vom Arzte angeordnete Arzneien dem Kranken zu Hilfe kommen, weil die meistens unzweckmäßige Behandlung der Kranken während der ersten wahren epileptischen Anfälle, durch die man die kritischen Aussonderungen verhindert, eine von den gewaltigsten Ursachen zur Festsetzung der Krankheit ist, die nach jeder Wiederholung dem Organismus gleichsam immer mehr zum Bedürfniß wird.

Da nun der quackalberische Gebrauch betäubender Arzneistoffe in den Kinderstuben und der Mißbrauch des Mohnsaftes von Hebammen und Kindswibern den Grund zu Krankheiten legt, die so vielen Menschen ihr Leben verbittern, und unbeschreibliches Elend herbeiführen, so möge die Warnung derer bei denkenden Aeltern und Erziehern Eingang und Beachtung finden.

(Der Beschluß folgt.)

### Nasori, der Reformator der italienischen Heilkunde.

(Nach der Gazette medicale de Paris.)

(Beschluß.)

Um diese Zeit machte die Brown'sche Lehre die ersten Fortschritte in Italien; der junge Nasori studirte sie mit Eifer, und ward ihr theilweiser Anhänger. Er übersetzte die Werke Brown's ins Italienische, und bekämpfte mehrere Punkte dieser Lehre. Im Jahre 1793 ging er nach England, wo er beinahe zwei Jahre verweilte. Nach seiner Rückkunft ließ er sich in Mailand nieder. Frankreich war damals mit Oesterreich in Krieg verwickelt, und die französische Armee drohte, Italien zu überschwemmen. Der kühne Geist Nasori's blieb alsdann so wenig unthätig, daß er vielmehr in jener unruhvollen Epoche eine Zeitschrift herausgab, deren Tendenz nur zu sehr beweiset, daß er von jenem Geiste, der sich damals der exaltirten Gemüther zu bemächtigen drohte, keinesfalls frei blieb. — Gegen Ende des Jahres 1796 wurde mit der Universtät zu Pavia eine Reform vorgenommen; an die Stelle des berühmten Scarpa, den man entlassen hatte, wurde Nasori zum Decan und zum Professor der Pathologie ernannt, und in dieser Eigenschaft stand ihm das allgemeine Krankenhaus vollkommen zu Gebot \*). Die damals von ihm ge-

\*) Scarpa, welcher der damaligen französischen Regierung nicht den Eid der Treue schwören wollte, ward gezwungen, seine Entlassung einzureichen. Als Bonaparte in Mailand ankam, und man ihm alle neuen Professoren von Pavia vorstellte, vermiste er den ihm, dem Rufe nach, wohlbekannten Scarpa. Hierüber erstaunt, befahl er alsogleich, dessen Namen in die Liste der Professoren aufzunehmen. „Scarpa hat freilich den Eid nicht geleistet“ sagte der erste Consul, „aber das thut nichts; Er braucht unsere Facultät von Pavia nicht, aber die Facultät bedarf seiner. Er wird schon unser Freund werden.“ —

haltene Antrittsrede ist voll treffender Ideen über den Geist medicinischer Theorien, und verräth ein tiefbegründetes, richtiges Eingehen in das Wesen der Heilkunde. Nach zweijähriger Professur, während welcher er die Gemüther der Jugend an sich zu ziehen wußte, ward er von der Staatsverwaltung zum Secretär des Ministeriums des Inneren berufen, und er wußte sich durch seine Thätigkeit das Vertrauen des Ministers Ladini zu erwerben; ja, er war während einiger Zeit selbst so viel als Minister. Aber sein guter Genius führte ihn wieder von dieser, dem Berufe des Arztes ferne liegenden, politischen Bahn in den Tempel des Aesculap zurück. Er fühlte das Bedürfniß, dem medicinischen Lehrstuhl und dem Krankenbette seine Kräfte zu widmen, und auf sein Verlangen kam er wieder als Professor der Klinik und als Chef des medicinischen Directoriums nach Pavia zurück. Hier lebte er ganz seiner Kunst, und eröffnete einen klinischen Cours im November 1798 mit einer Rede, in welcher er das Genie des Hippocrates förmlich bestritt. Hierdurch gab er seinem geschickten Nebenbuhler Moscati eine Waffe in die Hand; er ward in einem zu Mailand gedruckten, anonymen Brief hart mitgenommen, und nach 3 Monaten wurde er von seiner Stelle entfernt, und durch Moscati, der die Kanzel im Februar 1799 antrat, ersetzt. Nachdem Rasori die Professur verließ, ward er zum Regierungscommissär bei dem großen Mailänder Spital ernannt. Allein er übte nicht lange dieses Amt aus; denn die russisch-österreichische Armee besetzte ganz Ober-Italien, und Rasori ward zum Arzt der französischen Armee ernannt, zog sich nach Genua zurück, wo er bis zur Uebergabe dieser Stadt blieb. Während der Belagerung derselben entwickelte sich ein epidemisches Nervenfieber, welches eben so sehr in der Armee, als unter der übrigen Bevölkerung wüthete. Hier wendete Rasori seine neue Lehre, die er schon zu Pavia theilweise bekannt machte, praktisch und im Großen an. Der günstige Erfolg seiner Versuche erregte die öffentliche Aufmerksamkeit, und Rasori gab die Resultate seiner zu Genua im Jahre 1799 und 1800 gemachten Erfahrungen in einer eigenen Schrift heraus, worin er seine neue Lehre des sogenannten Contra-Stimulus auseinandersetzte. Nach der Schlacht von Marengo kam er nach Mailand, und trat in den Privatstand zurück. Er fand daselbst bald viele Anhänger, seine Lehre verbreitete sich in Italien immer mehr, und er suchte dieselbe durch neue Versuche zu befestigen. Im Jahre 1807 erhielt er von der damaligen Regierung die Erlaubniß, ohne Gehalt eine medicinische Klinik in Mailand errichten zu dürfen. Diese Schule ward bei dem damals schon sehr verbreiteten Rufe Rasori's von vielen einheimischen und fremden Ärzten besucht, die später seine feurigsten Anhänger wurden. Unter diesen Umständen konnte er nicht lange im einfachen Privatleben bleiben; seine Talente und sein Ruf als Lehrer waren schon zu groß, als daß

man sie sollte brach liegen lassen. Er ward also zum Protomedicus ernannt, in welcher Stellung er die Oberleitung aller zur öffentlichen Gesundheit gehörigen Geschäfte erhielt. Zu jener Zeit wüthete das epidemische Fieber, das schon früher so große Verwüstungen in Genua angerichtet hatte, nicht nur in den Spitalern der Lombardei, sondern auch bei einer Menge von Gemeinden, wo die Truppen ihre Standquartiere hatten. Rasori ward immer dahin geschickt, wo die Epidemie am stärksten ihre Wuth äußerte, nicht nur um dieselbe zu beobachten, sondern auch um alle zu deren Hemmung nöthigen Maßregeln einzuleiten, und wirklich gelang es ihm, durch die Trennung der Kranken von den Gesunden, dem ferneren Umsichgreifen der Seuche Gränzen zu setzen. Diese Verdienste belohnte die französische Regierung dadurch, daß sie ihn 1808 zum Professor der Klinik für Militärärzte ernannte. Als jedoch die österreichische Regierung wieder in den Besitz der Lombardei kam, behielt er nur die Klinik des Spitals. Seine früheren Verhältnisse brachten es mit sich, daß er sich auch später in Gegenstände einmischte, die dem ärztlichen Berufe gänzlich ferne liegen sollten, und so mußte es kommen, daß er erst durch strenge Maßregeln der Behörden zur klaren Einsicht gelangte, wie sehr er seine Stellung als Arzt in der bürgerlichen Gesellschaft mißkannte, und daß der edelste Schauplatz für die Thätigkeit des Arztes das Krankenbett — keineswegs politische Gegenstände seyen. Im Jahre 1818 der strengen Aufsicht enthoben, unter der er bis dahin stand, vollendete er das schon begonnene Werk in 4 Bänden über Entzündungen, das jetzt in Mailand gedruckt, und welches, wie man sagt, in der Geschichte der Medicin Aufsehen machen wird. Als im Jahre 1818 die damals als Prinzessin von Wallis in Italien reisende, nachherige Königin von England zu Pesaro sehr schwer erkrankte, und den Dr. Rasori aus Mailand kommen ließ, war dieser so glücklich, sie herzustellen, und dieser Umstand verschaffte ihm wieder viele Kranke in Mailand, wo er der Wissenschaft und seiner Kunst bis an das Ende seines Lebens treu blieb. Wir können uns hier in keine nähere Darstellung seiner medicinischen Ansichten einlassen; aber so viel ist gewiß, daß der Name Rasori in der Geschichte der Medicin immer an einen großen und genialen Reformator unserer Kunst erinnern wird; obwohl er mehr Ruf während seines Lebens genoß, als ihm die unparteiische Nachwelt zugestehen wird, und er gewiß für die Wissenschaft noch mehr geleistet hätte, wenn er sich ihr vollkommen gewidmet und jede Einmischung in politische Gegenstände streng vermieden hätte.

— r —

### **Einiges über Menschenracen.**

Ueber die Verschiedenheit der Menschenracen finden sich in der 11. Lieferung von Victor Jacquemont Voyage dans l'Inde folgende Bemerkun-

gen: „Die Kälte weckte mich mehrere Mal in der Nacht auf, obgleich ich in der Nähe eines großen Feuers lag, und der Schlaf meiner Leute um mich herum schien mir eben so unterbrochen, als der meinige. Sie schlummern mehr des Nachts, als daß sie schlafen; es scheint, daß Dies für sie genüge. Die Neger schlafen ebenfalls nicht mehr. Das Vergnügen der Menschen des Südens ist, Nachts und Tags zu schlummern. Das einfache, passive Gefühl der Existenz, das ist für sie das Glück in dieser Welt, und für die Seligen ihres Paradieses haben sie keinen größeren Genuß ausgefunden. Obgleich sie weit mehr als wir gegen Kälte und Hitze abgehärtet sind, weil sie gewöhnlich fast nackt gehen, so erkälten sie sich doch nicht weniger, wie wir, wenn sie gleicherweise der Kälte ausgesetzt sind; sie zittern vor Frost im Winter des Morgens, unter dem groben Mouffelin, der ihnen als Kleidung und Decke dient, und haben nicht weniger Mühe, von dem kalten, harten Boden, auf welchem sie liegen, auf die Füße zu kommen, als wir aus unserem weichen, warmen Bette aufzustehen. Des Morgens hörte ich sie oft beim Aufgang der Sonne über Kälte klagen; doch aber ziehen sie vor, darunter zu leiden, und langsam zu gehen, als eine Viertelstunde ihre Schritte zu beschleunigen, um sich zu erwärmen. Physisches Vergnügen und Schmerz sind eben so wenig eines genauen und vergleichenden Maßstabes fähig, als Glück und Unglück. Doch muß man glauben, daß ihre Nerven, ihre physische Sensibilität sehr ungleich entwickelt sind, nicht allein bei den Individuen, sondern vielleicht auch bei den Völkern. Bei den Ostindiern halte ich sie für sehr stumpf. Die Kinder weinen und lachen sehr selten; selten habe ich gesehen, daß ihre Aeltern sie geschlagen hätten. Es bedarf einer sehr harten Strafe, um ihnen Klagegeschrei zu entreißen. Sollten sie deswegen weniger Zeichen von Schmerz geben, weil sie weniger empfinden? Ich glaube es. — In welchem Lande Europens würde man Unglückliche finden, welche für eine mäßige Belohnung sich in der Luft herumschwingen lassen würden, indem sie an einem Stricke aufgehängt waren, durch zwei spitzige Eisenhacken, welche, wie Angeln, durch die Weichtheile des Rückens gezogen sind? Alle Jahre unterwerfen sich (bei den religiösen Frühlingsfesten) dieser Marter Personen, welche durch Reiche und Heuchler, die durch die Qualen Anderer ihr Heil erlangen wollen, dafür bezahlt werden, und unterwerfen sich denselben, ohne Klagen hören zu lassen; einige singen sogar dabei. Wenn sie von ihren Wunden geheilt sind, unterwerfen sie sich den Qualen das nächste Jahr von Neuem. Und doch sind sie keine Märtyrer, sie erfreuen sich nicht während ihrer Marter durch die Aussicht auf himmlische Seligkeiten; sie wissen sehr gut, daß ihre Belohnung sich auf 100 Rupien, das ist: 125 Thaler beschränkt.

## M i s c e l l e n .

Neuerlichst hat das Wasser eine Kohlenmine in England überschwemmt, in deren Stollen 30 Arbeiter eingeschlossen waren; die Schöpf-Maschinen wurden sogleich in Bewegung gesetzt, jedoch mit sehr wenig Hoffnung, die Unglücklichen zu retten. Indessen sind diese traurigen Aussichten nur theilweise in Erfüllung gegangen, und man fand zehn Personen noch am Leben, in einem Stollen, den das Wasser nicht vollständig überschwemmt hatte. Die Unglücklichen brachten zwei Tage in dieser schrecklichen Lage zu.

Ein Hamburger machte unlängst eine Wette zu Anvers, daß er ein ganzes Jahr auf der Schelde in einer Barracken bleiben wolle, die mit der Ebbe und Fluth steigt und fällt; er wird sich nur von Fischen und von solchen Dingen ernähren, die vor seiner Wohnung vorbeischwimmen; gleichzeitig wird er täglich mittelst einer Barke einen Topf voll Wasser und ein Weizenbrot erhalten. Die Wette gilt 4000 Francs, die ein Engländer zu zahlen sich anheischig macht, und auf dessen Kosten die Barke und die Lebensmittel geliefert werden.

Man schreibt aus Rouen: Allgemeine und lebhaftere Theilnahme erregt hier das Schicksal zweier unglücklicher Arbeiter in der Gemeinde von Beaubray, die seit 7 Tagen in Folge eines Erdsturzes unter dem Schutte begraben waren. Sie wurden zwar der Freiheit und dem Leben wieder gegeben; der Eine von ihnen hat jedoch so viel an seiner Gesundheit dabei gelitten, daß man um dessen Aufkommen besorgt ist.

Nach Esquiro's Beobachtungen ist Wahnsinn zwischen den Jahren von 25 bis 35 am häufigsten; indessen findet man schon bei Kindern Wahnsinn und Raserei. So theilt der ebengenannte Schriftsteller das Beispiel eines 13jährigen Kindes mit, welches sich erhängte, und einen Brief hinterließ, der mit den Worten begann: Meine Seele vermache ich Rousseau, meinen Körper der Erde. Wahnsinnige Kinder beobachteten auch Frank, Perfect, Spurzheim und Andere. — Daß aber Geisteszerrüttung noch über die 70 Jahre vorkommen kann, lehren die Beispiele jener Weiber in der Salpetriere, die beide (die Eine war 80, die Andere 81 Jahre alt) an Tobsucht litten, und was das Auffallendste ist, geheilt wurden.

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 60.]

Donnerstag, den 27. Juli.

[1837.]

Inhalt: Von den vermeidbaren Ursachen der Nervenleiden. — Beiträge zur Diätetik der Seele. — Das größte, einem arabischen Arzte von einem Dichter ertheilte Lob. — Der erste Ueberlaß in Rußland. — Miscellen.

## Von den vermeidbaren Ursachen der Nervenleiden.

Ein Wort für sorgsame Aeltern und Erzieher.

(Beschluß.)

II.

Aufmerksame Beobachter haben schon oft die eben nicht erfreuliche Bemerkung gemacht, daß die Nervenleiden auch in kleinen Städten und Flecken besonders beim weiblichen Geschlecht häufiger als sonst vorkommen.

Wenn wir nun auch die erklärende Ursache nicht gerade in der Uebertreibung der geistigen Bildung finden, so ist es doch außer Zweifel, daß sie zum Theil in dem besprochenen Mißbrauche betäubender Arzneien im Kindesalter, zum Theil aber in der fehlerhaften Lebens- und Erziehungsweise des weiblichen Geschlechtes zu suchen ist.

Die Lebensweise des weiblichen Geschlechtes ist bei der wohlhabenden Menschenklasse in unserer Zeit fast überall von der Art, daß sie, außer der Faschingszeit im wüthenden Tanze, keine Gelegenheit haben, ihre Muskelkraft zu entwickeln. Der gemessene Gang vom Schreib- und Putztisch zum Näh- oder Stickrahmen, von da zum Clavier bei oft zu guter Nahrung, ist bei schlechter Witterung oft Wochen lang die Hauptaufgabe für ihre Bewegungswerkzeuge, die bei besserer Witterung durch einen soliden Geschäfts- oder Spaziergang vergrößert wird. Daß durch diese Lebensweise eine schon vorhandene von Aeltern ererbte, oder in der Kindertube erworbene Anlage zu Nervenleiden nicht beseitiget, sondern nur zur Krankheit gesteigert wird, ist leicht begreiflich. So vortheilhaft das zweck-

mäßig eingeleitete und durchgeführte Tänze für die weibliche Jugend seyn könnte, eben so nachtheilig wird diese für sie einzige Gelegenheit zur Uebung der Muskelkraft meistens durch den unangemessenen Sprung von der langen und zu großen Unthätigkeit zur Raserei. Man kann dabei bemerken, wozu der innere Drang nach körperlicher Bewegung die sanftesten Geschöpfe führt, die nur diese seltene Gelegenheit haben, um ihrem Triebe nach Bewegung Genüge zu leisten, und soll billigerweise daran denken, wie es einzuleiten wäre, daß man das nützliche Mittel gehörig verwendet.

Ohne Zweifel liegt in diesen Fehlern bei der Erziehung der weiblichen Jugend der Grund, daß die Nervenleiden auch auf dem Lande häufiger bemerkt werden, wo in früheren Zeiten die Tochter vom Hause eines wohlhabenden Bürgers seltener mit fremden Sprachen, Romanlesen, Clavierspielen, Zeichnen und Sticken u. ihre Zeit verwendete, als mit körperlicher, leicht ermüdender Arbeit, die ihrer naturgemäßen und kräftigen Entwicklung des Körpers günstiger waren.

Die Anforderungen unserer Zeit am gebildeten Mann sind allerdings sehr groß und umfassend, und nehmen das früheste Knabenalter schon in Anspruch, denn ein verlornes Jahr ist besonders für die Studirenden von hohem Werth. Der talentlose Jüngling muß durch Fleiß ersetzen, was ihm die Natur versagte, und dieser nimmt auch die Zeit weg, die er zur Entwicklung seiner körperlichen Kräfte dem gymnastischen Spiele widmen sollte, auf deren Nothwendigkeit in sehr vielen Lehranstalten nicht gedacht ist.

Ältern und Erzieher, die das wahre Lebensglück ihrer Kinder und Zöglinge wollen, das ohne körperliche Gesundheit nicht zu finden ist, — sollten immer die Fähigkeiten und das Alter gehörig berechnen, bevor sie den Geist mit Lehrgegenständen belasten, die theils bei mangelndem Talent entbehrlich, theils aber auch fruchtlos bleiben, und deren gewaltsames Aufdringen, bei denen, die unglücklicher Weise eine Anlage zu Nervenleiden haben, das ganze Leben vergiftet. Viele würden späterhin, wenn man die Entwicklung der körperlichen Kräfte nicht durch frühzeitige, übermäßige Anstrengung des Geistes gehindert hätte, mit mehr Erfolg studiren.

Es würde mir nicht an lebenden Beispielen fehlen, um das bisher Gesagte bis zur Evidenz nachzuweisen, wenn es der Raum und Endzweck dieser Blätter gestattete; ich erlaube mir daher nur noch die aus vielfähriger Erfahrung entnommene Thatsache, daß sowohl die ererbte, als erworbene Anlage zu Nervenleiden überhaupt und zur Epilepsie insbesondere im jugendlichen Alter beseitigt, und die Ausbildung zur oft unheilbaren Krankheit verhindert werden kann und worden ist, wenn man die Mittel dazu nicht

in den Apothekerbüchern, sondern in einer dem Zwecke entsprechenden, mit wahrhaft physiologischer Umsicht eingeleiteten, und während der Entwicklung des Körpers standhaft durchgeführten Erziehungsweise suchte.

Ein solch durchgreifender Kurplan kann aber nur von einem Arzte entworfen und geleitet werden, der zuvor die individuell verschiedenen Verhältnisse erforscht, das zum Grunde liegende Mißverhältniß zwischen der Vegetation und dem animalischen Leben des Organismus richtig erkannt hat, und die Ausführung leitet, bei der nicht selten wichtige Veränderungen nach den verschiedenen Verhältnissen der Entwicklungsperioden nöthig werden.

— in —

### Das größte, einem arabischen Arzte von einem Dichter ertheilte Lob.

Thabit ben Korra ist auch europäischen Aerzten als ein großer Colleg aus Kurt Sprengel zur Genüge bekannt, aber die Lebensgeschichte desselben aus Ibn Challikjan und Ebn Ossaibe ist einem künftigen Biographen arabischer Aerzte vorbehalten. Ibn Challikjan, der Plutarch der Araber, gibt in seiner Lebensbeschreibung Thabits, des Sohnes Korra's die folgenden Verse als das größte Lob, welches je einem Arzte ertheilt worden:

Wer wird den Kranken, wenn nicht Ibn Korra, heilen?

Wer wird, nach Gott, Gesundheit ihm ertheilen?

Er weckt die Philosophen in das Leben,

Die Heilkunst lehret er in klaren Zeilen,

Er spricht, wie Jesus sprach, der Sohn Maria's,

Und hauchet Leben ein, ohn' zu verweilen.

Dreieck und Krankenglas \*) sind ihm die Mittel,

Zu sehen, was in der Eingeweide Theilen.

Verborgne Krankheit ist ihm klar wie Fluthen

Des reinen See's, dem hellen Aug' auf Meilen,

Gelehrt und auch gerecht, wie Abraham

Ein Erb' der Wissenschaft in allen Theilen.

Er bahnet glatt die Pfad der Medicin,

Versteht den Rost des Alten abzuseilen,

Er denkt so scharf, daß er vermag das Fleisch

Zu trennen von dem Blut und zu zerspellen,

Und wenn der Geist einschneidet in den Leib,

Wird er sogleich sie zu versöhnen eilen.

Hammer/Purgstall.

\*) Was das Krankenglas, bedarf wohl keiner Erläuterung; aber was das Dreieck bedeute, ist ein zu erklärendes Räthsel; übrigens bedeutet das Wort Mofelles nicht nur ein Dreieck, sondern auch dreimal gesottenen Wein und Latwerge.

## Beiträge zur Diätetik der Seele \*).

(Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.)

### V.

Wir haben der Kraft des Willens eine Lobrede gehalten, und darauf gedrungen, daß man sich eine Richtung gebe, in welcher man beharrlich fortwirke: aber was soll man wollen? welche Richtung ergreifen? — Es ist die Erkenntniß, welche auf diese Lebensfrage Antwort ertheilt; die Erkenntniß, die höchste, ewige Frucht des Baumes der Menschheit, gereift am Strahle der Vernunft. Verloren in Träume irrt die Phantasie, in ein wildes Nichts stürzt sich der Wille, — ertheilt ihnen nicht der Geist die Weihe, „der Chaosordner, Schicksalslenker.“ Es ist das höchste Thema der Seelendiätetik: „Die Gewalt der Bildung über die dunklen Kräfte der sinnlichen Natur zu erörtern; auszusprechen — was geistige Cultur zur Begründung der Gesundheit Einzelner, wie ganzer Gesammtheiten, ja der Menschheit im Großen vermag.“

Wer bei psychologischen Forschungen sich angewöhnt hat, — wie es ein großer Herzenskenner fordert, — immer das Innere und Aeußere verflochten zu betrachten, als Ein- und Ausathmen des Einen lebendigen Wesens, — der wird die Aussicht, die wir hier eröffnen, leicht überschauen und fassen. Nicht so Derjenige, welcher gewohnt ist, Geist und Körper als einen gewaltsam in sich verbundenen Widerspruch anzusehen, und die Meinung vieler zu theilen: daß jeder Genuß der sinnlichen Natur ein Mord an der höheren sei, und daß man den Geist nur auf Kosten des Körpers zu bilden vermöge. Traurige Ansicht, nach welcher dem armen Sterblichen von jener schöpferischen Kraft, die jede Sehnsucht in seinen Busen legte, nur die Wahl zwischen einer oder der anderen Art des Unterganges gelassen ward! — Und doch: scheinen nicht die häufigen Beispiele von siechen Gelehrten und fetten Unwissenden diese Meinung zu bestätigen? vom gesunden Landmanne und schwächlichen Städter? — Es kommt hier darauf an, daß man den rechten Begriff von Bildung habe. Jener Gelehrte hat vielleicht sein halbes Leben der Betrachtung geometrischer Figuren gewidmet, und die des Menschen darüber versäumt; er hat die Adern der Geschichte aufgewühlt, und das Gold der Gegenwart im Sande liegen gelassen; er hat den Kern der Dinge öffnen wollen, ohne die Schale zu berühren. Dieser Veseibte ist vielleicht nicht ganz so geistesarm, als es jenem Gelehrten scheinen mag; er hat die Kunst, zu genießen, zu seinem Studium gemacht. Jener Landmann weiß gerade so viel, als nöthig ist, seiner sittlichen und bürgerlichen Pflicht zu genügen, und das ist wahrlich! nicht zu wenig für Menschen; dieser Städter weiß es

\*.) Siehe Nr. I., VII., XXVII. und LXII. dieser Zeitschrift.

nicht, und geht seinem selbstverschuldeten Geschicke entgegen. Echte Bildung ist harmonische Entwicklung unserer Kräfte. Sie nur macht uns glücklich, gut und gesund. Sie klärt uns über den Kreis auf, den wir, vermöge unserer Fähigkeiten, auszufüllen haben; sie lehrt uns unsere Kräfte erkennen, indem wir sie prüfend üben; sie läßt uns die Phantasie des Knabenalters und den raschen Willen der Jünglingsjahre dem klaren Lichte einer männlichen Vernunft unterordnen, ohne sie zu zerstören. Es ist also hier jener Theil der Seelen-Diätetik, dessen Bearbeitung an der eigenen Individualität vorzugsweise dem Alter der Reife, der Sonnenhöhe des Lebens zukommt.

Wenn der Hauptgrund des Kränkels in der ängstlich übertriebenen Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten des lieben Körpers zu suchen ist, — wie ein erfahrener Blick auf das Geschlecht unserer Mitgeborenen überzeugt, — was kann dem Uebel sicherer begegnen, als jenes höhere, geistige Streben, welches uns von einem niedrigen erhebend abzieht? Es ist erbärmlich, jene kleinen Geister zu beobachten, wie sie mit der unaufhörlichen Sorge für ihr unschätzbares, materielles Daseyn, dieses selbst leise zu untergraben jämmerlich beflissen sind! Der Arzt selbst, den sie ewig consultiren, muß sie verachten. Sie sterben an der Sehnsucht nach dem Leben. Und warum? weil ihnen die Cultur des Geistes gebricht, welche allein fähig ist, den Menschen aus dieser Misere herauszureißen, indem sie seinen besseren Theil entfesselt, und ihm Gewalt über den irdischen ertheilt. Ich will von den Ehrfurchtwirkenden Erscheinungen des Stoicismus nichts sagen; wir haben sie mehr dem Willen als dessen Gründen zugeschrieben; aber wer sind sie, die das äußerste, dem Sterblichen gegönnte Maß seines irdischen Bleibens mit gesunder Freudigkeit gemessen haben, — als die ernstesten, den höchsten Ideen innig zugewendeten Geister, von Pythagoras an bis auf Goethe? — Nur ein heiterer Blick ins Ganze gewährt Gesundheit, und nur Einsicht gewährt diesen heiteren Blick. Der scharfsinnigste Denker, der sich am tiefsten in den wunderbaren Abgrund der Geistigkeit versenkt, und durch ruhige Beschauung ein von der Parze für den baldigen Schnitt bereitetes Leben zu verlängern gewußt hat, — der Denker, den man für den grübelndsten und vielleicht finstersten von Allen hält, that den merkwürdigen Ausspruch, den er, nach seiner Weise, in geometrischen Formeln bewies: „Die Heiterkeit kann kein Uebermaß haben, sondern ist immer vom Guten; dagegen die Traurigkeit, ist immer vom Uebel. Je mehr aber unser Geist versteht, desto seliger sind wir.“

Das wichtigste Resultat aller Bildung ist die Selbsterkenntniß. Jedem Menschen ist von der Gottheit ein bestimmtes Maß zugeordnet, — ein bestimmtes Verhältniß der Kräfte, welche sich in einem abgegränzten Kreise bewegen. Dieses Maß, nicht überschritten und nirgends lückenhaft, bestimmt die Integrität, die Gesundheit des Individuums, als eines solchen;

denn eben durch dieses Verhältniß ist Jeder Er selbst. Es richtig gemessen zu haben, ist die Krone menschlicher Weisheit; weiter bringt es doch Keiner, und mehr hat die Aufschrift des delphischen Tempels nicht verlangt. Wer dieses Maß seines individuellen Daseyns mit jener echten Bildung, die selbst ein Seyn und kein bloßer Besitz ist, auszufüllen weiß, der wird sein Leben und seine Gesundheit bewahren. Er wird in einem freien, zwanglosen Zustande leben, nur sich selbst angehören, und mit Egmont der Natur gebieten können, jeden fremden, kranken Tropfen aus seinem Blute wegzuspielen. »Das höchste Gut, was Gott allen Geschöpfen geben konnte, war und bleibt: eigenes Daseyn.« Wenn dieses Wort Herders wahr ist, so ist Bildung der Schlüssel zum höchsten Schätze; denn, wie uns die Natur die Dauer der eigenen Existenz ihrerseits durch eine uns angegebene Kraft des Widerstandes und der Selbsterneuerung gesichert hat, so können wir unsererseits diese Gabe durch die selbsterrungene Macht des Geistes noch übertreffen. Der Leichtsinn, diese frühliche Aeußerung der natürlichen Elastizität des Charakters, hat schon eine wunderbar erhaltende Kraft, und durchdringt, wie der Balsam eines feinen Aethers, unser ganzes Wesen mit Leben; und sollte der leichte Sinn, der daraus entspringt, daß wir ganz, klar und wir selbst sind, nicht tiefer und anhaltender wirken, als jener unbewusste, vergängliche Rausch?

(Der Beschluß von Nr. V. folgt.)

### Der erste Aderlaß in Rußland.

Der Vater Peter des Großen, Kaiser Alexis, war an einem Tage so übel gelaunt, daß die Höflinge mit bebendem Herzen sein flammendes Auge und sein rothes Gesicht sahen. Auf einmal trübte ein dichter Nebel sein Gesicht, sein Haupt ward schwer, seine Füße zitterten; das Kremlin schien über ihn einzustürzen, die Kräfte schwanden plötzlich, er verlor das Bewußtseyn, und fiel ohnmächtig auf den Fußboden des Saales nieder. Alles war ängstlich um den Czar besorgt, der Leibarzt ward eilends gerufen. Der Doctor war tief bewegt, als er sich dem Sofa näherte, auf welches man den Kaiser gelegt hatte; er fühlte fast keinen Puls! Das sonst so lebhafte und kräftige Gesicht war blau, die Lippen blaß; umsonst wurden die kräftigsten Belebungsmittel angewendet, das Blut strömte mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gehirn. Der Zustand des Kranken ward mit jedem Augenblick bedenklicher. Der Arzt erklärte, daß nur ein unverzüglich gemachter Aderlaß das Leben des Kaisers retten könne. Man rief daher die nöthigen Dienstleute herbei; der Doctor entblöhte den Arm des Czars, und wollte eben mit der Lanzette in die Ader einstechen, als der Kaiser plötzlich zu sich kam; beim Anblick dieser unge-

wöhnlichen Vorbereitungen heftig aufstand, und zornig zum Arzt sagte: „Was willst du?“

Der Arzt: „Da eine allzustarke Aufwallung des Geblütes für meinen gnädigsten Herrn und Kaiser traurige Folgen zu haben droht, so ist ein Aderlaß das beste Mittel, denselben vorzubeugen.“

Czar: „Was hast du? Ich verstehe dich nicht?“

Arzt: „Das Instrument, das ich hier habe, schneidet so leicht ein, daß es weniger schmerzt, als der Stich einer Nadel; dann geht Blut heraus, wodurch die zurückbleibende Blutmasse sich freier bewegt.“

Czar: „Wie? Du wagst es, mich mit Vorbedacht zu verwunden, und mein Blut zu vergießen?“

Arzt: „Es ist wahr, Sire, daß in dem großen, meinem Kaiser unterworfenen Reiche der Aderlaß und seine wohltätigen Wirkungen noch unbekannt sind; allein in Teutschland, Frankreich und Polen ist diese Operation von dem glänzendsten Erfolge begleitet, und im häufigen Gebrauch. Ich würde es auch nicht wagen, an der Person Euer Majestät ein solches Mittel zu versuchen, wenn ich nicht von dessen dringender Nothwendigkeit überzeugt, zugleich den besten Erfolg davon erwartete.“

Czar: „Ich will weder meinen Leib verwunden, noch mein Blut vergießen?“

Arzt (ernsthaft): „Sobald nur ein wenig Blut herausgehen wird, — welches ohne Schmerzen geschieht — werden Sie sich erleichtert fühlen, freier athmen, während sonst das Uebel zunehmen, die Symptome bedenklicher werden, und die bis jetzt noch leichte Unpäßlichkeit sich in eine gefährliche Krankheit verändern könnte.“

Der Kaiser wäre über diese mit festem Tone und ernstlich ausgesprochenen Worte des Arztes beinahe wieder in Ohnmacht gefallen. „Gibt es kein anderes Mittel?“ — „Ich kenne kein Bessers.“ — „Der Aderlaß ist also nothwendig?“ — „So ist es.“ — „Ist ein Aderlaß einem gesunden Menschen schädlich?“ — „Wenn nicht schädlich und gefährlich, wenigstens unnütz.“ — „Einem gesunden Menschen kann also zur Ader gelassen werden, ohne daß der Tod daraus erfolge?“ — „O ja!“ — „Wohlan, (sagte der Kaiser) zeige mir, wie eine Ader geöffnet wird, zuerst an deinem Arm!“ — „Recht gern! Sire (sagte der Arzt); allein alsdann könnte ich Euer Majestät nicht die jetzt für Sie nöthige ärztliche Hilfe leisten; nach einem Aderlaß bedarf der Arm der Ruhe, die Hand verliert für einige Zeit die Kräfte, so daß ich, wenn ich mir jetzt selbst zur Ader ließe, diese Operation nicht an Ihrem Arme mit der erforderlichen Kraft und Genauigkeit machen könnte; jedoch will ich den Wunsch meines Kaisers

alsogleich erfüllen, und mir selbst die Ader öffnen, sobald ich Ihnen verbunden habe.“

Der Kaiser warf einen forschenden Blick auf den Arzt, und fragte noch einmal, ob es durchaus nothwendig sei, Blut zu lassen. Auf die wiederholte Antwort des Arztes, daß dieses das einzige Mittel sei, einer gefährlichen Krankheit vorzubeugen, ließ der erzürnte Czar mehrere der edelsten und ausgezeichnetsten Bojaren an seinem Hofe kommen, sie vor sich hin in einer Reihe aufstellen, und befahl alsdann dem Arzt, ihnen, Einem nach dem Anderen, zur Ader zu lassen. Die Bojaren wußten zwar nicht, um was es sich handle, unterwarfen sich jedoch blind dem Willen ihres Herrn, und bald sahen sie mit Entsetzen ihr edles Blut aus der Ader fließen.

„Nun (sagte der Arzt zum Kaiser), nun kommt die Reihe an Sie, Sire.“ „Ja wohl, (sagte der Czar mit düsterer Miene), mach' es kurz!“ Er wendete sein Auge weg, um nichts von seinem Blute zu sehen, — und die Ader ward ihm geöffnet. — n —

### Miscelle.

Madame Graham hat unlängst in London eine neue Luftfahrt angetreten, und zwar in Gesellschaft des Herrn M. Warwick, Directors der zoologischen Gärten von Suney. Für Jeden, der nur einige Erfahrung in solchen Luftfahrten hat, waren die Schwierigkeiten leicht einzusehen, welche die unerschrockenen Reisenden zu überwinden hatten, um sich aus der Menge hoher Gebäude und Schornsteine der Bräuhäuser los zu machen, die in der Nachbarschaft des Gartens sind, von wo die Fahrt ausging, und welche kaum hinreichenden Raum ließen, um die nöthigen Wendungen zu machen. Kaum waren die Stricke, die den Luftballon hielten, abgeschnitten, so war schon die Gefahr Jedem einleuchtend, und nur dadurch konnten die Reisenden einem gewissen Tode entgehen, daß sie sich bedeutend leichter machten, und einer großen Menge mit Sand gefüllter Säcke entledigten, die den Ballast des Ballons bildeten; denn sie vermieden den Anstoß an ein großes Haus nur bei einem Fuß Entfernung. Die einzelnen Säcke mit Sand, die in den Garten fielen, wogen gegen 25 Pfund, und es war ein Glück, daß sie Niemanden verwundeten. Alsdann erhob sich der Aérostat mit reißender Schnelligkeit, und man verlor ihn bald aus dem Gesichte in südlicher Richtung.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.



d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 61.]

Montag, den 31. Juli.

[1837.]

Inhalt: Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine, mit näherer Beziehung auf Nordamerika. — Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark. — Cannibalen im englischen Ostindien. — Miscellen.

**Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine, mit näherer Beziehung auf Nordamerika.**

»Αριστον μεν ἴδιον.»

Pindar.

Leider sind die Fortschritte, die ein Staat in der Civilisation zu machen pflegt, nur zu oft mit Verirrungen von dem Pfade der Natur verbunden. Erringt sich der Mensch durch seinen Eintritt in den Stand der Cultur eine gewisse Muse und Ruhe, so bringt es schon das immer rege Streben seines Geistes mit sich, Neues zu erfinden, und der sonst einfachen natürlichen Befriedigung seiner Bedürfnisse das Gepräge der Kunst oder vielmehr der Künstelei zu geben. So entsteht die Fertigkeit, den Genuß in ein System zu bringen, und denselben mit sophistischen Scheingründen zum gesellschaftlichen Bedürfnis zu erheben. Es hat Perioden in der Geschichte der Völker gegeben, wo man sich nicht entblödete, den Genuß geistiger Getränke mit aller Veredsamkeit nicht nur zu vertheidigen, sondern in ihnen Mittel zur Stärkung des Körpers und zur Belebung des Geistes zu sehen. Aber die Geschichte der Nationen gleicht der jedes einzelnen Menschen. Dieser muß für die Sünden seiner Jugend mit Siechthum und Armuth im Alter schwer büßen — die Entkräftung und Verarmung ganzer Menschenstämme sind auch von jeher die unausbleiblichen Folgen ihres Hanges zum Trunke gewesen. Diese traurigen, grell in die Augen fallenden Symptome eines krankhaften nationellen Lebens mußten endlich in dem Gemüthe edler Menschenfreunde den natürlichen Wunsch rege machen, dem sichtbaren Hinwelken

aller Körper- und Geisteskraft muthig entgegen zu arbeiten. „Was vermögen Einzelne (hieß es) gegen den Strom des Verderbens? Was richtet das gute Beispiel einiger Wenigen gegen Vorurtheil, Sinnenfeligkeit, Gewohnheit und geistige Verstocktheit so vieler Freunde des übermäßigen Trunkes aus? Es entstand daher der Gedanke, die Masse für die gute Lehre gleichsam zu erziehen — man wollte sie von allen Seiten die Wohlthat eines naturgemäßen Lebens — die Freude einer geregelten Thätigkeit fühlen lassen — an jedem Orte, zu jeder Tages- und Jahreszeit ihr lebendige Beispiele der Enthaltbarkeit vorführen — kurz, man wollte eben so systematisch dem Genuße entgegenarbeiten, als er sich der Gemüther durch scheinbare Gründe zu bemächtigen suchte. Dieses planmäßige Verfahren sollte das Werk vereinter Kräfte seyn. Es entstanden sogenannte Mäßigkeitsvereine, die es sich zur Aufgabe machten, alle ihnen zu Gebote stehenden rechtmäßigen Mittel anzuwenden, um sowohl dem Laster des Trunkes tiefergebene Mitmenschen durch Rede, Lehre, Beispiel, Unterstützung und Arbeit zur Einsicht ihrer moralischen Gefunkenheit und zur Rückkehr in den Tempel der Hygiene zu bewegen — als auch gesunde, und diesem Dämon noch nicht anheimgefallene Gemüther zu warnen, und in tiefem Abscheu vor Geisteslähmung und Körpersiechtum zu erhalten. Das Lebensprincip solcher Vereine mußte vor Allem eigenes Beispiel seyn. Bei der Bildung solcher Vereine konnte und durfte es keine sogenannten Ehrenmitglieder geben, die etwa ihren jährlichen Beitrag an Geld, an Lesebüchern u. s. w. zur Verbesserung des moralischen Zustandes der unteren, dem Trunke am meisten ergebenden Volksclassen zahlen, und dann sich selbst der ausschweifendsten Lebensart überlassen — derlei Mitglieder hätten der guten Sache nur den Todesstoß gegeben — sondern jeder Theilnehmer, dem es Ernst um die Heilung so mancher tiefen Wunde war, woran die Menschheit schwer erkrankt, mußte selbst die Kunst üben, dem reizenden Getränke zu entsagen. „Zu entsagen? Doch nicht gänzlich? Auf immer? Für jede noch so feierliche Gelegenheit? Bei jeder noch so herzlichen Zusammenkunft von Freunden? In jeder noch so trübem Gemüthsstimmung? Welche Zumuthung! Heißt das Mäßigkeit? Das heißt: Sich kasteien!“ So ruft vielleicht der eine oder andere Leser aus, und legt das Blatt weg, das so überspannte Dinge aufzischt. Aber sei ruhig, lieber Leser, es handelt sich hier nicht darum, daß du etwa dein Glas Wein entbehrest, an das du Jahre lang gewohnt bist, welches dir vielleicht dein Arzt gar angerathen hat — es ist hier nicht die Rede davon, dir die Vortheile eines solchen Mäßigkeitsvereines ans Herz zu legen — es handelt sich hier bloß um die Darstellung einer bestehenden Thatsache, und zwar einer solchen, die mit dem physischen Wohl der ar-

beitenden Classe, mit dem Glück ihres häuslichen Lebens, mit der Erziehung ihrer Kinder, mit der Wohlfahrt und Ruhe, endlich mit der moralischen Veredlung eines ganzen Welttheiles in unverkennbarem Zusammenhange steht.

Es ist nämlich bekannt, daß in den vereinigten Staaten von Nordamerika eine große Anzahl solcher Mäßigkeitsvereine bestehen, und wir wollen hier unseren Lesern das Wichtigste über die Geschichte dieser Vereine mittheilen.

Die Einführung der geistigen Getränke in die vereinigten Staaten datirt sich von den ersten Niederlassungen englischer Colonisten in diesem Lande. Während des langen und schweren Kampfes der Nordamerikaner mit ihrem Mutterlande, verordnete die Regierung, daß den Soldaten täglich eine Ration geistiger Getränke dargereicht werden sollte; eine große Anzahl der Soldaten verfiel in die unglückselige Leidenschaft des Trunkes, und trug dieselbe nach geendetem Kriege auch auf die bürgerliche Gesellschaft über. Zwei Hauptursachen haben seit jener Zeit den Genuß geistiger Getränke in diesen Ländern befördert. Die eine entsprang aus der geographischen Lage derselben, aus der Nachbarschaft der Antillen, mit welchen sie fast immer in lebhaftem Handelsverkehr standen. Die Bewohner der vereinigten Staaten führten nämlich ungeheure Quantitäten Mehl, Getreide und anderer Lebensmittel, so wie Bauholz nach den Antillen, und tauschten dafür Kaffee, Zucker, Syrup, Branntwein und Rum ein. Die zweite Ursache des übermäßigen Genusses geistiger Getränke in Nordamerika ist der Reichthum und Ueberfluß an den Materialien, aus denen sie gewonnen werden, nämlich an Korn, Mais, Aepfel- und Pflirsichbäumen; zu welchem Ueberflusse noch der Umstand hinzukommt, daß die Regierung keine Abgabe auf die Erzeugung des Whisky (einer Gattung Branntwein) gelegt hat, und hierdurch der Preis desselben ungemein niedrig war. Diese Umstände erzeugten in Nordamerika eine erschreckliche Zahl von Säufern, und die Menge derer, die jährlich als Opfer des Trunkes fielen, belief sich auf mehr als 30,000. Leider hat diese Zunahme an Säufern nicht nur häufige Geisteszerrüttung, Armut, Siechthum, sondern die größten Verbrechen und die häufigen Unglücksfälle hervorgebracht, die sich auf öffentlichen Reisewagen, auf Schiffen, Dampfschiffen u. s. w. ereigneten. Wie sehr sich die Unmäßigkeit im Trinken auf alle Classen der Gesellschaft in den vereinigten Staaten verbreitete, beweiset eine Aeußerung Th. Jeffersons, der dreimal Regierungspräsident gewesen. Dieser Staatsmann soll nämlich einst zu seinen Freunden gesagt haben: „Die Gewöhnung an geistige Getränke bei den Beamten hat dem öffentlichen Dienste in unserer Republik mehr geschadet, und mir in meinem Verufe größere Hindernisse in den Weg gelegt, als irgend ein anderer Umstand. Wenn ich jetzt, da ich durch Erfahrung klüger geworden bin,

die Verwaltung übernehme, so wird meine erste Frage bei Jedem, der sich um ein öffentliches Amt bewirbt, die seyn: „Ob er dem Genusse geistiger Getränke ergeben sei?“ — Die täglich mehr um sich greifenden Verheerungen der Unmäßigkeit mußten die Aufmerksamkeit aller Gebildeten und besser Gesinnten in Anspruch nehmen. Man fing an, über die Ursachen nachzudenken, welche den Menschen dem Trunke zuführen, um diesem, den Kern der Nation zerstörenden Laster mit aller Energie entgegenzuarbeiten. Es wurde daher die Unmäßigkeit in öffentlichen Reden, in Büchern und Zeitschriften streng getadelt; die berühmtesten Aerzte sprachen laut ihre Meinung darüber aus, sogar die gebieterische Stimme der Gerichtshöfe ließ sich häufig vernehmen. Im Februar 1813 wurde zu Boston eine Gesellschaft zur Unterdrückung der Unmäßigkeit gegründet. Ihr Zweck war: „Den Mißbrauch geistiger Getränke, so wie die daraus entstehenden Laster, als z. B. das Spiel, liederliches Leben u. s. w. abzuschaffen, und die öffentliche Sittlichkeit durch alle mögliche Mittel aufzumuntern.“ — Allein diese Gesellschaft zeigte nur wenig Energie, und förderte des Guten sehr wenig. Eine neue sogenannte amerikanische Mäßigkeits-Gesellschaft ging nun zu einem strengeren Grundsatz über. Sie war nämlich der Meinung, daß die mäßigen Trinker, wenn sie auch nicht Säufer wurden, doch das Laster der Trunkenheit durch ihr Beispiel aufmunterten; man müsse daher alles aufbieten, um gänzliche Enthaltbarkeit von solchen Getränken als Gesetz geltend zu machen, und dieselben nur dann zu erlauben, wenn sie von einem unterrichteten Arzt als Heilmittel verordnet würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

## Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark.

(Von M. Dr. Ernst Hilarius Fröhlich.)

### I.

Nescio, qua natale solum dulcedine cunetos  
Ducit, et immemores non sinit esse sui \*).

Ovidius.

Es ist in neuerer Zeit allenthalben in Gebrauch gekommen, sich in heißen Sommertagen mit Rohitscher Sauerbrunnen zu erquickern. Gegen diesen Gebrauch ist nun ärztlicherseits nichts Wesentliches einzuwenden. Vielmehr

\*) Die hier folgenden Mittheilungen über Rohitsch scheinen uns um so mehr die Aufmerksamkeit unserer Leser zu verdienen, als dieselben von einem in genanntem Badeorte gebornen Arzte herrühren, welcher — ein Sohn des um Begründung und Pflege der dortigen Heilanstalt hochverdienten Dr. Joh. N. Fröhlich, früheren st. st. Inspectors und Brunnenarztes zu Rohitsch und jetzigen k. k. Hausarztes zu Mauerbach — gewiß in der Lage ist, aus eigener Anschauung und mit Benützung der zahlreichen Erfahrungen seines Vaters hierüber sich aussprechen zu können.

Die Redaction.

ist die Methode, dieses Mineralwasser mit säuerlichen Weinen, mit Limonien-  
saft und Zucker (in welcher Form es das lieblichste und erfrischendste aller  
ersinnlichen Getränke darstellt), ferner mit Himbeerenabguß &c. gemengt zu  
trinken, Vielen in obiger Jahreszeit besonders zu empfehlen.

Die Kraft des diesem Heilwasser inwohnenden Eisens wird durch diese  
Beimischungen größtentheils aufgehoben, und die demselben eigenthümli-  
chen, kühlend auflösenden Salze machen es mit der Brausen erregenden  
Kohlensäure zum zweckmäßigsten prophylaktischen Labetrunk. Die bemittel-  
ten Bewohner von Ungarn, Italien, mitunter auch von Griechenland und  
Egypten, vorzüglich jener Gegenden, wo drückender Mangel an Trinkwasser  
herrscht, bedienen sich des Rohitscherwassers zum gewöhnlichen Tischgetränk,  
und schützen sich dadurch vor den, aus mißlichen klimatischen Verhältni-  
ssen hervorgehenden Krankheiten: vor Wechselfieber, Milz- und Leberkrank-  
heiten &c. Die nach jenen Ländern jährlich zunehmenden ungeheueren Rohit-  
scherflaschen-Transporte bestätigen hinlänglich die Wahrheit des Angeführten.

Aber eben der Umstand, daß dieses Heilwasser als sommerliches Tisch-  
getränk zur Alltagsache geworden ist, trug viel dazu bei, daß das Publikum der  
Heilkraft desselben allmählig weniger Vertrauen zu schenken begann. Eben  
darin ist auch der Grund zu suchen, warum der einst als Gesundwasser durch  
halb Europa verführte Rohitscher Sauerbrunnen in neuerer Zeit höchst un-  
verdienter Weise und zum Schaden der leidenden Menschheit an arzneilichem  
Rufe so viel verloren hat.

In der Hand des denkenden, unterrichteten Arztes bleibt dieses Mine-  
ralwasser bei seiner Anwendung im Kurorte selbst, oder versendet, nichtsde-  
stoweniger eines der kräftigsten und durchdringendsten Heilmittel, mit wel-  
chem viele tief eingewurzelte Krankheiten glücklich gehoben wurden.

Wir halten uns daher für verpflichtet, von Neuem Einiges über die Ge-  
schichte der Rohitscher Sauerbrunnen, über die dort bestehende Kuranstalt  
und ihre Einrichtung zu schreiben, ferner die einzelnen Quellen bekannt zu  
geben, endlich die Heilkraft derselben, die liebliche Umgegend und das vortref-  
liche Klima in Kürze zu schildern.

#### G e s c h i c h t e.

Die Rohitscher Hauptquelle (Trinkquelle, Tempelbrunnen) wurde nach Dr.  
Gründel, der im Jahre 1685 seine *Roitschokrene* als erste umfassende  
Beschreibung jener Quellen erscheinen ließ, um das Jahr 1640 von einem  
Grafen Rin, der sich in den umliegenden Gauen mit der Jagd erlustigte,  
aufgefunden und bekannt gemacht. Durch die erquickenden und besebenden  
Eigenschaften dieser Quelle aufmerksam gemacht, wurde Graf Rin zum fort-  
gesetzten Gebrauch derselben gegen seine Milz- und Leberverhärtung mit Gel-  
sucht eingeladen, und dadurch von seinen Uebeln vollkommen befreit.

Diese erste gelungene Rohitscher Brunnenkur machte nicht nur in der Umgegend viel Aufsehen, sondern wurde auch, wahrscheinlich durch den Grafen Zrin, bald in Wien bekannt. Der damalige Leibarzt Ihrer Majestät, der Kaiserin Eleonora, Gemahlin Kaiser Ferdinand II., Dr. Paul v. Sorbait, würdigte zuerst diese Quelle seiner besonderen Aufmerksamkeit, und seinen Bemühungen gelang es, „daß man, (wie Gründel erzählt,) dieses heylsambte saure Wasser nicht allein in die Kayserliche Erbländer, sondern auch zu frembden Nationen, als in Welschland, Pohlen, ins H. Römische Reich, und mehr entlegene Derther gang häufig führet, dadurch unzählbar vil von den gefährlichen Zuständen befreyet werden.“ —

Nach der Hand erhoben sich jedoch, wegen des bedeutenden, bei der Versendung abfallenden Gewinnes, langdauernde Prozesse über das Eigenthums- und Versendungsrecht dieses Heilwassers. Die Quelle wechselte mehrmals ihre Besitzer; die Füllung, Verschließung und Versendung der Flaschen wurde nachlässig betrieben, und in Folge dessen begann der Ruf des Rohitscherwassers bedeutend abzunehmen.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nahm sich jedoch das Apothekergremium zu Wien der Quelle von Neuem an, und besorgte die Fassung derselben mit einem Brunnenkranze von Sandstein. Das Collegium pharmaceuticum Vindobonnense errichtete neben dem Brunnen im Jahre 1732 die noch vorhandene Statue des heil. Johann von Nepomuk, und betrieb den Alleinhandel mit Rohitscher Sauerbrunnen.

Doch nicht lange erfreute sich die Rohitscher Hauptquelle dieses Schuges; denn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts treffen wir drei Bauern, die Besitzer der anliegenden Gründe, als Eigenthümer der Quelle. Diese gerietzen wegen des Füllungsrechtes öfters in thätliche Streitigkeiten, und die Füllung und Versendung der Flaschen wurde sehr unvollkommen gehandhabt.

Im Jahre 1801 wurden endlich die Herren Landstände Steiermarks von Sr. Majestät dem höchstseligen Kaiser Franz I. aufgefordert, für eine bessere Cultur dieser Quelle zu sorgen. Die Herren Stände erkauften nun das zunächst der Quelle liegende Terrain und begründeten durch Errichtung mehrerer Gebäude die jegige Heilanstalt, die in kurzer Zeit durch eine, der Vortrefflichkeit der Quelle würdige Ausstattung zu einer Blüthe gelangt ist, daß sie den berühmtesten Brunnenorten Oesterreich's mit Recht an die Seite gestellt werden kann.

Die Geschichte der übrigen Rohitscher Quellen, die insgesammt erst in diesem Jahrhundert, einige in neuester Zeit, entdeckt und gewürdigt wurden, ist zum Theil mit jener des Tempelbrunnens innig verwebt, theils wegen minderm Interesse zu übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Cannibalen im englischen Ostindien.

Neu ist die Nachricht, daß 50 Stunden von Calcutta, der Hauptstadt der englisch-ostindischen Besitzungen, man eine Völkerschaft findet, welche ihrer Neigung zu Menschenfleisch nachgeht, und ohne Erbarmen alle Unglücklichen verzehrt, die ihr in die Hände fallen. Sie befindet sich in den Wäldern von Chittagong in dem Districte Bengalen's, den die Compagnie außersehen hat, um die Elephanten zu zähmen und abzurichten, welche in der, nach Ava zu die Gränze bildenden Bergkette gejagt werden. — Auf diesen Jagdexcursionen hat man diese Horde Wilden entdeckt. Sie vereinigen sich nicht in Dörfer oder Lager, wie einige andere indische Völkerschaften, sie haben ihre Wohnungen auf den Nesten der Bäume des Walbes; vermittelst Bambusrohr verfertigen sie eine Art Plattform, auf welcher sie eine Hütte erbauen, in welcher die ganze Familie wohnt, und von dem Winde geschaukelt wird. Sie haben die Vorsorge, alle Zweige unterhalb abzuschneiden, um die Annäherung der wilden Thiere zu vermeiden, welche, wie sie, den Wald bewohnen. Der Major Gairdner, Director der englischen Station, hat versucht, sie zu civilisiren, aber vergebens; einer der Häuptlinge, den er überredet hatte, auf der Station Arbeit anzunehmen, konnte seiner Neigung zu Menschenfleisch nicht widerstehen; er wurde auf der That ergriffen, verurtheilt und hingerichtet. Seitdem darf man sich nicht in den Wald wagen, außer mit wohlbewaffneten Detachements von 10 Mann. — Einer der Jäger, dessen sie sich bemächtigt hatten, war im Augenblick zerstückt und verschlungen, ehe man ihm zu Hilfe kommen konnte. Diese Menschenrace ist unter dem Namen Koukies bekannt; Major Gairdner beschreibt sie als Menschen von kleiner Statur, mit vorragendem Bauche, scharfen Gesichtszügen und muskulösen Gliedern. Sie reden einen eigenthümlichen Dialect. Die Kette der blauen Berge von Chittagong ist von diesen Bestien in Menschengestalt eingenommen, und es scheint schwierig, sie zu vernichten, da sie keine festen Wohnsitze haben, und inmitten dieser undurchdringlichen Wälder von einem Orte zum anderen ziehen. (The Athenaeum.)

### Miscellen.

#### Der Thee- und Opium-Handel.

Das indische Journal: „The Friend of Indian“ macht über die Handelsrevolution, welche durch die Gewinnung von Thee in Britisch-Indien und durch den Anbau von Mohn in China wahrscheinlich geworden ist, nachfolgende Bemerkung: „Man hat die Theepflanze in wilder Ueppigkeit an unserer nordöstlichen Gränze entdeckt, und es scheint nur der schützenden Hand der Regierung zu bedürfen, um einen wichtigen Handelsartikel zu machen.

Was den Mohnbau in China betrifft, so kann man zwar sagen, daß der Boden und die Arbeit in China kostbarer sind, als in Indien; wenn sie aber auch doppelt so theuer wären, so würde das in China selbst gewonnene Opium doch nicht halb so hoch zu stehen kommen, als das eingeführte. Assam erzeugt eine große Menge Opium, das von den Eingebornen consummirt wird, und nicht nach Bengalen oder Indostan ausgeführt werden darf. Jedermann versorgt sich von einem kleinen Felde neben seinem Hause mit so viel von diesem Verausungsmittel, als er für sich und für seine Familie nöthig findet, oder auf den Märkten der Provinz zu verkaufen hofft.

Bei manchem psychischen Kranken ist zur Zeit des Paroxismus der Zustand seines Geistes so erhöht, daß er nicht nur die gewöhnlichen Kräfte desselben überragt, sondern auch dem Kranken selbst eine Art von Genuß über diese geistige Erhebung gewährt. Ein Kranker, den Willis geheilt, beschreibt die Geschichte seiner Anfälle folgendermassen: „Ich erwartete immer mit Ungeduld meine Anfälle, die heiläufig 10 bis 12 Stunden dauerten; denn ich genoß während dieser Zeit eine Art von Seligkeit. Alles schien mir leicht; kein Hinderniß hemmte mich, weder in der Theorie, noch in der Ausführung. Mein Gedächtniß bekam auf einmal eine besondere Vollkommenheit. Ich erinnerte mich langer Stellen aus lateinischen Schriftstellern. Es kostete mich im gewöhnlichen Zustand viel Mühe, gelegentlichke Reime zu finden, und da schrieb ich so geläufig in Versen als in Prosa. Ich war verschmigt, sogar boshaft und fruchtbar an Hilfsmitteln aller Art.“

Wie sehr die plöbliche, wenn auch günstige Veränderung unserer Lage Geisteszerrüttung bewirke, bestätigt folgender von Dr. Wilkinson erzählte Fall: „Während der Periode der letzten Spekulation gab ein junger Mann seinem Mäkler 10,000 Pfund, die ersterer eben unbenüzt liegen hatte. Dieser wandte die Summe mit Glück in Actien an, die eben in ungeheurem Steigen begriffen waren, so daß aus den 10,000 Pfund zuletzt 60,000 wurden. Als der junge Mann den Erfolg hörte, verfiel er plötzlich in eine Verstandesschwäche, von der er nie genesen ist. Fortwährend spielt er mit den Fingern, dabei wiederholt ausrufend: 60,000 Pfund! — 10 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup>. 62.]

Donnerstag, den 3. August.

[1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele. — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Das Rigorosum der Aerzte zu Demerary. — Die Blinden in Sissabon.

## Beiträge zur Diätetik der Seele.

(Beschluß von V.)

Hat der Gebildete den Kranz der Selbst-Erkenntniß errungen, so geschah dieß nur, indem er sich als Theil eines Ganzen fassen lernte und mit anderen Theilen desselben Ganzen zusammenhielt. Ja, man kann sagen, daß mit diesem Begriffe, so bald er lebendig wird, eigentlich die wahrhaft menschliche Bildung anfängt, und mit ihr auch ein zufriedener, geistig-leiblicher Zustand. Man beobachte unbefangen und scharf den Hypochondristen, — und man wird mit Bedauern gewahr werden, daß sein Uebel eigentlich in einem dumpfen, traurigen Egoismus besteht. Nur für das jämmerliche, von tausend Feinden bedrohte, kleine Ich lebt, denkt und leidet er; abgewendet von allem Schönen und Großen, das die Natur und die Menschenwelt einem offenen Herzen bieten, theilnahmslos für die Freuden, — und, was noch fürchterlicher ist! — für die Leiden seiner Brüder, lauert er mit qualvoller Beharrlichkeit auf jede leiseste Empfindung in den düsteren Winkeln seines hangen Selbst, und stirbt, gefoltert ein ganzes Leben lang. Andere sind ihm ein Gegenstand des Neides; er selbst ist sich ein Quell von Bangigkeiten, der nur mit dem Daseyn zugleich verlegt. Das Leben, das er stets erhaschen will und stets verjagt, wird ihm endlich gleichgiltig, und er versinkt in einen dumpfen, thierischen Zustand. Er kann nicht mehr mit dem reinen, gesunden Menschen sagen: „Nichts Menschliches ist mir fremd;“ ihm ist alles Menschliche fremd; er klammert sich mit der unbewußten Verzweiflung eines Drestes, dem die rächenden Gorttheiten sein Höchstes, die Selbstbesinnung, allmählig rau-

ben, an das elende Stück der Erde an, das er sein Ich nennt, und sinkt mit ihm zur Scholle hin, die er sich aufgewühlt hat. Was ist ihm Welt, Natur, Menschheit, Bildung? Hypochondrie ist Egoismus, und Egoismus ist Noheit. Gebt dem Geiste dieses Unglücklichen, wenn es noch Zeit ist, eine Richtung gegen das Ganze, öffnet sein Herz und seinen unnebelsten Blick dem Schicksale seines Geschlechtes, — mit Einem Worte: bildet ihn! — und der Dämon, der keinem Nerven- und Magen-stärkenden Tränken wick, wird vor dem Lichte des geistigen Tages sich verbergen. Und wäre Heilung unmöglich, so liegt doch Tröstung darin, mit dem unglücklichen Dichter zu sagen:

„Alles leidet! ich allein  
Soll erhaben über Schmerzen,  
Unter Gräbern glücklich seyn?“

Wenn dem Kranken die Aufgeschlossenheit für's Ganze so viel frommt, wie viel mehr wird sie dem Entstehen des Uebels vorbeugen! Aus solchen Gesinnungen und Erkenntnissen gehen die höchsten praktischen Resultate hervor, zu denen der Mensch gelangen kann, und welche allein die Gesundheit, in so fern sie sein eigenes Werk ist, bedingen: Selbstüberwindung und Resignation, in ihrem Gefolge die Mäßigung, an welcher beide gleich viel Antheil haben. Ist es ein Großes, die Energie eines kräftigen Willens zu rechter Stunde zu bethätigen, so ist es ein noch größeres, sie zu rechter Stunde aufzugeben; ein Entschluß; den nur die Bildung zu reifen vermag, indem sie den Geist zur Idee der Gesetzmäßigkeit erhebt, vor welcher alle Willkür zur Thorheit wird. Der Wille wirkt, lebhaft angeregt, am deutlichsten in vorübergehenden Zuständen, die Vernunft in chronischen Seelenleiden — so wie die Freude den Lebensprozeß augenblicklich erhöht, und, oft wiederholt, erschöpft, während die Heiterkeit ihn gelinde, aber stetig aufrecht hält, und, man möchte sagen, einen nährenden Einfluß ausübt. „Erhebung — hat irgend ein geistreicher Mann gesagt — ist das beste Mittel, aus allen Collisionen zu kommen, gesellschaftlichen wie natürlichen.“ Zu erheben aber vermag den Menschen nur die Betrachtung, die Tochter der Vernunft. Gedanken Gottes beseelen dieses unermessliche All, und der Mensch, der die seinen entwickelt, vermählt sich mit ihnen und nimmt Theil an dem quellenden Leben, das die unendliche Schöpfung durchströmt. In das Meer der Beschauung versenkt, untertauchend, dem Selbstwillen, den Bogen des Ewigen hingegeben, mäßig und zufrieden, durchlebt der Bramine in heiterer Gesundheit einen Zeitraum, den kein, rastlos mit Nichts beschäftigter, Europäer erlebt. Stiefmütterlich von der Natur bedacht, gründet sich Kant, aus großen Gedanken Kraft und Fülle saugend, eine dauernde Gesundheit, und liefert den Hypothesen der Forscher einen Beleg, welche schon lange die Verwandtschaft der

Indoſtaner und der Teutſchen nachzuweiſen ſich bemühen. Man kann nicht ſagen, daß Wieland, dieſes Muſterbild eines harmoniſchen Lebens, wiewohl er ein Dichter war, durch Phantaſie oder heftige Intention das liebliche Wunder ſeines ſchönen Daſeyns geleistet habe: es war die gleichmäßige Ausbildung ſeiner geiſtigen Kräfte, die Richtung ſeines hellen Verſtandes auf das Geſeßliche im Gange der Natur, was ihm, freilich nebt einer glücklichen Organisation, das frohe, geſunde Alter verſchaffte, das in der teutſchen Literatorengeſchichte wie ein freundlicher Mythos daſteht. Iſt doch das Denken an und für ſich eine wahrhaft menſchengemäße, wohlthätige, beglückende Beſchäftigung, die zwiſchen Zerſtreuung und Fixirung eine gedeihliche Mitte hält und den Menſchen ſeiner höheren Beſtimmung gelinde zulenkt, indem ſie ſeiner irdiſchen entſpricht! Wie wohl thut dieſer Blick in die große Verkettung der Weltkräfte, welche alle irgendwo in einander greifen und auf eine letzte, beſeligende Einheit hindeuten!

Sage Niemand, daß unſere Zeit ein trauriges Gegenbeispiel liefere, wenn von der Wirkung der intellektuellen Cultur auf die phyſiſche die Rede ſey; daß es ſcheine, als nehme mit der Verfeinerung des Verſtandes, mit der Aufklärung, vielmehr die Schwächlichkeit und Kränklichkeit der Generation zu! — Iſt Verfeinerung echte Bildung? Hat echte Bildung da, wo ſie unſer Jahrhundert wirklich in's Leben rief, nicht die erfreulichſten Früchte gezeitigt? Und wo vielleicht vorzeitige, überſpannte Anregung des intellektuellen Lebens auf das phyſiſche wirklich ſtörend eingewirkt haben mag, — hat da nicht jenes ſelbſt wieder den Balsam für die Wunden mitgebracht, welche es dieſem ſchlug? Sind nicht durch Lectüre, Dialog und eigenes Denken die herrlichſten Reſſourcen eröffnet, an denen wir uns wieder zu erneuen, zu erfrischen gewiß ſind? Es iſt nicht die Rede von der Umwandlung eines dürftigen Organismus; Wunder wirkt eher Phantaſie oder Glaube, — des Verſtandes Sache ſind ſie nicht; aber man beobachte wahrhaft geſcheidte, klare Menſchen, und man wird ſie weit weniger über Verſtummungen und Uebelfeyn klagen hören, als beſchränkte, denen ihr Unterleib das Sinnbild der ganzen Erdkugel iſt.

Haben wir durch Kunſt unſere Einbildungskraft erquickt, durch Sittlichkeit unſern Charakter geſtählt, und durch Bildung unſer Daſeyn erweitert und begnügt, ſo werden wir den Gewalten mit Leichtigkeit widerſtehen, welche die rohen Elemente täglich aus allen Winkeln des Univerſums feindlich ausſenden, uns zu verwandeln, zu zerſtören. Wir gewahren mit inniger Befriedigung, daß die geiſtigen und leiblichen Beſtrebungen und Thätigkeit jeder Art zu Einem Ziele hinwirken — uns zu vollenden, zu beglücken; daß Leben, Kunſt und Wiſſen Strahlen Einer Sonne ſind, an deren Lächeln alles Daſeyn gedeiht. Und indem wir unſere biſherigen rhapsodiſchen Betracht-

tungen überblicken, bemerken wir, daß wir eigentlich ein einziges Thema dreimal variirt haben, oder Eine Melodie auf drei Instrumenten gespielt, — indem wir den Menschen, der ewig Einer ist, wenigstens für die Beobachtung zu trennen versuchten. Es ist eine Selbstwiederholung, und ist auch keine; denn wie das Verhältniß der Kräfte und Richtungen in jedem Einzelnen verschieden ist, so wird Jeder, der unsere Reflexionen seiner Aufmerksamkeit werth hält, nach seiner Weise damit zu verfahren wissen, und die träumende, wollende oder denkende Richtung in sich aufrufen oder beschränken, — oder jene Methode versuchen, die wir im Folgenden, zur Begründung eines gesund-frohen Zustandes, in Vorschlag bringen \*).

(Wird fortgesetzt.)

### Zur Balneographie des Königreiches Ungarn.

#### III.

Die berühmtesten und besuchtesten Bäder und Gesundbrunnen von Ungarn, ihre Eigenschaften, Heilkräfte und Gebrauchsweise. Nach den besten Quellen und eigenen Untersuchungen für Aerzte und Heilbedürftige dargestellt. — Mehadia. — Trenchin. — Pöstyen. — Soplika. — Ofen. — Parad. — Barthfeld. — Füred. — Szliacs. — Wien bei A. Strauß's sel. Witwe. 1837. 8. 226 S.

Wenn der Verfasser dieses zeitgemäßen Werkes in dem Vorworte sagt: „Ueber Ungarns Mineralquellen zu schreiben, gehört ohne Zweifel zu den schwierigsten Unternehmungen im Fache der Literatur über dieses im eigenen Bereiche noch so wenig gekannte Land u. s. f.“ so müssen wir ihm nur beistimmen, nach aufmerksamer Durchlesung desselben aber zugleich ihm gern zugestehen, daß er jene schwierige Aufgabe, mit deren Bedeutung wir auch vertraut sind, auf eine dem ärztlichen Publikum und der leidenden Menschheit höchst erspriechliche Weise gelöst hat, und daher nur aus allzugroßer Bescheidenheit den Leser ersucht, den Willen eben so gut als die Leistung in Anschlag zu bringen. Die oben genannten Kurorte gehören zu den vorzüglichsten Ungarns, über dessen Reichthum an Naturgaben überhaupt, namentlich aber an Mineralquellen der Verfasser in der Einleitung (S. 1 bis 6) sich im Vorgefühle der täglich wachsenden Bedeutsamkeit im Handel und Verkehr ausspricht, und aus der Befahrung der Donau mit zahlreichen Dampfboten und der Gründung mehrerer Eisenbahnen auch für die Heilquellen eine bessere Kenntniß und

\*) Wie sehr unsere vorschreitende Zeit den Werth der Intelligenz auch in Bezug auf das physische Wohl des Geschlechtes begreifen und schätzen lernt, zeigen die neuesten praktischen Erörterungen Brigham's. Man vergleiche Nr. 32 dieser Zeitschrift.

Schätzung vom Ausland prophezeit; indem er hofft, das eifrige Bestreben der inländischen Naturforscher und Aerzte werde dabei nicht wenig leisten, durch die Untersuchung ihrer Eigenschaften, Wirkungen und Gebrauchsweise und deren öffentliche Mittheilung. Möge seine Hoffnung in Erfüllung gehen! — Unter allen hat der Verfasser vorangestellt:

Mehadia (die Herkulesbäder).

Lage, topographische, geschichtliche und naturhistorische Notizen bilden den ersten Abschnitt. Sowohl der uralte Ruhm dieses im Bezirke des walachisch-illyrischen Gränz-Regimentes gelegenen, von der türkischen Gränzfestung Orsova  $1\frac{1}{2}$  Stunde entfernten Kurortes, als auch der Umstand, daß er gegenwärtig durch die Donau-Dampfschiffahrt der mitteleuropäischen Welt ungemein nah gerückt \*), und den Kranken behaglicher erreichbar ist, als jeder andere, rechtfertigen diesen Vorzug. Schon die Römer (wahrscheinlich auch die Griechen) hatten Mehadia cultivirt, und der ihm 1817 von Sr. Majestät, dem höchstseligen Kaiser Franz, an Ort und Stelle revindicirte Name Herkulesbäder stammt aus dieser Zeit. Die lesenswerthe geschichtliche Skizze bezeichnet die Regierung König Karls VI. als den Zeitpunkt, wo, nach gänzlicher Vernachlässigung und Verödung der Badeanstalten in dem Sturme der barbarischen Völkerschwärme und Kriegszüge, das Wiederaufblühen derselben begann und jährlich zunahm, so, daß gegenwärtig Mehadia unstreitig auch in seiner äußeren und inneren Einrichtung der schönste Badeort Ungarns genannt zu werden verdient, und 1836 fast 2000 Kurgäste zählte. Die Gegend gehört zu den schönsten, das Wildromantische mit dem sanft Ländlichen verschmelzend, und das milde Klima — es ist das südlichste von Ungarn — läßt die Feige auf den Höhen ringsum nächst dem Weinstock gedeihen. Der eigentliche Badeort liegt in einem Thalkessel, den bald schroff emporsteigende Felsenwände, bald terrassenförmig sich abdachende Bergwiesen rings abschließen, und ein rascher Gebirgsstrom, die Eserna, durchheilt. In diesem von Quellendunst und balsamischen Düften der Gebirgsvegetation erfüllten Thale sind zum Theil unmittelbar an, zum Theil nicht sehr entlegen von den 22 Quellen die schönen, großartigen Gebäude des Kurortes, fast alle neu und geschmackvoll aufgeführt.

Es bestehen gegenwärtig 9 Badehäuser, deren Namen meistens bei der neuen Einrichtung entstanden: „das Josephs-, Francisci-, Augen-, Ferdinands-, Kaiser-, Carolinen-, Ludwigs-, Karls- und Herkulesbad.“ Die neueste chemische Untersuchung des Mineralwassers vom Herrn Pro-

\*) Mittelft der Dampfbote kann man von Wien nach Orsova binnen 4 Tagen gelangen; die Reise an und für sich, ungemein interessant, ist überdieß — wie bekannt — sehr bequem.

feffor v. Zimmermann hat geschwefeltes Wasserstoffgas, kohlensaures Gas und eine bedeutende Quantität salinische Bestandtheile in ihnen nachgewiesen; nur das Herkulesbad wies kein geschwefeltes Wasserstoffgas auf. Der Wärmegrad der Quellen ist nicht gleich, so hat z. B. die Carolinenquelle + 22° R., die Francisciquelle + 32° R., die Josephsquelle + 39° R., die des Kaiserbades + 51° R., während die des Herkulesbadsquelle zwischen + 18 — 39° R. je nachdem Wasserzuströme schwankt. — Das Wasser wird zwar am häufigsten zum Baden, jedoch namentlich vom Augenbrunn und Carlsbad theilweise zum Trinken, ersteres auch zum Bähnen der Augen verwendet. Es finden sich sowohl Stein- als Wannenbäder, und bei den wasserreicheren Quellen große Allgemeinbäder, sämmtlich auf das Trefflichste eingerichtet, da die Verwaltung der Militärgränze eine eigene Badecommission fortwährend aufgestellt hat, und jedem entstehenden Mangel abhelfen läßt. Wer in Mehadia gewesen ist, kennt die Humanität und Vortrefflichkeit ihrer Anordnungen.

Was der Verfasser über die Heilkraft der Mineralquellen von Mehadia (S. 23 bis 35) mit praktischer Begründung und Rücksicht auf einzelne Krankheiten genau darstellt, ist des Auszuges nicht fähig, und muß im Buche selbst nachgelesen werden, gleichwie das über die Gebrauchsweise derselben Gesagte. Die während der Badekur auftretenden Erscheinungen sind S. 40 bis 41 gewürdigt. — Als die passendste Zeit zum Gebrauche der Mehadiaquellen empfehlen sich die Monate Juni, Juli und August, in denen die Schönheit der Alpengegend ringsum zum Gelingen der Badekur das ihrige beiträgt, und auch jenes bunte gesellige Leben und Treiben, den Badeorten eigenthümlich, sich entfaltet. Hohes Interesse gewinnt Mehadia zugleich, in so ferne es an der äußersten Gränze der Monarchie der Türkei zunächst gelegen, dem Badegast Gelegenheit gibt, bei einem Ausflug nach Neu-Orsova, die Türken und den Beginn der orientalischen Sitte kennen zu lernen, indem der Pascha in dieser Festung die Gäste freundlich empfängt. Für Freunde historischer und archäologischer Forschungen nennen wir nur die Trojastafeln, die venetianische Höhle u. s. w. als die pikantesten Punkte. Daß die Gegend an naturhistorischen Schätzen ungemein reich sei, weiß jeder Gebildete. — Die Gränzverwaltung bestimmt alljährlich die Preise sämmtlicher Lebensmittel, der Wohnungen, der Bäder u. s. f. durch öffentliche Taxen, die der Verfasser sowohl als der Referent für die billigsten erklärt, und beide wünschen daher Mehadia gerne den Ruhm und Besuch, welchen seine ausgezeichnete Heilkraft und die Trefflichkeit seiner Anstalten in der That verdienen.

(Wird fortgesetzt.)

## Das Nigorosum der Aerzte zu Demerary.

(Aus Hallidays: „The Westindies.“)

Alle Kenntniß, welche die Eingebornen von den Kräften der Pflanzen besitzen, pflanzt sich durch mündliche Ueberlieferung fort; sie haben keine geschriebene Sprache; dieß hindert sie aber keineswegs, Geschwüre zu heilen, Schlangengift unschädlich zu machen, und die Symptome verschiedener Krankheiten mit vollständigem Erfolge zu mildern. Die Aerzte sind eine besondere und sehr bevorrechtete Classe; und ehe einer unter dieselben aufgenommen wird, muß er eine sehr harte Lehrzeit mitmachen \*). Wer die Kunst erlernen will, wendet sich persönlich oder durch seinen Vater an die älteren Aerzte, bei welchen er Unterricht nehmen muß. Der Lehrer hört ihn geduldig an, und fragt ihn über seine und seiner Familie Lebensverhältnisse und um seine Wohnung; hat derselbe dagegen nichts einzuwenden, so führt er seinen Zögling in der ersten Nacht fern von jeder Wohnung, und singt und brüllt die ganze Nacht über ihm, bläst ihm auch manchmal Tabakrauch in die Nase \*\*). Ist diese Ceremonie vorüber, die von 6 Uhr Abends bis den andern Morgen 6 Uhr fort dauert, so bringt er ihn in „das Haus der Aerzte,“ das ganz besonders zu diesem Zwecke erbaut, oben und auf allen Seiten verschlossen ist, wobei nur eine kleine Thür offen bleibt, die, wenn sie geschlossen ist, das Innere völlig finster macht \*\*\*). Hier sitzt der Neueingeweihte eine Woche lang Tag und Nacht auf einem Holzblocke — denn kein Bett, keine Hängematte, kein Meubel darf ins Haus. Hier bleibt der Lehrer jede Nacht bei ihm; gibt ihm manchmal eine Menge Tabakwasser zu trinken, in Folge dessen er sich erbricht, bis er ganz erschöpft ist. Die einzige Nahrung, die ihm gestattet, ist eine Unze Cassava-Brot, und etwa eben so viel getrocknete Fische, und ein wenig Wasser täglich \*\*\*\*), was er aber Alles wegen seines zerrütteten Magens nur selten genießen kann. Am Ende der Woche gibt ihm der Lehrer ein Getränk aus geröstetem und in Wasser getauchten Cassava-Brot, welches berauschend wirkt; diese ganze Masse gibt er ihm auf einmal zu trinken, wobei er sich natürlicher Weise erbrechen muß; wenn man ihn dann aus des Lehrers Hause nimmt, gleicht er mehr einem Gespenst, als einem menschlichen Wesen, und es dauert einige Zeit, bis der

\*) Man will behaupten, daß in Europa die harte Lehrzeit für die Aerzte auch nach der Aufnahme in die Classe der Befugten fort dauern soll. Anm. d. Uebers.

\*\*) Das Blasen des Tabakrauchs in die Nase soll seine Analogie in den Hypothesen haben, die dem Europäer während seiner Studienzeit aufgetischt werden. U. d. Uebers.

\*\*\*) Wie ähnlich dem, was jetzt in Europa ärztliche Kunst zu werden droht. „Von allen Seiten verschlossen — nur eine kleine Thür offen — bei deren Schluß das Innere völlig finster wird.“ U. d. Uebers.

\*\*\*\*) Tout comme chez nous! Ein wenig Wasser täglich. U. d. Uebers.

neue Arzt gehen kann und völlig hergestellt ist. Ehemals bestand sogar eine große Anstalt dieser Art, wo die Aerzte sich versammelten, um ihre Erorzismen zu üben, und die jüngeren Aerzte zu prüfen; jetzt sind derlei Häuser sehr selten.“

— n —

### Die Blinden in Lissabon.

Mehr als in jeder anderen Stadt gibt es in Lissabon Krüppel, Blinde und mit ekelhaften Wunden behaftete Menschen, deren Viele zum Gespenste ihres eigenen Daseyns herabgesunken, den Stempel der Verworfenheit und der Sünde in ihren Gesichtern tragen. Wie es kommt, daß gerade in der Hauptstadt Portugalls verhältnismäßig mehr Blinde gibt, als in anderen europäischen Hauptstädten, hat bis jetzt noch kein Arzt befriedigend erklärt; aber so viel ist gewiß, daß schon bei Vielen eine Körperliche Anlage da ist, indem die Kinder daselbst sehr häufig an Augenentzündungen leiden; daß Viele schon blind geboren werden; daß die blendende Refraktion der heißen Sonnenstrahlen in Verbindung mit den fortwährend im Sommer wirkenden Staubwolken Theil an der Erblindung von Menschen haben, die fortwährend in den Straßen liegen, und endlich daß die Blinden aus dem ganzen Lande in Lissabon zusammenkommen, wo sie leichteren Erwerb finden. Sie lagern an gewissen Punkten der Straßen, wo die größte Passage von Fußgängern ist, und haben es zu einer so erstaunlichen Virtuosität im Knien oder im Stehen gebracht, daß sie sich von Früh bis Abend in dieser Stellung erhalten können. Zuweilen singen sie melancholische Lieder über ihren trostlosen Zustand, oder sie sind Ausrufer von Verordnungen und politischen Neuigkeiten, die sie oft auswendig lernen, oder in Exemplaren verkaufen. Diese Art Blinde sind so bewandert in der Stadt, daß sie selten einen Führer haben, und mit ihrem eisenbeschlagenen Stock so schnell wie ein Sehender vorschreiten. Ehemals waren diese Blinden auch Antiquare oder Buchtrödler, die auf dem Plage ihre Buden aufgeschlagen hatten. Die Bücher (bis auf 100 Bände) standen in einem offenen, transportablen Schranke, der verschlossen werden konnte. Der Catalog davon war in ihrem Kopfe, und sie hatten es im Griff, wo jedes Buch stand.

— m —

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesickt wird.



d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 63.]

Montag, den 7. August.

[1837.]

Inhalt: Beobachtungen über den physischen und moralischen Charakter der Chinesen. — Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark. — Das Erdbeben in Syrien. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Miscellen.

## Beobachtungen über den physischen und moralischen Charakter der Chinesen \*).

(Ein Beitrag zur vergleichenden Diätetik der Völker.)

Das Uebergewicht, dessen sich die Chinesen über die anderen Nationen Asiens erfreuen, ist so entschieden, daß es zum Beweise hierfür nicht erst einer ausführlichen Vergleichung bedarf. Die physischen Gründe dieser Ueberlegenheit setzt Davis in der vortheilhaften, geographischen Lage China's, in den allgemein günstigen climatischen Verhältnissen, in der durchschnittlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der großen Leichtigkeit des inneren Verkehrs, herbeigeführt durch die Beschaffenheit des Landes, und gefördert durch die Kunst. China's frühe Civilisation in der allgemeinen Geschichte der Erdkugel beruht, nach der Ansicht des genannten Schriftstellers, der 20 Jahre daselbst zubrachte, theilweise mit in den gemäßigten climatischen Verhältnissen. „Ein aufmerksamer Blick auf die tropischen Gegenden der Erde (sagt Davis), wo Nahrung in größter Fülle producirt wird, scheint die Ansicht zu rechtfertigen, daß äußerste Fruchtbarkeit sich stets den Fortschritten des Menschengeschlechtes ungünstig gezeigt hat; oder wenigstens daß Industrie und fortschreitende Bildung der Nationen gewissermaßen von einem bestimmten Verhältniß zwischen deren Bedürfnissen und den natürlichen Hilfsquellen abhängen. Der Mensch, physisch betrachtet, ist von Natur ein indolentes, träges Thier, und wird ohne den Sporn der Nothwendigkeit, sich, so weit er kann, mit den Vorräthen begnügen, welche die Natur für ihn anhäuft. Daher sehen wir in den warmen und

\*) Siehe: Davis The Chinese, a general description of the empire of China.

fruchtbaren Regionen der Tropenländer, wo Wohnung und Kleidung durch die climatischen Verhältnisse fast überflüssig gemacht werden, und wo sich die Nahrung mit geringer Anstrengung hervorbringen läßt — wie gering die Fortschritte in den meisten Dingen sind. In den Regionen des Nordpols hingegen, wo die Natur im Verhältniß zur Arbeit, die sie verlangt, knauserisch, und wo daher die Menschen nur kümmerlich Nahrung vorfinden, wird Industrie nur entmuthigt. Und so scheint es, daß da, wo die Natur weder zu freiwillig und fruchtbar, noch zu stiefmütterlich und karg, sondern die richtige Mitte zwischen beiden Extremen beobachtet, Industrie, Wohlstand und Civilisation am besten gedeihen, weil einerseits Nothwendigkeit zur Arbeit, andererseits Früchte als Lohn derselben Statt finden. Diese beiden Umstände finden in China Statt.“ — Nebst diesen climatischen Ursachen gibt es noch andere Gründe der Ueberlegenheit des chinesischen Charakters, in Beziehung auf Intelligenz, Industrie und Mäßigkeit. Diese Gründe liegen in ihrem Erziehungs-systeme und in dem der guten Eigenschaften ihres National-systems. Die chinesische Regierung richtet weit mehr als irgend eine andere asiatische, ihr hauptsächlichstes Augenmerk auf die Erziehung, und jeder Chinese erfreut sich derselben, wenigstens in gewissem Maße. Die ganze häusliche Erziehung richtet sich aber auf gesellschaftliche Ordnung und allgemeine Industrie. Jedoch arten diese Vortheile, die sie im Vergleich zu anderen Asiaten genießen, in einen übertriebenen, alle Cultur hemmenden Nationalstolz aus. Sie halten ihr Land für den Mittelpunkt der Welt, verachten die Fremden, und die Mandarinen befeuern sich, diese Selbstliebe und Abneigung gegen alles Europäische zu steigern. Aber dieser Umstand hat andererseits den Vortheil, daß die verweichlichenden Sitten Europa's noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Die Chinesen sind theils aus Furcht, theils durch Täuschungen der Selbstliebe wenig geneigt, fremde Moden anzunehmen. — Ein anderer nicht unbedeutender moralischer Vortheil zu Gunsten des chinesischen Charakters ist das im Vergleich minder große Gewicht, welches man in China auf den bloßen Reichthum legt. Armuth ist hier kein Vorwurf. Die zwei Dinge, welche sich der allgemeinsten Achtung erfreuen, sind: Hoher Stand, gepaart mit persönlichem Verdienst — und die Ansprüche eines ehrwürdigen Alters. Die Geschichte weist auch nach, daß in einem Lande, wo das Alter an sich einer gewissen öffentlichen Achtung genießt, auch Mäßigkeit und reine Sitten geehrt, und daher nur gefördert werden können, während es dort, wo Sittlichkeit und Selbstbeherrschung im Genuße den Kürzeren ziehen, zwar viele junge Greise gibt, aber keinesfalls jene höhere Achtung für die Würde des Alters besteht. Diese Ehrfurcht vor dem greisen Haupte, diese Autorität des Alters hat einen unverkennbaren Einfluß auf den fried-

fertigen und klugen Charakter der Chinesen. Die Unwissenden und Unerfahrenen werden von dem reiferen Urtheile der Aelteren geleitet, und hierdurch die oft thörichte Raschheit und Unbesonnenheit der Jugend in Zaum gehalten. — Ein ganz eigener Zug im Charakter des Chinesen ist die Ruhe und Würde, die er bei Streitigkeiten mit Europäern zu behaupten weiß, und eben dadurch den Gewinn davon zu tragen, daß er den Opponenten zur Leidenschaft, und dadurch zum Unrecht zu bringen sucht. Die Lehre, sich vor aller Hitze und Aufwallung in Acht zu nehmen, wird ihnen von frühesten Jugend eingeprägt, und die Gewöhnung, alle roheren Leidenschaften zu zügeln, ist wohl auch der Grund, weshalb gewaltthätige Verbrechen bei ihnen so selten sind. Bei wirklichem Unrecht aber können sie doch zuweilen höchst rachsüchtig seyn. — Ganz eigenthümlich ist dem Chinesen die geheiligte Rücksicht gegen verwandtschaftliche Verhältnisse, seine Liebe zum häuslichen Leben, seine treue Anhänglichkeit an den Geburtsort, die ihn nicht selten veranlaßt, Ehrenstellen und hohe Aemter zu verlassen, um sich ins heimatliche Dorf zurückzuziehen. In Bezug auf den Mord der weiblichen Kinder, den man den Chinesen vorwirft, glaubt Davis, daß hierbei viel Uebertreibung obwalte. Es sei kein Zweifel, daß Fälle solchen Kindermordes bisweilen vorkommen; allein nur in den Hauptstädten China's, wo die Aermsten in der dichtbedrängten Bevölkerung oft große Schwierigkeit finden, die nothwendige Subsistenz zu erwerben. Im allgemeinen lieben die Chinesen ihre Kinder sehr. Daher binden sie den beständig in den Booten lebenden Kindern einen Kürbis unter den Leib, damit sie bei Verunglückung des Bootes so lange schwimmen können, bis sie aus dem Wasser gerettet werden. — Was den physischen Charakter der Chinesen betrifft, so hat man die Bemerkung schon oft gemacht, daß es keine schöner gebaute und kräftigere Menschenrassen gibt, als die Lastträger in Canton. Die weiten Kleider gestatten ihren Gliedern eine Entwicklung, die viele von ihnen zu vortrefflichen Modellen einer Statuensammlung macht. Dieses Uebergewicht des physischen Charakters der Chinesen im Vergleich mit vielen anderen Asiaten muß größtentheils dem, im Allgemeinen, gesunden Klima zugeschrieben werden, trotz allen schnellen Wechsels von Hitze und Kälte. Das in allen niedrig gelegenen Districten des Landes Statt findende Bebauungs- und Austrocknungssystem hat ohne Zweifel auch an jener Wirkung großen Antheil; so wie die durchgängig thätigen und mäßigen Gewohnheiten der niederen Stände ebenfalls wichtige, hier nicht zu übersehende Umstände sind. Davis bemerkt hierbei, daß, wenn die furchtbare Geißel, die Cholera, überhaupt in China existirt hat, deren Ausdehnung und Wirkungen wenigstens sehr unbedeutend waren; auch glaubt er, daß die in Frankreich vorherrschende Idee: „Als sei der Gebrauch des Thees

eines der Mittel, die Seuche zu vermeiden," vielleicht darin einige Bestätigung finden möchte, daß man sich in einem Lande von dieser Krankheit so ziemlich frei gehalten, wo Thee in weit größerem Maße consumirt wird, als anderswo \*). — Die chinesischen Frauen sind schlank und zart; die Männer dagegen stämmig — nicht so, daß sie gerade große Muskelkraft verrathen, sondern mehr korpulent und feist. Bei beiden Geschlechtern ist es Mode, die Nägel an der linken Hand bis zu ungewöhnlicher Länge wachsen zu lassen. Die merkwürdigste Unsitte der Chinesen besteht aber in der bekannten unsinnigen Verstümmelung der Frauensüße. — Die beim weiblichen Charakter für so wesentlich gehaltene Bescheidenheit der Manieren wird sehr durch ihre Kleidung erhöht, die zwar meistens von prächtigem Stoffe, in der Form aber sehr anständig ist. Frauen von guter Geburt und Erziehung halten es sogar für unziemlich, ihre Hände zu zeigen, und müssen sie etwas berühren, so geschieht es gewiß nur in Handschuhen. Deswegen betrachten die Chinesinnen die Kleidung der europäischen Damen (wie sie sie auf Gemälden sehen) mit Erstaunen, da sie in der That einen merkwürdigen Contrast mit ihrer eigenen bilden. Gründe zur Ehescheidung sind bei ihnen: Ehebruch, Ungehorsam, Nebseligkeit, Dieberei, Boshaftigkeit und eingewurzelte Krankheiten. Für die geeignetste und glücklichste Zeit zur Eingehung der Ehe hält man den Frühling, und den Vorzug vor Allen hat der Monat Februar. In diesem Monat blüht der Pfirsichbaum in China, der in allen dichterischen Anspielungen auf die Ehe eine große Rolle spielt \*\*). —

### Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark.

(Von M. Dr. Ernst Hilarius Fröhlich.)

(Fortsetzung.)

(Aufzählung der Mineralquellen. Ihre Heilkraft. Die st. st. Kuranstalt.)

In der Entfernung einer Stunde von dem landesfürstlichen Markte Rohitsch im Cillier Kreise, nicht fern von der kroatischen Gränze, entspringt ein Cyklus von zwölf Sauerquellen.

Die an mannigfaltigen Naturschönheiten reiche, liebliche Umgegend ist durch das von Westen nach Osten sich ziehende Wozh-Gebirge vor rauhen Nordwinden wohlthätig beschützt, und bietet alle möglichen Vortheile für die dort bestehende Kuranstalt.

\*) Sollte nicht vielmehr der ruhige, leidenschaftlose Charakter des Chinesen, seine Mäßigkeit, Ordnungsliebe und industrielle Thätigkeit beigetragen haben, daß diese Seuche weniger in China gewüthet hat? D. K. e. b.

\*\*\*) Der Raum und die Tendenz dieser Blätter erlauben uns nicht, aus obgenanntem trefflichen Werke Davi's Mehreres anzuführen, und wir müssen dießfalls auf einen in Dr. Fr. Brann's Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur (S. 1837, St. 5) enthaltenen Aufsatz unsere Leser verweisen. D. K. e. b.

Diese liegt 15 Meilen von Gräs, eben so weit von Laibach und 10 Meilen von Ugram entfernt.

Am Brunnenorte selbst finden sich folgende Quellen:

1. Die Trinkquelle (Hauptquelle, Tempelbrunnen).
2. Der Graf Ferdinandsbrunnen.
3. Der Gotthardsbrunnen.
4. Die Waldquelle.
5. Der Platzbrunnen.

Die Trinkquelle wird, als die gehaltreichste, ausschließlich zum Trinkgebrauche und zu Flaschenfüllung, die übrigen zum BADEGEBRAUCHE verwendet.

Außer dem Badeort finden sich gegen Westen aus den Vorhügeln des *Bozh* entspringend:

6. Die Sauerquelle bei Eschatschendorf.
7. und 8. Zwei Sauerbrunnen zu Kostreinitz bei Rohitsch.

Die zwei letzteren sind nach dem Tempelbrunnen die kräftigsten und bemerkenswertheften; bei ihnen wird so eben eine Füllanstalt errichtet.

Weiter folgen in geringer Entfernung:

9. und 10. Zwei Sauerquellen in Gabrovez.
11. Der Ober-Rohitscher Sauerbrunnen nächst Gabernik.
12. Die Sauerquelle am Gabernik.

Der Tempelbrunnen, so wie mehr weniger alle anderen Rohitscher Quellen, stellt sich als ein vortreffliches, auflösend-tonisches Heilwasser dar, und gehört, chemisch betrachtet, zu den salinisch-alkalinisch-eisenhaltigen Sauerwassern; in Rücksicht des Reichthums an kohlensaurem Gas und Haltbarkeit bei der Versendung ist er den berühmtesten ähnlichen Heilquellen des In- und Auslandes gleichzustellen.

Daher wird der Rohitscher Tempelbrunnen in allen Krankheitsfällen, wo jene eine besondere Empfehlung verdienen, sowohl am Brunnen selbst, als auch versendet, die trefflichsten Dienste leisten. Die Krankheiten, in deren glücklichen Heilung sich dieser Brunnen einen besonderen Ruf erworben hat, einzeln aufzuzählen, liegt außer dem Bereiche dieses Blattes, und ich kann mich dießfalls getroßt, sowohl auf die vielfältigen Erfahrungen anderer achtbaren Aerzte, als auch und vorzüglich auf die meines verehrten Herrn Vaters beziehen, die derselbe während seiner mehr als dreißigjährigen Brunnenpraxis zu machen Gelegenheit gehabt hat.

Der Trink- und BADEGEBRAUCH am Rohitscher Kurorte ist nach den Regeln der berühmtesten Heilanstalten ähnlicher Quellen eingerichtet, und die bedeutende Anzahl von 800 Brunnengästen, die noch von Jahr zu Jahr zunimmt, spricht laut für die Vortrefflichkeit dieser Anstalt und die besondere Heilkraft der Quellen.

Zur Aufnahme der Kurgäste, so wie des Inspections- und Dienstpersonals bestehen gegenwärtig 14 Wohngebäude; sie umschließen einen mit schattigen Alleen und Blumenpartien schön gezierten Platz, wo sich über die Trinkquelle seit dem Jahre 1819 ein in feinen Formen vollendeter, grandioser Säulentempel wölbet. In einem der Wohngebäude findet sich die geschmackvolle, niedliche Kapelle mit einem vortrefflichen Madonnenbilde von Weiskircher. Während der Badezeit wird eine wohleingerichtete Apotheke unterhalten. Durch zwei Süßwasserleitungen ist dem früher sehr fühlbaren Mangel an Trinkwasser abgeholfen. Das Badhaus ist mit 8 ebenerdigem elegant ausgestatteten Badezimmer versehen, von denen jedes 2 Badewannen enthält; in diesen wird das zum Bade bestimmte Mineralwasser durch Einsenken von glühenden Stahlkolben auf den erforderlichen Wärmegrad erhöht. Im Badehause selbst befinden sich in zwei Etagen eine bedeutende Anzahl von Zimmern, und dasselbe steht mit mehreren Wohngebäuden, so wie mit dem Speise- und Conversationssaale in Verbindung.

In diesem geräumigen und eleganten Locale wird Mittags und Abends nach sehr billigen Preisen Table d'hote gehalten. Viele ziehen es vor, in den, beiden aufgestellten ständischen Traiteurs besonders zugewiesenen Localitäten, zu noch billigeren Preisen nach der Karte zu speisen.

Die unmittelbare Aufsicht und Leitung führt das im Kurorte bestehende st. st. Rentamt, das aus einem Inspector, der zugleich die Stelle eines Brunnenarztes bekleidet, einem Controllor und Rentenschreiber besteht. An dieses Amt hat man sich bei Bestellung von Wohnungen oder Mineralwässer zu wenden.

Die Zahl der jährlich versendeten Flaschen schwankt zwischen 4 und 500,000; einen großen Theil davon verzehrt Ungarn mit seinen südlichen Nachbarländern.

Die gewöhnlichen Kobitscher Flaschen halten eine starke österreichische Maß, und das Stück kostet am Brunnen 9½ kr. CM. Vergleichen wir diesen Preis mit dem anderer, auch minder gehaltreichen Mineralwässer, so geht daraus die Ueberzeugung hervor, daß der Kobitscher Tempelbrunnen, in Betracht seiner ausnehmenden Heilkraft, Haltbarkeit und Wohlfeilheit vor vielen anderen den Vorzug verdiene, und auch von minder Bemittelten und Kranken in Gebrauch gezogen werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

### Das Erdbeben in Syrien.

Ein Herr Calman, der sich zur Zeit des Erdbebens in Beyrut befand, theilt in einem aus englischen Blättern im „Ausland“ mitgetheilten Schreiben eine Schilderung von dieser furchtbaren Naturerscheinung mit,

aus der wir Einiges für die Leser unseres Blattes in gedrängtem Auszuge entnehmen. „Während des Erdbebens brachen eine Menge heißer Quellen aus dem Boden, die auf kurze Zeit Ströme von Mineralwasser entsendeten. Jenseits des Jordan, im Districte Waschan, brachen ganze Feuerströme bis zu solcher Höhe aus dem Boden, daß jene, welche sie wieder sinken sahen, meinten, sie kämen vom Himmel herab. Herr Calman begab sich mit mehreren Engländern nach Safat und Tabarich, um den Leidenden Hilfe zu bringen. Das Erdbeben hatte überall, wo es gefühlt worden, Zerstörung und Elend verbreitet. Von 50 in einer Kirche zum Abendgebet versammelten Christen hatte sich keiner als der Geistliche retten können. In Safat angekommen, (sagt Herr Calman) fanden wir die Stadt in einen Haufen von Trümmern verwandelt. Wir suchten vor Allem die Verwundeten auf, deren Leiden zuerst Beistand erheischten. Mehrere waren bereits verschieden, und Andere dem Tode nahe. Unter Anderen sahen wir in einem kleinen Raume, der kaum 8 Fuß ins Gevierte hielt, zehn Leidende beisammen, einige mit gebrochenen Armen und Beinen, und Andere noch weit ärger zugerichtet, so daß wir in diesem offenen Grabe kaum einige Minuten aushalten konnten, ohne uns selbst unwohl zu fühlen. In einem anderen Theile der Stadt bot sich uns ein anderes Schauspiel des Elends dar. Denn außer dem Todesröcheln der Sterbenden in den Zelten erschütterten uns auch noch die herzzerreißenden Klagen derer, die den Todten folgten, die man aus den Ruinen herausgegraben hatte, und nun den Berg hinabtrug, um sie auf dem Begräbnißplatze zu beerdigen. — Eine bedeutende Anzahl Juden hatte sich in der Synagoge zum Abendgebet versammelt, von denen auch nicht Einer gerettet wurde. Rabbi Chaim, ein jüdischer Arzt, war an beiden Füßen stark beschädigt; schrecklich war die Schilderung, die er von seiner Lage während der ersten beiden Tage entwarf. Sein Weib und seine Kinder lagen todt zu seinen Füßen unter den Ruinen, und er selbst war bis unter die Arme in Schutt und Steinen begraben. Acht und vierzig Stunden mußte er in dieser schrecklichen Lage ausharren, ehe es möglich wurde, ihn zu befreien. — Viele wären sicher gerettet worden, wenn man früher an das Aufräumen des Schuttes gegangen wäre. Im ganzen umliegenden Lande bis Sidon, waren die Leute so sehr in Furcht, daß sie ihre Häuser verlassen hatten, und in Felsenhöhlen lebten.“

### Aus dem Tagebuch eines Arztes.

#### I.

Wer in keiner großen Stadt gelebt hat, kann sich von der Impertinenz und den Anmaßungen der Scharlatane, vom Größten bis zum

Kleinste, keinen Begriff machen. Wenn nur der tausend- und tausendste Theil von den glücklichen Kuren und der dafür erhaltenen Belohnungen wahr wäre, die hier mit frecher Stirne öffentlich verkündet werden, — eine solche Stadt müßte die glücklichste, und ihre Aerzte die reichsten der Welt seyn; man müßte von der Sicherheit, der Allmacht und der reichen Ernte der Kunst so überzeugt werden, als es nur immer der leichtgläubigste, verblendeste und unerfahrenste Pöbel seyn kann. Vermuthlich ist dieses die Ursache, daß der Arzt von wirklichen Verdiensten — der folglich bescheiden, und von den Lücken seiner Kunst innig durchdrungen ist — von der ungeheuren Leichtigkeit, und Zahl der Kuren Anderer so niedergedrückt wird, daß er gar nicht wagt, von den seinigen zu reden. Aber die Kuren jener Frechen haben außerdem noch das Eigene, daß sich diejenigen Helfershelfer, die diese Wunder dem Publikum zu verkünden haben, sie seien Journalisten oder Kaffeehausmüßiggänger, ein hübsches Stümchen für ihre eigene Casse dabei zurücklegen, und manche Wunde ihrer Tasche zuheilen. Denn welcher Scharlatan wird nicht gern mit einer kleinen Summe die öffentliche Stimmung und einen Ruhm erkaufen, auf den er weiter keinen Anspruch hat, als den, welchen eigene Impertinenz und die niedrige Kühnheit des erkauften Lobredners verleihen? Hat man die erste Empörung überwunden, die diese Großsprecher durch das Aufzählen ihrer Thaten und die dafür erhaltenen Belohnungen in unserem Geist und in unserem Herzen erregen, so überfällt auch den redlichen Arzt zu Zeiten ein solcher Ekel an der Erfüllung seiner Pflichten, daß er mehr als gewöhnliche Kraft und Menschenliebe bedarf, um ihn zu besiegen.

## II.

Wenn der redliche, stille Arzt einige Zeit das Thun und Treiben der eben bezeichneten Schreier ruhig beobachtet hat, so ist er in Gefahr, zu glauben: das eiserne Schicksal wolle es so, daß ein Theil der Aerzte an der Vervollkommnung der Wissenschaft arbeite, und der andere die Früchte ihrer Arbeit einernt. Man sollte dieses den Candidaten der Medicin vom Katheder herab predigen, damit sie sich frühzeitig mit diesem Gedanken vertraut machen. —

(Wird fortgesetzt.)

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschickt wird.

Neue



Folge

d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 64.]

Donnerstag, den 10. August.

[1837.]

Inhalt: Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und sittlichen Zustand ihrer Bewohner. — Mittheilungen über die gegenwärtige Medicinal-Verwaltung in Griechenland. — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Miscellen.

## Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und sittlichen Zustand ihrer Bewohner.

(Vom Redacteur.)

Die fortschreitende Civilisation unseres Zeitalters und der menschenfreundliche Geist, der sich überall kund gibt, haben sich auch auf die Verbesserung des Zustandes der Gefängnisse erstreckt. Man fing an, einzusehen, daß der Zweck derselben nur einseitig erreicht würde, wenn bloß das Bestrafen und nicht auch gleichzeitig das Bessern ein Gegenstand ihrer Einrichtung wäre. Auch trat überall ein weit milderer Sinn in Behandlung der Gefangenen, sowohl im gesunden als kranken Zustande ein. Aerzte, die in Strasshäusern angestellt sind, theilen ihre daselbst gemachten Beobachtungen in öffentlichen Blättern mit, und regen dadurch nicht nur den Beobachtungsgeist anderer Kunstgenossen an, sondern sie gehen tiefer auf die Ursachen der Gefängnißkrankheiten und auf die Art ein, denselben vorzubeugen. »Man hat begreifen gelernt (sagt ein geistreicher, neuerer Schriftsteller), daß es nicht hinlänglich ist für das allgemeine Beste, die Gesellschaft von ihrer schädlichen Hefe zu befreien, und diese in gewisse Abzugscandale zu werfen, sondern daß man auch dafür sorgen müsse, die Hefe vor ansteckender Gährung zu bewahren, und ihre Sammelpunkte möglichst gesund zu erhalten.« — Wer nur einen aufmerksamen Blick auf die Geschichte der Seuchen wirft, überzeugt sich bald, daß sich auf Galeerenschiffen, in Gefängnissen eben so leicht ein Heerd, ein Centralpunkt, ein Keim zu ansteckenden physischen, als zu moralischen Krankheiten bilden kann, wenn nicht auf die Besserung des Zustandes der gefangen gehaltenen Uebelthäter das strengste Augenmerk gerichtet

wird \*). Wie höchst nachtheilig ist es für die physische und moralische Gesundheit der Gefangenen und daher, im Falle ihrer Befreiung, für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt, wenn, (wie es in dem unglücklichen Spanien der Fall ist, wo noch das System des Mittelalters in der Gefängniß-Disciplin beibehalten ist), der Schuldige mit dem Unschuldigen, der Angeklagte mit dem Verurtheilten, der Kranke mit dem Gesunden in demselben Keller eingesperrt ist, ohne daß man auf die mögliche Ansteckung der Sitten und körperlichen Gebrechen Rücksicht nimmt, die vom gesunden auf den kranken Gefangenen nur zu leicht Statt finden kann. Unsere Zeit denkt Gottlob über diesen wichtigen Gegenstand viel aufgeklärter und milder; man ist von allen Seiten darauf bedacht, die Strafen und die Behandlung der gefangenen Uebelthäter so einzuleiten, daß ihr Aufenthalt kein Brennpunkt körperlicher und geistiger Verwahrlosung, sondern ein Mittel der Besserung werde; man ist bemüht, den sittlichen und psychologischen Zustand dieser Unglücklichen zu studiren, die Quelle ihrer Verbrechen zu erforschen, um theils den Mitteln ihrer Besserung desto sicherer Eingang zu verschaffen, theils die Ursachen ihrer moralischen Entartung bei ihrer Wurzel zu fassen und zu tilgen. In vielen Staaten Europa's haben es sich Staatsmänner, Rechtsgelehrte und Aerzte zur wichtigen Aufgabe gemacht, zweckmäßige Verbesserungen in Bezug auf das Gefängnißwesen mit menschenfreundlichem Eifer anzuregen und zu befördern, und gegenwärtig bemühen sich Lord Russell und Sir Crawford in England den gleichen Zweck zu erreichen. Geht man tiefer in das Wesen dieser philantropischen Bestrebungen ein, so stellt sich als deren Hauptzweck heraus: „Die bürgerliche Gesellschaft vor einem Ansteckungsstoff zu schützen, der sich durch das Beisammenwohnen einer großen Anzahl physisch und sittlich verwahrloster Personen zu entwickeln droht. Es ist eine traurige, aber unläugbare Wahrheit, daß mit der fortschreitenden, sogenannten Verfeinerung sich nicht nur immer mehr gefährliche Ansteckungsstoffe des Lasters entwickeln, sondern daß auch die Empfänglichkeit für diese krankmachenden Keime sich erhöhe. Durch die falsche Richtung einer sogenannten fortschreitenden Aufklärung hat sich die Menge der von Ehrgeiz, Habgier und von so vielen anderen Leidenschaften Ergriffenen täglich gesteigert, die Bedürfnisse vermehrt, und in der bürgerlichen Gesellschaft die Zahl derjenigen zugenommen, die ihre Begierden um jeden Preis befriedigen, bis sie endlich, dem Arme der Gerechtigkeit verfallen, die öffentlichen Gefängnisse überfüllen. Diese Wunde der Gesellschaft strebten edle Menschenfreunde zu heilen. Es war ihnen aber keinesfalls darum zu thun, den Fort-

\*) Im Jahre 1577 wurde zu Oxford in einem kleinen Zimmer über einige Verbrecher Gericht gehalten, die aus ihrem Gefängnisse eine so verdorbene Luft mitbrachten, daß der Richter, der Adel und fast alle Anwesende starben. Keil, Fieberl. 1. Band, pag. 73.

schritt selbst zu vernichten, sondern die traurigen Ergebnisse desselben, die Entstehung des Verbrechens zu verhüten, und den schon streng bewahrten Uebelthäter der bürgerlichen Gesellschaft gebessert zurückzugeben. Hier aber bot sich eben eine Klippe dar, woran der beste Wille des Menschenfreundes leicht scheitern könnte. Es war die große Frage: „Ist eine milde menschenfreundliche Behandlung eines Gefangenen sowohl von Seite des Arztes als der übrigen Umgebung nicht gerade eine Sünde gegen den besseren Theil der Gesellschaft? „Erlaubt man z. B., daß der Verbrecher, wenn er erkrankt, in die gewöhnliche, jedem anderen Unschuldigen offenstehende Heilanstalt geschickt, und daselbst bis zu seiner Genesung unter Aufsicht gestellt werde — ist nicht vielleicht zu befürchten, daß derselbe die ihn umgebenden Kranken durch seine unsittliche Gesinnung zu sich herabziehe, oder sich öfter und länger krank stelle? Ist es nicht etwa gefährlich, von einer unzeitigen Philantropie verführt, dem Laster einen ruhigen, gesunden und heiteren Aufenthalt im Gefängniß zu bereiten, und diesem alles Abschreckende zu benehmen? Werden nicht Bosheit, Faulheit, Verstellung und Betrug diese Güte mißbrauchen, und der anstrengenden Arbeit ein Asyl vorziehen, den eine humane Behandlung alles Düstere benimmt? Indem wir hier den Gegenstand vom ärztlichen Standpunkt betrachten, dringt sich uns noch die Frage auf: Ist es besser, jedem einzelnen Verbrecher seinen besondern Kerker anzuweisen — oder mehrere Schuldige zu vereinigen? Das Erstere könnte freilich physische und moralische Ansteckung verhüten, jedoch grausamer scheinen, und durch alle Abschließung von menschlichem Umgang zu Gemüthskrankheiten leichter Veranlassung geben — das Zweite den Herd der Leidenschaften und Interessen dichter an einander drängen, wechselseitige Verschlimmerung fördern, aber doch menschlicher klingen. — Man hat in neuerer Zeit einen Ausweg einschlagen wollen, und zwar dadurch, daß man den Vorschlag that, die Verbrecher zwar zu vereinigen, jedoch sie zum Schweigen zu nöthigen, und daher die moralische Ansteckung zu verhüten. Allein, abgesehen von der Grausamkeit, die einer solchen Unterdrückung jedes gesellschaftlichen Triebes anklebt, hören die physischen Nachteile dieses beisammenseyns trotz dieses Schweigens nicht auf; und was die Sprache betrifft, so bricht sich dieselbe durch Miene, Blick, Gestikulation vielleicht um so kräftiger Bahn, je verhaltener die Darstellung durch Worte ist. Es gibt ferner körperliche Gebrechen, die an sich schon klar genug die vorausgegangene Ausschweifung und sittliche Entartung verkünden, und die Sprache solcher Kranken dürfte schwerlich bei sonst noch so streng beobachtendem Schweigen zu verhindern seyn. Solche Schwierigkeiten stellten sich gleich dem menschenfreundlichen Verbesserer der Gefängnisse entgegen, und doch war er innig überzeugt, daß es bei der Ver-

mischung aller Sittlichkeitsstufen und bei dem Zusammenwohnen von Menschen von verschiedenem Alter, Gewerbe, Gesundheitszustand u. s. w. nicht bleiben kann, — daß irgend Etwas geschehen müsse, um die Gefängnisse nicht zu einem Chaos von Elend, Verzweiflung und Wuth, und hierdurch zu einem ewig lodernden Herd zu machen, von dem früher oder später das Leben des gesunden Theiles der bürgerlichen Gesellschaft physisch und moralisch bedroht würde. —

Eines der ersten und besten Mittel, um diesem Treiben menschlicher Leidenschaften einige Ableitung zu geben, ist unverkennbar eine regelmäßige Thätigkeit. Wenn je ein Sprichwort Wahrheit predigt, so ist es dasjenige, welches den Müßiggang als den Anfang aller Laster bezeichnet. Nur Arbeit kann nach den Gesetzen des gesunden und Kranken Lebens dem Umsichgreifen von Gefängnißkrankheiten vorbeugen, und jeder moralischen Seuche entgegenwirken. Daher haben es Menschenfreunde unternommen, dieses Mittel in Anwendung zu bringen, und um des Erfolges desselben noch sicherer zu seyn, trugen sie darauf an, den Ertrag der Arbeit dem Verbrecher selbst zuzuwenden. Aber die Arbeit selbst sollte, ihrer Meinung nach, der eigenthümlichen Persönlichkeit jedes Gefangenen angemessen, so wie der Ort, wo sie arbeiten sollten, so beschaffen seyn, daß der freie Zutritt der reinen Luft damit möglichst vereinbar ist. Arbeit in freier Luft, nebst der Aussicht auf den Ertrag der Arbeit, schien also diesen Menschenfreunden ein angemessenes Mittel zur Besserung der Gefangenen, für deren bessere Nahrung auch leichter gesorgt werden könnte. Hat aber die Erfahrung diese Mittel bewährt? Ist kein Mißbrauch dieser Freiheit zu fürchten? Wird das Verbrechen hierdurch nicht aufgemuntert, und erhält der Freigelassene hierbei nicht durch das erworbene Geld neue Mittel zur Ausschweifung? Man war daher darauf bedacht, Anstalten zu errichten, in denen selbst der freigelassene Verbrecher eine gewisse Anzahl Stunden des Tages zu arbeiten hätte, damit ihm der schnelle Uebergang von erzwungener Arbeit zur Freiheit nicht gefährlich werde. Aber alle diese Fragen wird und kann nur die Erfahrung entscheiden, und diese hat ihre Basis in der Geschichte; so daß einige vorausgegangene, geschichtliche Thatsachen uns über diesen Gegenstand die beste Auskunft geben können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Redaction der Gesundheitszeitung erhielt neuerlichst aus München folgendes Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

Haben mich in Ihrem letzten Schreiben aufgefordert, Ihnen einige generelle Mittheilungen über die gegenwärtige Medicinal-Verwaltung Gri-

Griechenland zu machen. Ich erfülle diesen Wunsch gern, weil ich Griechenland wie mein zweites Vaterland betrachte. — Der Chef des militärischen Personals ist der Oberstabsarzt Ritter v. Treiber, ein Mann, der sich zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes, wie auch seit dem Bestehen des jetzigen Gouvernements um Griechenland gleich verdient gemacht. In jener Ehrenzeit erfüllte er unter steten Gefahren, mit unsäglichen Beschwerden und Hindernissen kämpfend, seine Pflichten als Arzt wie als Mensch mit einer solchen Selbstaufopferung, daß er sich die Achtung und Zuneigung aller Griechen erworben hat. Seit dem Beginnen der monarchischen Regierungsform leitet er als Chef die Militär-Medicinal-Angelegenheiten auf eine Weise, die es deutlich bekrundet, daß er im Allgemeinen ein eben so umsichtiger und scharfsinniger Mann, wie erfahrener und trefflicher Arzt ist. Letzteres geht vorzugsweise aus den glücklichen Resultaten hervor, welche er, ein treuer Beobachter, in der Behandlung der unter jenem Himmel zuweilen eigenthümlich modificirten Krankheiten erzielt. Unmittelbar unter ihm stehen 4 Regimentsärzte, deren jedem die Direction eines bedeutenden Garnison-Spitals übertragen ist. Dann sind jedem Bataillon ein Oberarzt, ein oder mehrere Unterärzte (welche sämmtlich promovirte Mediciner und Chirurgen sein müssen) und ein chirurgischer Gehilfe zugetheilt. — Die Leitung der Civil-Medicinal-Angelegenheiten ist in den Händen der beiden Leibärzte des Königs, der Ober-Medicinalräthe, Dr. Köfer und Dr. Wimmer, zweier talentvollen Männer, welche durch Schriften und ärztliches Wirken schon vor ihrem Abgange nach Griechenland in Deutschland rühmlichst bekannt waren. Daß sie als Aerzte hoch stehen, dafür spricht der Umstand genügend, daß ihnen König Ludwig von Baiern das Wohl des geliebten Sohnes, als dieser nach dem fernen Hellas zog, anvertraute. Und man hätte in der That keine glücklichere Wahl treffen können. Denn abgesehen davon, daß des Königs physische Wohlfahrt in guten Händen ist, so haben beide Männer durch ihre Kenntnisse, Uneigennützigkeit und Humanität das Vertrauen des Volkes zu dem früher ungerathenen fränkischen Arzte hervorgerufen, und sind somit der dort allgemein verbreiteten Charlatanerie und groben ärztlichen Unwissenheit kräftig entgegen getreten; denn nur wenige Griechen hatten früher wirklich geregelte medicinische Studien in Deutschland, Frankreich oder Italien gemacht; die bei Weitem größere Mehrzahl hatte ihr Wissen oder auch Nichtwissen aus einer halb- bis einjährigen Anwesenheit in den klinischen Anstalten Padua's, Pavia's oder Bologna's (ohne die für den Zweck nöthigen, theoretischen Vorkenntnisse zu besitzen,) geschöpft. In wie weit diese Leute, so wie die Legion türkischer Ackerärzte, die keine Idee von irgend einem Zweige des medicinischen Wissens besitzen, ihren Mitbürgern nützlich werden konnten, brauche ich nicht zu erörtern. Die Abschaffung oder

möglichste Einschränkung dieses Unwesens ist man den beiden genannten Herren schuldig; auch haben diese das große Verdienst, Kreis- und Stadtphysikate eingerichtet, und sie unterrichteten Aerzten, als angemessene Wirkungskreise, angewiesen zu haben. Hierdurch, so wie durch das civilärztliche Wirken der Militärärzte, steht jetzt ein großer Theil Griechenlands in sanitätspolizeilicher Hinsicht auf gleichem Fuße mit dem übrigen civilisirten Europa.\*) —

Indem ich mir vorbehalte, Euer Wohlgeboren in der Folge ausgedehntere Berichte dieser, so wie anderer Gegenstände der Art anlangend, zu liefern, zeichne ich mich achtungsvoll

B. OrNSTEIN,  
Doctor der Medicin.

### Zur Balneographie des Königreichs Ungarn.

Die berühmtesten und besuchtesten Bäder und Gesundbrunnen von Ungarn ihre Eigenschaften, Heilkräfte und Gebrauchsweise u. s. w. Pesth, 1837.

(Fortsetzung.)

#### IV.

#### Trenchin (die Bäder von Tepliz).

Nachdem der Verfasser in Mehadia, so zu sagen, den Prototyp der ungarischen warmen Schwefelwasser geschildert hat, geht er zu diesem, neuerlich durch Dr. L. Beer's Abhandlung (S. Nr. 56 der Gesundheitszeitung) ins rechte Licht gestellten Kurort über, und beschreibt vorerst dessen Lage, Geschichte und die Eigenschaften seiner Quellen. Auch Trenchin haben die Römer schon gekannt und benützt. Die gräfliche Familie Silyes hazy erwarb sich in neuerer Zeit, als ehemalige Grundherrschaft, durch zweckmäßige Einrichtungen der Bäder, Wohnungen und Vergnügungsorte große Verdienste, und die gegenwärtige, Baron Sina, bietet Alles auf, um Trenchins guten Ruf zu fördern. Die Gegend von Trenchin theilt alle Armuth der Gebirgsgegenden, wie sie den Karpaten eigen ist, und ihr Klima gehört zu den mildesten und beständigsten. Die 6 Mineralquellen selbst entspringen unweit dem linken Ufer der Tepla in einem Thalkessel, sind in 7 Badeanstalten gefaßt, und nur 1 derselben dient zum Trinken. Die Temperatur des Wassers ist im sogenannten Brunnlein die höchste, + 32° R., im Armenbad die niederste, + 29, 50° R. In den Abzugsrinnen der Bäder lagert sich ein Schwefelschlamm, der ein sehr kräftiges Heilmittel abgibt. Die von Dr. Alois Carl unternommene chemische Analyse ersuchen wir S. 53 nachzulesen; qualitativ hat sie mit der von Mehadia sehr viel Aehnlichkeit. — Der Verfasser vergleicht Trenchin in Hinsicht seiner Heilkraft mit Baden und Tepliz sehr treffend, und stellt es Pöstyen und Toplika gleich. Krätze, Flechten, Gicht, Rheumatismus,

\*) Siehe die Gesundheitszeitung Nr. 37 d. J.

Anschoppungen im Unterleibe und daher rührende Beschwerden, namentlich Gelbsucht und Hämorrhoiden, ferner Lähmungen und Steifigkeiten der Glieder sind die Uebel, in denen der zweckmäßige, immer nur vom Arzte zu bestimmende und zu leitende äußere und innere Gebrauch der Trenchiner Quellen durch vielfährige Erfahrungen bewährt ist; des Näheren und Ausführlicheren halber verweisen wir auf das Werk selbst.

Die gegenwärtige Einrichtung der Separat- und Allgemeinbäder entspricht den billigen Anforderungen genügend, und für bequeme Unterkunft, so wie für Unterhaltung und Zerstreuung, haben Natur und Kunst sich die Hand traulich geboten. Das schöne nahe Waagthal, die Stadt Trenchin, der Bergezug der Karpaten geben auch zu größeren Exkursionen, außer den nahen Promenaden, Gelegenheit.

## V.

## Pöstyen.

Auch diese Mineralquellen kannten und benützten schon die Römer, und selbst in jenen Zeiten, wo die übrigen ungarischen Kurorte im Verfall lagen, blühten sie. Nicht nur ihre vorzügliche Heilkraft, sondern auch der merkwürdige Umstand, daß sie bald auf einem, bald auf dem anderen Ufer der Waag, auch mitten in derselben hervorströmten, machten sie berühmt. Gegenwärtig geht die Hauptquelle am rechten Ufer der Waag auf, während im Strome, und schief gegenüber bei dem Dorfe Banka, gleichsam eine Linie von mehreren Quellen emporsteigt. Was der Verfasser über das Steigen und Fallen des Wassers im Brunnen, seine Temperatur, das Entstehen neuer Quellen (S. 70 und 71) sagt, ist um so mehr lesenswerth, als hierüber Vieles verhandelt, von ihm aber die einfachste, aus eigener Ansicht geschöpfte Erklärung gegeben wurde.

Das Pöstyener Mineralwasser gehört zu den warmen Schwefelwässern; mit verhältnismäßig vielen salinischen Bestandtheilen hat sein Brunnen einen Wärmegrad von  $+ 44 - 49^{\circ}$  R.; in den Bädern ist er äußerst verschieden, und nach dem des Brunnens veränderlich zwischen  $+ 29 - 44^{\circ}$  R. Im Badegebäude bestehen 4 Abtheilungen für Vollbäder, in einem eigens dazu gebauten Hause 23 Wannengebäder, und in einem kleineren 8 von den Juden benützte. — Für das wirksamste hält der Verfasser das sogenannte Schlammbad, welches zunächst dem Brunnen gelegen, an mineralischem Schlamm sehr reich und am wärmsten ist; dieser Schlamm bildet ein ausgezeichnetes Heilmittel, und je mehr er selbst den Bädern beigemischt ist, desto kräftiger wirken sie. Der Verfasser empfiehlt sie bei Krätze, Flechten, Verhärtungen der Unterleibseingeweide mit ihren vielen proteusähnlichen Folgen, in Gicht und Rheumatismus, in Scropheln u. s. w. Mehr als die Bäder, hat die Erfahrung den Schlamm in Steifigkeiten, Knochengeschwüren und dgl. bewährt, und damit oft Erstaunliches geleistet. Auch innerlich

wird das Pöstyener Wasser mit Erfolg genommen, und hat einen weniger widerlichen Geschmack, als die übrigen gleich warmen Schwefelquellen.

In Pöstyten besteht nebst den übrigen öffentlichen Belustigungsorten ein Theater. Die herrliche, an Naturschönheiten überaus reiche Gegend gewährt die mannigfachste Gelegenheit zu näheren und entfernten Spaziergängen und Ausflügen; namentlich sind Partien an und auf der Waag einzig in ihrer Art, und Referent erinnert sich mit Vergnügen an die treffliche Schilderung derselben in B. Mednyanßky's. malerischer Reise auf der Waag. — Mit Recht erinnert der Verfasser am Schlusse der Abhandlung über Pöstyten, es fordere den Besuch nur im Sommer, während dessen sein Klima an Milde und Beständigkeit dem der Herkulesbäder nicht nachsteht.

(Wird fortgesetzt.)

### Miscellen.

Man kann sich nicht enthalten, über die ungeheure Menge der Medicamente, womit die englischen Aerzte den Magen ihrer Patienten anfüllen, in Erstaunen zu gerathen. Ein Hauptgrund dieses Uebelstandes mag wohl (wie einer der neuesten Schriftsteller über den Zustand der Medicin in England, E. Lee, glaubt) darin liegen, daß den Apothekern die ärztliche Praxis erlaubt ist. Die zahlreiche Classe der Praktiker (general practitioners) treiben alle Zweige der Heilkunst; sie lassen in ihrem Hause die Medicamente, welche sie für geeignet halten, bereiten, und schicken sie ihren Patienten hin. Auch werden die Rechnungen nicht nach der Zahl der gemachten Besuche, sondern nach der Quantität der Arzneien, die sie geliefert haben, eingerichtet, so daß die Apotheker es nicht fehlen lassen, ihren Patienten die größtmöglichste Menge davon zu schicken. — II —

Vinel theilt den Fall eines geisteskranken Mechanikus mit, der ein perpetuum mobile zu verfertigen gedachte, und nur dadurch geheilt werden konnte, daß man ihm erlaubte, seine Ideen zu verfolgen. Mehrere Wochen lang arbeitete er ununterbrochen fort, seinen Plan ins Werk zu setzen, dessen unglücklicher Erfolg aber lehrte ihn das Unmögliche seines Versuches deutlich einsehen, und somit wurde er geheilt.

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird.

Gedruckt bei J. P. Collinger.



der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 65.]

Montag, den 14. August.

[1837.]

Inhalt: Die Spitalsbrüder. — Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine, mit näherer Beziehung auf Nordamerika. — Beitrag zur Geschichte der Sterbenden. — Aus dem Tagebuche eines Arztes. — Miscelle.

## Die Spitalsbrüder.

(Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens.)

(Vom Redacteur.)

Jeder Arzt, der nur einigermaßen Zeit und Gelegenheit hat, in großen Spitätern seine Kunst zu üben, wird bald eine gewisse Menschenclasse kennen lernen, die man „Spitalsbrüder“ nennt. Man versteht unter diesem technischen Ausdruck alle jene Menschenkinder, oder vielmehr Zugvögel in Menschengestalt, die eine ganz eigene Vorliebe für den Aufenthalt in den Spitätern haben, und zwar dergestalt, daß sie entweder, obwohl schon gesund, gar nicht aus dem Krankenzimmer auszumerzen sind, ewig von einer ärztlichen Abtheilung zur anderen übersiedeln, oder aus dem Krankenhause kaum entlassen, schleunigst in dasselbe zurückkehren. Bei dem fast unüberwindlichen Vorurtheil, welches bei gemeinen und hohen Personen nicht selten gegen den Aufenthalt in Spitätern zu herrschen pflegt, muß die ganz besondere magnetische Anziehungskraft auffallen, mit welcher jene Spitalsbrüder gar so herzinniglich mit dem Hause der Leiden und der Seufzer sympathisiren. Fragen wir: „Ist es etwa immer die naturgemäße Diät, die humane Behandlung, das Vertrauen zur Kunstgewandtheit und Erfahrung der Spitalsärzte, der trostvolle Zuspruch der Seelsorger, der verhältnismäßig geringe Kostenaufwand, die geschickte Handhabung des Krankenwartenden Personals, die Tag- und Nacht ununterbrochen fortdauernde Aufsicht, die augenblicklich schnelle Hilfe bei eintretender Verschlimmerung, der einigermaßen erleichternde Anblick und das Mitgefühl anderer zahlreicher Leidensgenossen, die Keintlichkeit der Kran-

lenzimmer, der fleißige Wechsel der Wäsche und des angemessenen Lagers — fragen wir ob diese Umstände es sind, die diesen unwiderstehlichen magnetischen Rapport zwischen Spital und den Spitalsbrüdern stets unterhalten, und diese so mächtig anzieht, daß sie so bald als möglich zum alten Freund, dem ehemaligen Spitalsbette zurückeilen?“ Es bedarf keiner großen Menschenkenntniß, um diese Frage mit „nein!“ zu beantworten. Denn hört man diesen scheinbar begeisterten Lobrednern und zärtlichen Freunden der Spitalskost zu, wie sie über Spitäler und Aerzte urtheilen, wenn sie allein und unbehorcht zu seyn glauben — so überzeugt man sich bald, daß es nicht immer die Anhänglichkeit an dem Krankenhause und die Ueberzeugung von dessen Vortrefflichkeit, sondern ganz andere Gründe sind, die uns Spitalsärzten derlei Kundschaften häufig zuführen. Die Untersuchung dieses Gegenstandes scheint uns nicht nur für den Arzt, sondern für Jedermann nicht ganz überflüssig, dem ein tieferer Blick in die Schwächen und Falten des menschlichen Herzens einiges Interesse gewährt. Daher wollen wir es versuchen, einige Bemerkungen über die Natur, Sitten, Gewohnheiten und Denkungsart dieser sogenannten Spitalsbrüder, wie wir sie einer täglichen und häufigen Beobachtung am Krankenbette entnehmen, zum Nutzen und Frommen unserer Leser mitzutheilen. —

Man irrt sich gewaltig, wenn man glaubt, daß immer Krankheit derlei Verehrer an unsere Krankensäle fesselt. Oft ist es nichts anderes, als Sehnsucht nach Ruhe, — ein Hang ihrer Seele, phlegmatisch in dem Zustande, in welchem sie nun sind, zu verbleiben, und Liebe zur Bequemlichkeit, die diese Menschen im Krankenhause zurückhält. Lässigkeit, Faulheit, Geisteschwäche und schlaue Flucht vor jeder Thätigkeit bemächtigen sich unwiderstehlich solcher kraftlosen Menschen. Sie ertragen mit Geduld alle Ungemächlichkeiten des Spitallebens — entsagen gern dem Genuß aller gefelligen Freuden — schweigen klüglich bei den schmerzhaftesten Mitteln, um sich nur dem Kreise der Thätigkeit so lange als möglich zu entziehen, der sie außer dem Spital erwartet. Nicht wenig Unterhaltung gewährt es dem ruhigen Beobachter — wenn er gleich zuweilen über die Schwäche und Verschmitztheit solcher Taugenichse seufzen muß — wenn er sieht, wie sie mit unerschöpflichem Scharfsinne täglich neue Leiden erheucheln, ihre Seufzer oder ihren Husten so laut als möglich und zu rechter Zeit anbringen, und über die Länge ihrer Krankheit scheinbar murren, um nur den traurigen Moment der Entlassung so weit als möglich hinauszuschieben. Mit allen Kunstgriffen der Spitalsärzte durch Erfahrung innig vertraut, scheuen sie weder Entbehrung noch Schmerz, die oft bei Anfängern dieser Art den geahndeten Betrug zu enthüllen pflegen, und führen so die scharfsinnigsten Aerzte hinters Licht. Die magere Diät schreckt sie nicht zurück —

es so munt schon wieder die Zeit, wo der mitleidige Arzt bessere Kost gewährt. — So leben sie in ewiger Ebbe und Fluth der zu- und abnehmenden Kost, und wissen alsogleich eine retrograde Bewegung ihrer Gesundheit zu erkünsteln, sobald eine anhaltende Besserung sie reif zur Arbeit zu machen droht. Ohne Lust zu irgend einer nützlichen Beschäftigung, finden sie es recht bequem, in Spitälern vom Segen des Himmels fett zu werden. Gar oft macht es die zunehmende Zahl wirklicher Kranken nöthig, eine strenge Musterung mit jenen arbeitscheuen Hummeln vorzunehmen, die den wahrhaft Leidenden das Bett rauben. Da ist es possierlich zu sehen, wie sie sich krümmen und winden, bevor sie endlich das leidige Geständniß ihres Wohlbefindens ablegen, und das Haus zu räumen sich entschließen. Aber die Schlaunen geben nur dem Drange des Augenblickes nach; die Klugheit gebietet den Schauplatz des behaglichen Müßigganges mit der Werkstätte des Meisters oder mit der Tagesarbeit auf einige Zeit zu vertauschen — aber nur auf wenige Wochen! Sie kommen bald wieder, bemitleiden ihr Geschick, das sie zum traurigen Wiederkommen zwingt, grüßen mit Selbstzufriedenheit Arzt und Wärter, und wissen ihre Rolle so fein zu spielen, daß man ihrer früheren Verstellung beinahe vergießt. Da hat sie (wie sie sagen) unbegrenztes Vertrauen dem alten Arzt zugeführt, dessen liebevolle Behandlung zur ewigen Dankbarkeit verbindlich gemacht, und sie könnten diese nicht anders ausdrücken, als dadurch, daß sie dessen Kunst um neue Hilfe anrufen. Haben sie aber Grund zu fürchten, daß der Arzt, der sie früher behandelte, ihre Künste durchschauen könnte, so gehen sie lieber auf ein Krankenzimmer, welches der Obhut eines anderen Arztes anvertraut ist; treiben hier gleiches Spiel wie früher, bis sie auch da in ihrer elenden Nacktheit erkannt werden. — Sind aber immer Faulheit und Arbeitscheu die Geburtsstätte dieser Spitalbrüder? Keinesfalls! Zuweisen sind neben der Liederlichkeit, Hypochondrie, Menschenhaß, das Streben, in eine Versorgung zu kommen, Flucht vor der quälenden und ärgernden Umgebung, gefürchtete Strafe begangener Thorheiten, Neue und Scham sittlich gefallener Personen, Dummheit, Brummerei und endlich wirkliche Geisteschwäche eben so viele Gründe, um jene Art von Bevölkerung in den Spitälern zu vermehren, von der wir hier reden.

Die liederlichen Brüder sind die häufigsten Zusprecher großer Krankenanstalten. Nachdem sie am letzten Sonntag Alles genossen, was Wirth und Küche zu bieten vermochten; nachdem der blaue Montag den letzten Rest ihrer Habe mit grausamer Gier erschöpft hatte — nachdem sie von Gasthaus zu Gasthaus durch ihren Durst, wie das Roß durch Sporen, getrieben, überall die Thür verschlossen fanden; nachdem jede Quelle einer geregelten Thätigkeit am Dinstag versiegt, werden derlei Leute die größten Philosophen, und rufen: Alles ist eitel; ihr Herz pocht nach Nichts; sie werden gegen Welt

und Menschen gleichgiltig, und in dieser erhabenen Resignation fassen sie den edlen Entschluß, das wohlthätige Krankenhaus aufzusuchen, um da ein Asyl, einen Postler zu finden, wo sie sich gemächlich hinlegen können. „Ich wäre ein Narr, heißt es da, wenn ich nicht von einer Anstalt Gebrauch machte, die ja nur dazu da ist um dem Kranken Hilfe zu reichen. — Wer ist kranker als ich?“ Begünstigt noch das Geschick solche Leute mit einigen Böchern im Kopfe, die sie im Gedränge des sonntäglichen Zankes erhielten — wer ist glücklicher als sie, um mit vollem Zug und Recht um Aufnahme in die Anstalt bringen zu können; und da man die eben gemachten Schulden ohnehin nicht zahlen kann, so sucht man so lang als möglich, die Wohlthat des Staates zu genießen, und in heiliger Muse des Spitals über die Art nachzudenken, wie man dem Zahlen entgehen könne.

(Der Beschluß folgt.)

### Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine, mit näherer Beziehung auf Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Vor Allem bedienten sich Menschenfreunde in Nordamerika der öffentlichen Blätter, um so viel als möglich auf die nachtheiligen Folgen der Unmäßigkeit in lebendigen Beispielen aufmerksam zu machen. Jede Thatsache, die zu Gunsten der Mäßigkeit sprach, ward so schnell und so weit als möglich verbreitet. Die amerikanischen Mäßigkeitsvereine hatten hierbei stets das große Ziel vor Augen, die gänzliche Enthaltbarkeit von geistigen Getränken nicht nur als nützlich, sondern als leicht ausführbar darzustellen. Als diese seltsame Lehre einer gänzlichen Entsaugung auftrat, glaubte so mancher gar nicht daran, oder hielt sie für die Ausgeburt eines menschenfeindlichen Sonderlings. Indessen ward doch der Eine und der Andere für die neue Ansicht gewonnen, man machte den Versuch, und fand, daß das, was man früher lächerlich machte, oder als unmöglich hielt, eine sehr vernünftige, durch Willenskraft ausführbare Maßregel sei. Die Gesellschaft suchte Anfangs nur einzelne Personen für sich zu gewinnen. „Ein einziger Arbeiter, glaubte sie, für die Lehre gänzlicher Enthaltbarkeit gewonnen, hätte den wohlthätigsten Einfluß auf alle seine Arbeitsgenossen,“ und so vervielfältigten sich immer mehr die Versuche, deren Resultat dahin ausfiel: „Daß die von geistigen Getränken sich gänzlich enthaltenden Personen im Allgemeinen besseren Appetit hatten, durch die genossenen Speisen besser genährt wurden; größere Körper- und Geisteskraft entwickelten; mehr Arbeit mit weniger Anstrengung verrichteten, von vielen Krankheiten verschont blieben, ihren Wohlstand vergrößerten, zufriedener lebten, und überhaupt nützlichere Mitglieder der

Gesellschaft wurden, als sie früher waren.“ — Eben so wichtig waren die Vortheile der Enthaltbarkeit der arbeitenden Classe für die Gutsbesitzer. Ihre Dienstleute arbeiteten mehr und in größerer Ordnung; sie waren höflicher und ordentlicher in ihrem Betragen, mit ihrer Lebensweise zufriedener, und überhaupt nicht nur um ihre eigene, sondern auch um die Wohlfahrt ihrer Umgebungen besorgter.

In dem Jahre 1825 gab der Secretär der Gesellschaft eine Schrift unter dem Titel: „Das wohl verwaltete Gut,“ heraus, worin er die eben angeführten Resultate von Versuchen bekannt gibt, welche ein Mitglied der Gesellschaft auf seinen weitläufigen Besitzungen bei seinen Arbeitern gemacht hatte. Damals erklärte auch ein ausgezeichnete Arzt zu Boston, Dr. Ware, in einer Versammlung der Gesellschaft, „daß keine Ansicht ungereimter sei, als die, den geistigen Getränken die Macht zuzuschreiben, daß sie die physischen Kräfte des Menschen erhöhen.“ „Niemand (sagt er) arbeitet mit mehr Ausdauer, mit mehr Heiterkeit und mit weniger Beschwerden; Niemand erträgt die Stürme eines rauhen Klimas, die ungestüme Witterung und den Wechsel der Jahreszeiten leichter, als gerade Diejenigen, die sich gänzlich der geistigen Getränke enthalten.“

Trotz dieser einzelnen Gesellschaften und ihrer Maßregeln, fehlte es noch immer an einem bestimmten umfassenden Plan, der für die Gesamtmasse des nordamerikanischen Volkes berechnet gewesen wäre. Dieß war um so nothwendiger, als eine solche Umwälzung in den Gewohnheiten des Volkes einen lebhaften Widerstand hervorrufen mußte. Es wurde daher eine Versammlung berufen, um über die Frage zu berathschlagen: „Was zu thun sei, damit die Unmäßigkeit aus den vereinigten Staaten verbannt würde?“ In Folge dieser Zusammenberufung vereinigten sich am 10. Jänner 1826 mehrere einflußreiche Männer zu Boston, und kamen überein, einen frommen, kenntnißreichen und thätigen Mann zu erwählen, der seine ganze Zeit und Geschicklichkeit und alle seine Kräfte der Erfüllung dieses edlen Zweckes widmen sollte; gleichzeitig wurde ein Ausschuß zur Entwerfung von Statuten, und eigene Mitglieder, die den Kern der Gesellschaft bilden sollten, gewählt. Wir können uns hier nicht auf die vollständige Mittheilung dieser Statuten einlassen, und bemerken nur, daß deren Inhalt dahin zielte, die Gesellschaft zu einem National-Institute zu machen; daß jedes Mitglied die Summe von 7 Thalern erlegen, und die schriftliche Verpflichtung zur gänzlichen Enthaltbarkeit von geistigen Getränken (mit Ausnahme ärztlicher Verordnung) abgeben mußte. Diese Centralgesellschaft unterhielt in verschiedenen Theilen des Landes eigene Agenten zur möglichst großen Beförderung der Mäßigkeit. Einem correspondirenden Secretär lag es ob, durch Flugschriften, Briefe u. s. w. zweckmäßige Mittheilungen an die Diener des

Evangeliums, an Aerzte, öffentliche Lehrer, Erzieher und andere Personen von Einfluß zu machen, und mit ihnen gemeinschaftlich zu berathschlagen, wie die unter ihrem Einflusse stehenden Personen vor den Uebeln der Unmäßigkeit zu bewahren, und welche gesetzlichen Mittel in Bewegung zu setzen seien, um in Bezug auf die Nachteile geistiger Getränke eine solche Veränderung in der öffentlichen Meinung und in den Sitten des Volkes hervorzubringen, daß am Ende die Mäßigkeit mit allen ihren wohlthätigen Folgen über die ganze Erde herrsche. Der vorzügliche Zweck der Gesellschaft war, Diejenigen vor Gefahr zu bewahren, die noch frei sind vom Laster des Trunkes, und als untergeordnet betrachteten sie den Zweck, schon eingewurzelte Trinker zur Mäßigkeit zurückzuführen. Im April desselben Jahres gründete der Prediger W. Collier zu Boston ein Wochenblatt unter dem Titel: „Der National-Menschenfreund,“ welches ganz der Sache der Mäßigkeit gewidmet war. Während des Jahres 1827 zeigte die Gesellschaft eine große Thätigkeit, welche auf den öffentlichen Geist mächtig einwirkte. Mehrere Prediger bekleideten abwechselnd das Amt eines Secretärs, durchreisten mehrere Staaten, stifteten in Städten und Flecken Mäßigkeitsvereine, und erwarben der guten Sache eine immer größere Zahl von Freunden.

Die medicinische Gesellschaft in Massachusetts, welche aus den ausgezeichnetesten Männern ihres Faches bestand, sprach sich laut für den Zweck der Mäßigkeitsvereine aus, und erklärte, daß das Wasser das passendste Getränk für den Menschen sei; die ärztlichen Mitglieder beschloßen, sowohl sich selbst aller geistigen Getränke zu enthalten, als auch ihren ganzen Einfluß darauf zu verwenden, daß deren Gebrauch abgeschafft werde. Diese vereinten Bemühungen hatten zur Folge, daß sich bereits zu Ende des Jahres 1828 in Amerika 222, sage zwei Hundert zwanzig zwei Mäßigkeitsgesellschaften bildeten. Dieß Beispiel wirkte auch auf die den vereinigten Staaten benachbarten englischen Besitzungen, so daß sich in Ober-Canada, Plymouth u. s. w. ähnliche Vereine bildeten. Eine große Anzahl von Brennereien wurden geschlossen, und mehr als 100 Kaufleute hatten auf den Handel mit geistigen Getränken Verzicht geleistet, und Schiffe sinnen an, von Stoppel zu laufen, ohne ein solches Getränk am Bord zu führen. Im Jahre 1829 gründete die amerikanische Gesellschaft ein Wochenblatt mit dem Titel: Journal der Humanität, welches theils alle interessanten Thatsachen in dieser Beziehung bekannt machte, theils die verschiedenen Streitfragen, die sich an diesen Gegenstand knüpften, erörterte.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Beitrag zur Geschichte der Sterbenden.

Es ist eine tägliche Erfahrung der Aerzte, daß zuweilen Sterbende vor ihrem Tode gleichsam verklärt werden, und mit ihrem die irdische Hülle ver-

lassenden Geiste schon ein reineres Leben beginnen. Aber es gibt auch Menschen, deren Leben so tief im Schlamme dieses Jammerthales befangen ist, daß selbst ihre letzten Augenblicke an den Ketten ihrer irdischen Leidenschaften gefesselt sind, und für das, was man *Euthanasia* nennt, keinen Sinn haben. Als Beispiel einer solchen Sinnesart, die sich bis auf den letzten Zügen gleich bleibt, diene folgende Anekdote, die wir dem „Auslande“ entlehnen. Die Bärenjagd (heißt es da) war bis vor kurzer Zeit in den Pyrenäen etwas gewöhnlich. Ein neuerer Reisender, der Engländer Murray, kam mit einem dieser Bärenjäger, einem sehr unternehmenden Manne, in Berührung, dessen Vater auch ein Nimrod war. Noch im Tode hing der alte Mann an dieser seiner Lieblingsbeschäftigung; er war einer der entschlossensten und glücklichsten Bärenjäger, und hatte nur an Bären, die freilich damals weit zahlreicher waren, als jetzt, nicht weniger als 99 erlegt. Auf seinem Todtenbette, nachdem er bereits Vergebung seiner Sünden empfangen hatte, bemerkte er dem Priester, er habe noch etwas Schweres auf dem Herzen. „Was kann das seyn?“ sagte der Pfarrer. „Ihr habt euch redlich benommen in eurem Betragen gegen eure Mitmenschen, und Ihr sterbet jetzt, mit Gott versöhnt, im wahren Glauben.“ — „Was Ihr sagt, ist ganz wahr,“ erwiderte der Sterbende, „aber ich hätte doch recht sehr gewünscht, vor dem Tode noch meinen hundertsten Bären erlegt zu haben.“

— n —

### Aus dem Tagebuche eines Arztes.

(Fortsetzung.)

#### III.

Die schönste, seltenste und glücklichste Frucht des Lebens und der Studien eines Arztes ist die Vermählung eines warmen Herzens, das mit den Leiden der Menschheit sympathisirt, mit der kalten Vernunft, die ruhig und besonnen auf deren Abhilfe bedacht ist. Der Arzt soll und muß den Anblick großer Leiden ruhig ertragen — und doch soll er mit aller Innigkeit und Sympathie sie betrachten. Auch bedarf er keiner geringen Portion Phantasie, um die düsteren Schaustücke seines Berufes in einem heiteren Lichte zu erblicken. Aber er muß sich hüten, diese bilderreiche Schöpferin nicht über den ernstesten Gedanken den Meister spielen zu lassen. Seine Vernunft muß die Kunst verstehen, der begeisterten Phantasie die Flügel zu stutzen, sie gleichsam einzuschläfern, wenn es sich um thätiges Leben und nachdrückliches Wirken handelt. Nur wenn er nach vollbrachter Mühe des Tages in sein stilles Cabinet tritt, möge ihm die Phantasie seinen Beruf verschönern, und ihn zu neuer Arbeit stärken.

Darum sind Musik und Poesie dem Arzte die süßeste und nothwendigste Erholung. — Aber auch Philosophie kann ihm Musik werden — wie dem Socrates bei Plato — und Poesie ist ihm Alles, was seine Seele über das gewöhnliche Treiben und Streben der Alltagsmenschen erhebt. Oft ist das Aufzeichnen eigener oder das Fortspinnen fremder Gedanken die schönste Poesie = Schöpfung im Geiste.

(Wird fortgesetzt.)

### Miscelle.

#### D'Arcey'sche Suppenanstalten.

Herr D'Arcey, Mitglied der Akademie in Paris, hat seine Apparate, mit welchen in einigen Spitalern Frankreichs aus den Knochen Gallerte, und daraus Knochenuppe bereitet wird, wesentlich verbessert, so daß diese Vorrichtungen nunmehr geeignet seyn dürften, allerwärts größeren Eingang zu erhalten. Diese Verbesserung besteht darin, daß man den minderen Gehalt der Suppe dadurch ersetzt, daß man den Reconvalescenten und Armen eine größere Menge guten gebratenen Fleisches reicht, ohne daß daraus, im Vergleiche mit den früheren Kosten der Nahrung, ein größerer Geldeaufwand erwächst. „Es wäre zu wünschen (heißt es in Dingler's polytechnischem Journal, Juniheft 1837, p. 383), daß man in allen größeren Städten D'Arcey'sche Suppenanstalten errichtete; namentlich scheint es uns, daß dieß den Armen-Pflegschafts-Administrationen zu empfehlen wäre; denn gewiß würde ihr Zweck besser erreicht werden, wenn man den Armen einen täglichen Naturalien- oder Kostbezug anwies, als dadurch, daß man diesen wöchentlich einiges Geld spendet, welches gewöhnlich an einem einzigen Tage durchgebracht wird.“ — Wir vertheilen gegenwärtig (heißt es in einem Bericht des Bureau der Wohlthätigkeitsanstalten zu Lille, wo die d'Arcey'schen Apparate eingeführt sind) an Kranke, Wöchnerinnen und Reconvalescenten eine Suppe, die mit Gallerte und mit einem Zusatz von 20 Proc. Fleisch bereitet, und sowohl ihrer Kraft als ihres Wohlgeschmackes wegen allgemein der nach der gewöhnlichen Methode bereiteten Suppe vorgezogen wird.“ —

— n —

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Folge

d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 66.]

Donnerstag, den 17. August.

[1837.]

Inhalt: Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und moralischen Zustand ihrer Bewohner. — Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark. — Statistik der Lebensdauer. — Miscelle.

## Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und moralischen Zustand ihrer Bewohner.

(Vom Redacteur.)

(Fortsetzung.)

Fragen wir die Geschichte, so lehrt sie uns auf jedem Blatte, daß das Verbrechen nur dann mit Erfolg für die gesammte Wohlfahrt der Menschheit bestraft wurde, wenn der vorzüglichste Zweck der Strafe nicht Rache, sondern Besserung und Heilung war. Daher ist auch die jetzt immer mehr ins Leben tretende Idee, wie sie der neueren Gefängnistheorie zu Grunde liegt, „daß nämlich die bloße Strafe an sich nicht genüge,“ eben so alt, als die Beobachtung des menschlichen Herzens. Sie liegt klar ausgesprochen in der heiligen Schrift — in den Lehren des Evangeliums, und die aufgeklärtesten Männer der frühesten Jahrhunderte betrachteten die Strafe als Heilmittel. Am bestimmtesten jedoch sprach Mabilion das Princip des jetzt angenommenen Straffsystems schon im 17. Jahrhunderte aus. Er macht den Vorschlag, die zu Bestrafenden in, denen der Karthäuser, ähnlichen Zellen einzusperrern, und ein Laboratorium zu errichten, um sie mit nützlichen Arbeiten zu beschäftigen. „Man könnte“ sagt er, „Jedem auch einen kleinen Garten geben, den er zu gewissen Stunden bebauen müßte, und wobei er in freier Luft wäre.“ — Er wünscht, daß man dem Sträfling eine rohere und magerere Nahrung darreiche, ja zuweilen dieselbe ihm gänzlich entziehe. Ermahnungen unter vier Augen, von Zeit zu Zeit tröstender Zuspruch, und Aufmunterung zur Beharrlichkeit scheinen ihm, bei gänzlicher Abhaltung des Zutrittes aller neugierigen Fremden, als die geeigneten Mittel, um die Gefängnisse erträglicher und nützlicher zu machen. Mabilion selbst fürchtete je-

doch zu seiner Zeit, man werde diesen Vorschlag als einen „Gebanken aus der neuen Welt,“ d. h., für den schwer ausführbaren Traum eines Menschenfreundes halten. Aber die Erfahrung der neueren Zeit hat sich eifrig bemüht, das zu verwirklichen, was Madillon als frommen Wunsch kaum auszusprechen wagte. Der berühmte Howard, von Blackstone unterstützt, scheute weder Kosten noch Mühe, die Gefängnisse zu untersuchen, die tiefen Gebrechen, woran sie schwer gelitten, mit Freimüthigkeit an das Tageslicht zu ziehen, und sie mit dem damals wohlverdienten Namen der *Augias-Ställe* zu vergleichen. Diese menschenfreundlichen Untersuchungen hatten das Resultat, daß die Gesetzgebung in England im Jahre 1776 die zweckmäßige Einrichtung zweier neuen Zuchthäuser anordnete, obwohl erst im Jahre 1785 ein solches in Gloucester eröffnet wurde. Bald nachher veröffentlichte Bentham in einer der auffallendsten Schriften dieses Philosophen \*) einen Plan, zu Folge welchem die Gefangenen einer beständigen und unmittelbaren Bewachung unterzogen bleiben sollten, zu deren Leitung er sich selbst erbot. Sir S. Romilly brachte die von Bentham aufgestellten Ideen neuerdings in Anregung, und 1810 wurde wirklich der Bau des großen Zuchthauses von Mill-Bank begonnen, welches bis jetzt das einzige Gefängniß nach dem neuen Systeme in Großbritannien ist. Im Jahre 1823 beschäftigte sich das Parlament zum dritten Male mit einer beabsichtigten Verbesserung des Gefängnißwesens, und in der Sitzung des Jahres 1835 begann ein, vom Oberhause ernannter Ausschuß eine allgemeine Untersuchung über den Zustand der Gefängnisse in England und Wallis. Aus den theilweisen Berichten der fünf Beauftragten entnimmt man, daß von allen Gefangenhäusern die in London die übelsten sind; daß vor Allem sittliche Verschlimmerung die unmittelbare, unausbleibliche Folge der Anhäufung verschiedener Verurtheilten in einem und demselben Kerker ist. Nicht minder nachtheilig muß diese Art des Beisammenwohnens auf den physischen Zustand der Sträflinge wirken, und Krankheiten des Unterleibes, der Haut und der Brust bewirken, welche manche Neigung zu neuen Verbrechen unterhalten. So mußte es kommen, daß in Newgate sich ein Herd neuer Schurkenstreiche, ein Sumpf, aus dem lastererregende Miasmen dünsteten, und eine Schule der Liederlichkeit ausbildete, die jeden Freund der Menschheit mit Unwillen und Abscheu erfüllte. Sollte man es glauben, daß es in dem hochcivilisirten England noch Gefängnisse gibt, wo, wie in Saladero in Madrid und in den meisten Gefangenhäusern in Spanien, Männer und Weiber in demselben

\*) Panopticon.

Zimmer Tag und Nacht beisammen bleiben, und weder ihrem Verbrechen, noch ihrem Alter nach von einander geschieden sind. So kommt es, daß der vielleicht noch besserungsfähige Knabe, den sein Leichtsinns einige Früchte entwenden ließ, sich mit dem Straßenräuber und Mörder eingesperrt, und sich mit der Hefe der Gesellschaft vermischt sieht. Diese, ohne Beschäftigung, ohne irgend eine Zerstreuung, oder heilsame Anregung zum Besseren, überläßt sich ihrem Grundtriebe zum Schlechten, und vernichtet das wenige Gute des jugendlichen Herzens auf immer. In so eingerichteten Häusern wird aller Schicklichkeit Hohn gesprochen; jede Spur religiöser Unterweisung verschwindet unter dem rohen Tritt kecker Sünder, und das bunte Spiel der gehässigsten Leidenschaften findet da täglich neue Nahrung; da züchten Spiel, Mord und Trunksucht in gräßlicher Eintracht neue Gefellen heran. Man kann daher Newgate nur eine Hölle nennen, die unaufhörlich von Außen bevölkert wird, und nach Außen wieder die schrecklichsten Jöglinge liefert; man kann es eine Erziehungsanstalt für Verbrecher, mit einem Worte einen Kloak nennen, den man nicht reinigen kann, sondern gänzlich vernichten muß. — Wenden wir unseren Blick von diesem Seminarium des Lasters ab, um zu sehen, wie es mit dem Zustande der Gefängnisse in Frankreich ausseht. Es ist bei dieser Vergleichung sowohl für den Arzt als für den Staatsmann von hoher praktischer Wichtigkeit, auf die Eigenthümlichkeit des englischen und französischen Verbrechers und auf die Verschiedenheit des Beweggrundes zu sehen, aus dem beide zum Laster gleichsam fortgerissen werden. Während Trägheit und Hunger in England die erste Quelle des Verbrechens bilden, sehen wir in Frankreich doch vorzüglich Vergnügungssucht, das Streben nach flüchtigen sinnlichen Genüssen oder Unabhängigkeit so wie große Eitelkeit als die vorzüglichsten Veranlassungen zum Verbrechen auftreten. Während also in England Beschäftigung und Brot große Vorbeugungsmittel gegen störrische Entartung abgeben können, reichen sie in Frankreich kaum aus, weil Eitelkeit und Genußsucht damit noch nicht befriedigt sind, und nur die Verbreitung gesunder Begriffe über wahre Ehre, so wie lebendige Darstellung der Gefahren des Genußes können daselbst dem Unsißgreifen der Entsetzlichkeit der unteren und mittleren Stände vorbeugen. Während es also in englischen Gefängnissen der Arzt häufig mit einem von Hunger entkräfteten, oder von Trägheit stehenden Kranken zu thun hat, und durch gesunde Nahrung, stärkende Arbeit in freier Luft Vieles leisten kann, kämpft der französische Gefängnißarzt mit Krankheiten, welche entnervender Sinnenkugel, Ehrgeiß, Hazardspiel, aufgeregte, krankhafte Phantasie, der Besuch der Häuser des Leichtsinnes und das Boulevard-Theater ihm zugeschießt haben.

Brot und Arbeit reichen da zur Heilung selten aus, weil sie die innere Lücke des genussüchtigen Franzosen nicht auszufüllen vermögen; Erinnerung an die Freuden der Welt ziehet dem französischen Verbrecher in das Gefängniß nach, sein Leichtsinns bleibt überall derselbe, und sein Haß gegen jeden Zwang, gegen jede Beschränkung seiner persönlichen Freiheit — die in wahnsinnige verbrecherische Licenz ausartet — machen ihn weit unempfindlicher gegen jede Ermahnung, Besserung und Heilung im Gefangenhause. Leider lehrt die Geschichte der neuesten Zeit, daß diese nationalen Charakterzüge selbst in Kindern schon so ausgeprägt waren, daß sie dieselben zu Verbrechen verleiteten, und daß Barbier mit Recht diese aufkeimende junge Brut die Piederlichkeit im verjüngten Maßstabe (*le libertinage en raccourci*) nennt. Wird schon frühzeitig der Knabe in die Geheimnisse der Sinnlichkeit eingeweiht, so kann er im Gefängnisse nicht nur, so lange er gesund ist, schwer gebessert, sondern wenn er krank wird, kaum geheilt werden. Daher mähnen Krankheit und Tod einen bedeutenden Theil dieser Verwahrlosten ab — aber leider bleiben noch gar Viele zurück, die, einst den Gefängnissen entlassen, die Ruhe der Gesellschaft zu stören, und deren physische und moralische Gesundheit mit einer pestartigen Atmosphäre zu gefährden drohen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Die Sauerbrunnen bei Rohitsch in Steiermark.

(Von M. Dr. Ernst Hilarius Fröhlich.)

(Beschluß.)

(Rohitscher Badeleben. Pittoreskes, Klima.)

Im Allgemeinen herrscht im Rohitscher Kurort während der Badezeit ein heiterer Ton mit viel Lebendigkeit und Abwechslung vor, wozu die Situation des Ersteren viel beiträgt. An der südlichen Gränze von Deutschland, in der Nähe von Ungarn, nicht fern von Italien und der Türkei gelegen, vereint Rohitsch nicht selten Kurgäste aus jenen verschiedenen Ländern zu gleichem, erfreulichem Zwecke.

Wer interessante Gesellschaft sucht, wird sie gewiß finden; dagegen wird auch der Freund der Einsamkeit, bei der nicht unbedeutenden Anzahl von Brunnengästen, sich ungestört isoliren können.

Hierzu kommt noch, daß hier, wie in allen Kurorten, wo das Trinken des Mineralwassers, und die damit nothwendig verbundene Leibesbewegung der Brunnengäste einen Haupttheil der Kur ausmacht, dieselben größtentheils Patienten sind, die sich noch leichter bewegen, und daher das ganze Badeleben einen mehr fröhlichen Charakter gewinnen muß.

Für Stoff zur Unterhaltung ist durch eine große Anzahl der beliebtesten Zeitschriften, durch ein Billard, Fortepiano und mehrere Kegelbahnen zc. gesorgt, und überdieß bietet die schöne Umgegend für den Freund der freien Natur, zu dem sich eigentlich jeder Kurgast umwandeln soll, einen uner schöp flichen Schatz der reinsten, ländlichen Freuden.

Die den Badeort umgürtenden, schönbewaldeten Hügel sind in reizende Parkanlagen umstaltet.

Vom Brunnentempel nordwärts erhebt sich eine sanfte Höhe, der Ferdinands hügel; auf ihm wandelt man durch schöne Ahornalleen bis zu dem mit herrlich blühenden Bignonien \*) bepflanzt es Plateau, in dessen Mitte weiland Sr. Excellenz dem Grafen Ferdinand v. Uttems, dem eigentlichen Begründer dieser Heilanstalt, eine colossale Büste aus Bronze auf massivem Piedestalle von Granit errichtet ist.

Im Süden vom Brunnentempel nimmt ein tausendjähriger Eichwald, der Erzherzogshain, den müden Wanderer in seine dunklen Schatten auf, in welchem Se. kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Johann, der erhabene edelmüthige Beschützer der Steiermark, während des beglückenden Aufenthaltes am Kurorte, gern verweilte, und den Höchstberieselte in Gesellschaft der damals (1811) noch in geringer Anzahl versammelten Kurgäste mit Höchstseigener Hand in einen Park zu umstalten begonnen.

Aus den Eremitagen, die auf dem Scheitel des mit Spaziergängen durchzogenen Janinaberges errichtet sind, genießt man die herrlichste Rundansicht des umliegenden blühenden Landstriches; zu seinen Füßen erblickt der Beschauer die Pfarrkirche, die mit dem gastlichen Pfarrhose freundlich zum Besuche einladet.

Die Bauart der Kirche deutet auf hohes Alter; in einer Seitenkapelle trifft man ein sehenswerthes Gemälde, den sterbenden Heiland darstellend, von Wachtels Meisterhand; es athmet tiefes Gefühl und große Kunstfertigkeit.

Für Excursionen zu Pferd und zu Wagen findet man in der Umgegend nach allen Richtungen die lohnendsten Ziele. Auf diese Art gelangt man in einem Nachmittage nach dem altberühmten Markte Rohitsch — nach der gastlichen Burg Tabor im nahen Croatien — nach dem auf ernstern Waldrücken hochthronenden Bergschlosse Windisch-Landsberg — nach dem Wallfahrtsorte St. Martin mit dem malerisch gelegenen Erlachstein — zu den Sauerbrunnen in Kastreiniz in offener freundlicher Gegend — nach den Glasfabriken der Herrschaft Rohitsch zc.

\*) *Catalpa Siringäefolia*, Trompetenblumenbaum.

Nur für rüstige Fußgänger, nach beendeter Brunnenkur, erwähne ich des interessanten St. Donati- oder Rohitscherberges (Mons Claudii der Römer), auf dessen höchster Kuppe das Auge mit Entzücken eine der schönsten Fernsichten Innerösterreichs genießt. Mit einem Blicke durchfliegt man gegen Nord die blühende untere Steiermark, die sich mit ihren Städten, Schlössern und vielen Kirchen, mit ihren unzähligen Weinhängeln und der goldblinkenden Drau zu den Füßen des Wanderers in ganzer Pracht ausbreitet; das Gemälde beschließt dießseits der Schöckel bei Graz, die Kette des Hochschwaben, der Länder begränzende Wechsel, der Stuhleg bei Spital am Semmering und, bei reinster Atmosphäre, der Schneeberg bei Wien.

Nordost und Ostwärts verliert sich das Auge in die Ebenen Ungarns. Gegen Süd erschaut man über den gesegneten Hügeln Croatiens den mächtigen Várnerberg bei Ugram, und über dem Spiegel der Save die türkischen Gränzgebirge.

Gegen West übersieht man den größten Theil des Cillier Kreises; über das blühende Sannthal mit der silberwelligen Sann, schauen die an 7400 Fuß über die Meeresfläche sich erhebenden Steinalpen mit zackigen Kuppen in ernster Majestät herüber. An diese schließen sich nordwestlich die Pegen in Kärnten, der Ursulaberg und der langgedehnte Wacher, dessen Scheitel Urwälder bekleiden, indeß seine Vorhügel mit den edelsten Neben bepflanzt, in der üppigsten Fülle einer blühenden Vegetation prangen. —

Mit Entzücken beginnt das Auge die Schau immer wieder aufs Neue, und trennt sich nur ungerne von dem schönen Bilde. Durch den majestätischen Anblick in seinem Innersten geläutert und erhoben, kehrt gewiß jeder Gefühlvolle reich belohnt, durch den erhabensten der Genüsse, die Natur in ihrer wundervollen Pracht angestaunt zu haben, von dieser Höhe zurück! —

Der Rohitscherberg ist 2790 Fuß über dem Meeresspiegel erhoben und durchaus gefahrlos zu besteigen; er gehört mit dem benachbarten, 3090 Fuß hohen Wozh zum Zuge der südlichen Kalkalpen, und seiner Entstehung nach zur älteren Flözformation. Die hiesige Flora vereint die verschiedenartigen Charakter der Nachbarländer in sich; dem Freunde der Botanik sprießt auf diesen Höhen manches Pflänzchen hervor, das er hier vielleicht nicht suchen würde; so überrascht ihn auf dem Donatiberg: *Primula auricula*, *Saxifraga aizoon*, *Scabiosa stiriaca* Vest, *Draba aizoides* etc.; auf den Höhen des Wozh: *Lonicera alpigena*, *Ustrania carniolica*, *Cytisus purpureus* Scopoli, *Lilium carniolicum* Bernhardi. An den tieferen Stellen dieses Gebirgszuges: *Helleborus viridis* und *odorus* Kitaibl, die häufige *Genista sagittalis* und *G. procumbens*; in den Niederungen mehrere seltene Species von *Euphorbia* *Apargia* und *Viola*.

Während auf den Höhen des Bozh riesige Tannenhorsten, gebeihet an seinem Fuße, zwischen schönen Buchen- und Eichenwäldern, die eßbare Kastanie vortrefflich, die sich am Donatiberge zu bedeutenden Wäldern sammelt, und unwiderleglich die Nähe des milden, italischen Himmels verkündet.

Ueberall Fülle, üppige Vegetation, tausendfältiger Reiz einer schönen ländlichen Natur, die der gütige Schöpfer über diese himmlische Gegend ausgegossen, um sie zum freundlichen Asyle für Tausende von Siechen auszustatten, wo ihnen am köstlichen Heilquell im roßigen Kleide entgegenhüpft die

„Holde Gesundheit, frühlingsumlachte,  
Epheubekränzte Tochter der Luft.“ —

### Statistik der Lebensdauer.

Man weiß, welchen Entwicklungsgang die Statistik seit einigen Jahren genommen, und bis zu welchem Grad von Unfehlbarkeit gewisse Gelehrte diese Wissenschaft erheben wollten. Moser, Professor der Physik, in Königsberg, der sich lange Zeit mit statistischen Rechnungen beschäftigte, fing endlich an, die täuschende und unzuverlässige Natur solcher Berechnungen einzusehen, und um dies zu beweisen, hatte er eines der neuesten Werke Casper's „über die wahrscheinliche Dauer des menschlichen Lebens“ gewählt, und darüber in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 17. Juli d. J. seine Ansicht mitgetheilt. In genanntem Werke suchte der Verfasser (so wie es viele Andere versuchten) die eben so merkwürdige als wichtige Behauptung geltend zu machen, „je mehr eine Bevölkerung zunehme, desto mehr nehme die mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer jedes einzelnen Menschen ab. Auch der berühmte Malthus hatte es zu Anfang dieses Jahrhunderts unternommen, alle öffentlichen, unglücklichen Ereignisse und allen Drang der Zeit als eine unvermeidliche Folge der allzu sehr zunehmenden Bevölkerung eines Staates darzustellen; allein er ging von dem bloßen öconomischen Gesichtspunkte aus, ein Gesichtspunkt, welcher der Statistik gänzlich fern liegt. Die Statistiker unserer Zeit haben sich bemüht, zu einem ähnlichen Resultat zu gelangen. Sie gingen von Tabellen aus, die nach Volkszählungen oder Todtenlisten berechnet waren. Nichts ist leichter, als ein solcher Beweis, und unter vielen Beispielen wird das von Rußland angeführt. In diesem Reiche gibt es unter 748,000 Individuen, welche jährlich sterben, 374,000, die das fünfte Lebensjahr noch nicht erreicht haben; folglich beläuft sich in Rußland die wahrscheinliche Lebensdauer eines Neugeborenen nur auf 5 Jahre, während sie in der Schweiz mehr als 40 Jahre beträgt. Dieser

auffallende Unterschied bei diesen zwei Ländern kommt daher, daß die Bevölkerung der Schweiz nicht zunimmt, während dieselbe in Rußland mit reißender Schnelligkeit wächst. Dasselbe beobachtet man in Ostpreußen, wo, wie man weiß, die Zahl der Einwohner schnell zunimmt, und wo die Sterblichkeits-Tabellen von 30 Jahren ein eben so ungünstiges Verhältniß wie in Rußland nachweisen; die wahrscheinliche Lebensdauer eines Neugeborenen ist dort nur 7, und das mittlere erreichbare Alter nur auf 26 Jahre. —

— n —

### M i s c e l l e.

#### Ueber die Lüfterneuerung in Gebäuden.

Die Erneuerung der Luft in Gebäuden, die von so unendlichem Einflusse auf das Wohlbefinden ihrer Bewohner ist, zog in neuerer Zeit die verdiente Aufmerksamkeit auf sich. Nicht nur das englische Parlament, welches eine eigene Commission zur Untersuchung der Umstände, unter denen die Fabrikarbeiter leben, ernannte, richtete neuerlichst ihr Augenmerk auf diesen Gegenstand, sondern es wurde eine eigene Commission aufgestellt, um über die beste Lüfterneuerungsmethode für die neuen Parlamentshäuser zu berichten. Dr. A. Ure, von den Directoren einer Lebensversicherungsanstalt über die häufige und beinahe allgemeine Kränklichkeit jener Beamten befragt, die gegen 200 in der sogenannten langen Halle (Long Room) der Mauth in London beschäftigt sind, widmete sich diesem Gegenstande mit Eifer, und trug die Resultate seiner Untersuchungen öffentlich in der Versammlung der Royal Society vor. Nach seinen Beobachtungen deuten die bei genannten Beamten oft vorkommenden krankhaften Symptome auf einen großen Andrang des Blutes nach dem Kopfe, der oft Aderlässe nöthig macht. Die Luft in den Räumen, wo sich die Beamten aufhalten, zeichnete sich durch Trockenheit und unangenehmen Geruch aus. Dieser Beschaffenheit der Luft schreibt Dr. Ure alle nachtheiligen Folgen für die Gesundheit der Beamten zu, und er glaubt, daß es hauptsächlich die Heizmethode und die unzweckmäßige Lüfterneuerung seien, welche die Lebensdauer der an der Mauthhalle zu London Angestellten so sehr beeinträchtigt. Wir werden nächstens etwas ausführlicher auf den Inhalt dieses Vortrages zurückkommen.

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiebt wird.

Neue



Folge

d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 67.]

Montag, den 21. August.

[1837.]

Inhalt: Die Spitalsbrüder. — Die Milch-, Molken- und Traubenkur zu Meran in Tirol. — Die Wasserscheu der Kagen. — Aus dem Tagebuch eines Arztes.

## Die Spitalsbrüder.

(Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Herzens.)

(Vom Redacteur.)

(B e s c h l u ß.)

Nach der Lieberlichkeit spielt die Hypochondrie eine große Rolle in der Geschichte der Spitalsbrüderschaft. Sie ist eine ergiebige Quelle von Unlust, die mancher dadurch zu vertreiben hofft, daß er seine Zuflucht zum Krankenhause nimmt. Er will sich daselbst nicht nur von seiner eingebildeten Krankheit heilen lassen, sondern auch eine Ruhestätte finden, die ihn gegen seine lästige Umgebung schütze, und ihn auch hindere, seinen Angehörigen oder Fremden lästig zu werden. Der Hypochondrist bildet sich ein, daß er für Andere nicht Das ist, was er seyn sollte; dieß bittere Gefühl walret in allen seinen Handlungen vor, und macht, daß er Niemand so sehr verachtet, als sich selbst. Sobald er sich daher nur im Mindesten unwohl findet, sieht er sich im Gedanken schon gefährlich krank, hält es für unmöglich, von seiner Umgebung die erforderliche Wartung und Pflege zu erhalten, und eilt ins Spital. Ist er da beruhigt? Belebt da die Hoffnung zur Genesung sein Gemüth dergestalt, daß er seiner ängstlichen Empfindungen los wird? Keinesfalls! Gefoltert unter einem immerwährenden Seelendrucke, voll schmerzhafter und ängstlicher Empfindungen, kann ein Hypochondrist kein festes Vertrauen zum Spitalarzt fassen; jedes Wort des Trostes weist er zurück, alle Kraft des Geistes ist in ihm vernichtet, und bald lebt die Ueberzeugung in ihm auf, man verstehe auch da seine Krankheit nicht, und kein Mensch wisse, wie ihm sei. Mit diesem Dorne im Herzen wird er ungeduldig, und der lebhafteste Wunsch wird in ihm rege, einen Ort zu verlassen, wo er Ruhe und Heilung

gehofft, und nicht gefunden. Daher strebt er mit derselben Zubringlichkeit, den Mauern des Krankenhauses zu entkommen, mit welcher er in dieselben aufgenommen zu werden suchte. Fragt ihr ihn, warum er so dringend wegeilt, so sagt er euch: Draußen bin ich doch wenigstens unabhängig und frei, da kann ich thun und lassen, was ich will; da quält man mich nicht mit Diät und Arzneien, kein nachbarlicher Schwäger foltert mich da. Wie sollte ich an einem Orte bleiben, wo ich Niemand habe, dem ich sagen darf, was ich fühle; Niemand, der diese Gefühle versteht; Niemand, der sie mit Freundlichkeit, Sanftmuth, Liebe und guter Laune erträgt." — Und doch will ich wetten, daß der undankbare Verächter einer Anstalt, deren Wohlthat er nicht verdient, recht bald wieder kommt, hier und nur hier sein Heil zu finden vorgibt, und mit aller Wärme seinen alten Arzt, seinen früheren Wärter, sein geliebtes Bett wieder grüßt. So sind die Hypochondristen! Sie haben nirgends Ruhe, nirgends Geduld; was sie heute in den Himmel heben, ist morgen zur Hölle verdammt; ewiger Wechsel ist ihr Lösungswort, und sie sollten die Zahl der überflüssigen Krankenhausbewohner nicht vermehren? —

Ein anderer Grund, welcher derlei Brüder fleißig in das Spital treibt, ist das Streben, in eine Versorgung zu kommen. „So lange geht der Krug zum Brunnen, bis er bricht," ist ein altes Sprichwort, das mancher schlaue Fuchs recht gut ausbeutet. Ist er einmal auf den traurigen Gedanken gerathen, vom Bette Anderer zu leben, und sich als zur Arbeit unfähig erklären zu lassen, so fehlt ihm bald dies, bald jenes. Er weiß, daß er auf geradem Wege zu diesem Polster seiner Faulheit nicht gelangen kann; daher übt er alle nur möglichen Verstellungskünste, diesen schönen Plan auszuführen, der ihm leider oft, trotz aller Vorsicht der Behörden, zuweilen gelingt, und so wird das edelste Institut, das dem unverschuldet armen und kranken Bürger die letzten Jahre seines Lebens hindurch tröstende Zuflucht gewähren soll, von Menschen mißbraucht, deren beste Versorgung Arbeit wäre. — Noch feinere Künste üben derlei Spitalsbrüder, wenn sie irgend eine Strafe bei dem Austritt aus dem Krankenhause zu fürchten haben. Es tritt nämlich öfter der Fall ein, daß liederliche, ohne Bestimmung herumvagirende Menschen die Aufmerksamkeit der wachsamem Behörde erregen, in einstweilige Verwahrung gebracht werden, bis sich durch eine nähere Untersuchung ergibt, in welche Klasse der Sträflinge sie zu versetzen sind. Werden derlei Tagediebe und Kinder des Müßigganges während dieser Zeit ihres ungewissen Schicksals krank, oder wissen sie sich so zu verstellen, daß man sie für krank hält, so kommen sie einstweilen in die Krankenanstalt. Aber schwer wird man sie alsdann los! Der Gedanke, daß sie nun bei ihrem Austritt einer ernstern Untersuchung unterzogen, oder gar streng bestraft werden

läßt sie mit der schlauesten Sorgfalt ihren Spitalsaufenthalt so lange als möglich verzögern, und so kommt es, daß diese Menschen nicht nur dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen hoffen, sondern daß sie wirklich einen großen Theil der Zeit, die sie in strenger Aufbewahrung zuzubringen hätten, im Krankenhause verleben. —

Wie oft Reue und Scham gefallener Personen, deren selbstverschuldete Schwäche und häusliche Zwietracht, Unverträglichkeit u. dgl. Veranlassung zum häufigen Eintritt in das Krankenhaus geben — wie oft Liebe zur Abwechslung, Müßiggang, Trunksucht, Unzufriedenheit mit der häuslichen Umgebung die Zahl der Spitalsbrüder vermehre, ist eine zu bekannte Sache, als daß wir sie hier näher bezeichnen mögen, und wir gehen daher auf das Resultat dieser Untersuchung über.

Diese Erfahrungen, welche Spitalsärzte täglich machen, haben die natürliche Folge, daß diese gegen die bloß subjectiven Angaben der Kranken, gegen ihre Klagen über Schmerz, ohne daß ein Zeichen dieses Schmerzens objectiv Statt findet, mißtrauisch werden. Nur zu oft von der raffinirten Verstellung hinter's Licht geführt, ist es verzeihlich, ja nothwendig, daß der Arzt etwas genauer in die früheren Verhältnisse des angeblichen Kranken eingehe, mit gerechter Strenge die jedesmalige Untersuchung anstelle, damit der Aufenthalt im Spital mehr zu einer Heil-, als zu einer Versorgungsanstalt werde. Eine strenge Diät und ein gewisser Grad von Mißtrauen ist daher nicht nur des Heilzweckes, sondern auch deswegen nöthig, damit derselbe Betrüger abgeschreckt werden, und mit ihren vorgefügten Krankheiten zu Hause bleiben. Wer daher Erfahrungen dießfalls zu machen Gelegenheit hat, wird gegen den Spitalsarzt gerecht seyn; seine Art zu verfahren nicht anders, als von diesem Gesichtspunkte beurtheilen, und am meisten gegen jene Personen mißtrauisch seyn, die, aus dem Spital entlassen, gegen Aerzte und Einrichtung klagen. Es sind meistens solche, die zur Classe der Spitalsbrüder gehören. Der redliche wirklich Kranke findet gewiß humane Behandlung, und das Betragen anderer Kranken lehret ihn einsehen, daß man gegen dieselben nicht anders, als mit Vorsicht und Mißtrauen verfahren kann. Daher verläßt er dankbar die Heilanstalt, und lobt sich die Wohlthaten, die eine thätige, umsichtige Behandlung ihm zu Theil werden ließ.

### **Die Milch-, Wolken- und Traubenkur zu Meran in Tirol \*).**

Meran, eine kleine Stadt in Tirol, im Kreise an der Etsch, ungefähr 4 deutsche Meilen von Bozen entfernt, an der Straße, welche vom

\*) Aus der neuerlich erschienenen Schrift: „Ueber die Stadt Meran in Tirol, ihre Umgebung und ihr Klima, nebst Bemerkungen über Milch-, Wolken- und Traubenkur und nahe Mineralquellen“, Wien, bei Strauß's sel. Witwe, 1837.

letztgenannten Orte nach Italien führt, gelegen; ist mit einer an Naturschönheiten reichen Umgebung gesegnet, und überraschend ist der Anblick, wenn man sich der Stadt von Bogen aus nähert. Das Klima Meran's hatte sich immer des besten Rufes zu erfreuen. Der Brenner, welcher Tirol durchschneidet, bildet sowohl die Wasser-, als Witterungsscheide, so daß in der Regel Meran an den Witterungsveränderungen Italiens Theil nimmt. Die Eigenthümlichkeit der Lage gibt aber dem Klima Vorzüge, wie man sie in einem Gebirgslande unter dieser Breite —  $46^{\circ} 41'$  — nicht erwarten sollte. Aus zahlreichen meteorologischen Beobachtungen des Dr. W a i b l von den Jahren 1830 — 1835 ergibt sich eine mittlere Barometerhöhe von  $26^{\circ} 10' 2$ ; als mittlere Temperatur  $9, 9^{\circ}$  R. Die Zu- und Abnahme der Temperatur geschieht in Meran gleichmäßig. Die kleine Stadt liegt gleichsam an der Gränze des deutschen und italienischen Klima's. Der Winter ist, seiner Temperatur und Heiterkeit nach, italienisch; der Sommer gleicht mehr dem deutschen darin, daß öfters Regen fällt, und die Luft durch Gewitter erfrischt; der Herbst, durch heitere und warme Tage ausgezeichnet, ist auch seiner Dauer nach italienisch; das Frühjahr, welches hier einen deutlichen Uebergang zum Sommer bildet, ist mehr deutsch, da in Italien der Sommer sehr rasch eintritt. In Hinsicht der Luftbeschaffenheit findet man hier die Vorzüge der Gebirgs- und Flächenluft vereint; die Luft der Anhöhen ist rein, mehr trocken, kräftig und bewegt; die der Thalebene hingegen ist weicher, milder und weniger bewegt. Bei Betrachtung der Vortheile, welche kränkliche und kranke Personen aus dem Klima von Meran ziehen können, sind vorzüglich zwei Umstände zu berücksichtigen, nämlich eine mehr gleichmäßige Temperatur und Witterung — und eine große Anzahl heiterer Tage, wodurch es möglich wird, fast täglich in freier Luft Bewegung zu machen. Daher die Kuren, welche gleichzeitig viel Bewegung erheischen, hier auch im Winter fortgesetzt werden können; besonders erfahren Hypochondristen, Gemüthsranke, von Berufsgeschäften erschöpfte, scrophulöse, rachitische, bleichsüchtige, entkräftete Personen den wohlthätigen Einfluß der dasigen Luft und der schönen Natur; jedoch müssen sie, besonders

---

Der Verfasser dieser Schrift hatte, wie er selbst im Vorwort sagt, keineswegs die Absicht, eine vollständige Topographie der Stadt und Umgebung von Meran zu geben, sondern er wollte die Vorzüge des Klimas dieser Gegend den Auswärtigen deutlicher machen, und die mannigfachen Heilmittel andeuten, welche sich den Kranken hier darbieten, womit er gleichzeitig die menschenfreundliche Absicht verknüpfte, den Bewohnern jener Gegend praktische Winke zu ertheilen, die sich auf die allgemeine Gesundheit und den Wohlstand beziehen. Man wird diese Schrift, die so manches Interessante enthält, mit Nutzen und Vergnügen lesen, besonders aber ist sie allen Senen zu empfehlen, welche in Meran die Milch-, M o l k e n- und T r a u b e n z u r brauchen wollen.

Brustkranke, sehr genaue Rücksprache mit ihrem Arzte halten, ob ihnen die Bergluft oder der Aufenthalt im Thale mehr Nutzen gewähren. Zu Meran bietet sich die Gelegenheit zu verschiedenen Kurarten dar, und zwar vor Altem zur Milch- und Molkencur. Die Kuhmilch ist daselbst von besonderer Güte, und man kann sie Früh und Abends frisch gemolken erhalten. Die Molkencur kann hier, früher als sonst irgendwo, meist schon im April beginnen, und bis August fortgesetzt werden. In den nächsten Bergen Meran's finden sich gute Weideplätze, um eine Anzahl Ziegen kräftig zu ernähren, wovon die tieferen schon im April bemäht werden. Sowohl die Kuh- als die Ziegenmilch dient zur Bereitung der Molken. Im Sommer können die Kurgäste auf einem dem Weideplatze näher gelegenen Punkte sich versammeln; bei schlechtem Wetter dienen die bedeckten Gänge in der Stadt zur nöthigen Bewegung.

Was die Molkens- und Milchkur im Frühjahre und Sommer leistet, das thut die Traubencur im Herbst. Der Weinstock ist an einigen Orten der Umgebung vorzüglich gut, und man gewinnt zu Ende August schon vollkommen reife Trauben. Diese Frühtrauben werden von Denjenigen benützt, welche die Kur frühzeitig beginnen wollen, und bis halben November kann man noch die Trauben frisch vom Stocke haben. Man genießt sie während der Kur zweimal des Tages, Früh nüchtern und Abends, worauf man jedesmal mäßige Bewegung machen muß. Einige Kranke bringen es stufenweise dahin, außer den Trauben nichts Anderes zu genießen. Zur Kur dient die weiße Traube; man beginnt mit einer Traube, und steigt nach und nach 4 bis 6 Pfund in einem Tage zu verzehren. Meran ist vermöge seiner guten Luft und Witterung für Mineralwasserkuren besonders geeignet. In dieser Beziehung verdient das wegen seiner Nähe besonders frisch hierher gelangende und häufig getrunkene Wasser von Rabbi genannt zu werden, welches zu den salzig-alkalischen Eisenwässern gehört. In der Nähe von Meran befindet sich das in Tirol am meisten besuchte Bad Mitterbad; die Quelle selbst, aus der das Wasser ins Bad geleitet wird, ist eisenhaltig, und wird nur zu Bädern benützt; außerdem hat die Badeanstalt eine Quelle von ungewöhnlich frischem und vortrefflichen Trinkwasser. In Mitterbad finden sich jährlich zahlreiche Gäste ein, und das Badeleben ist daselbst ziemlich regsam. Auch Verdins im Passireithale hat eine Badeanstalt von Eisenwasser. Zu bedauern ist, daß Meran selbst keine Badeanstalt hat, obwohl die Nähe des sogenannten Badels, einer kalten Schwefelquelle, einigermaßen als Aushilfe dienen und besser benützt werden könnte. — Jeder, der für Schönheiten der Natur empfänglich ist, und seine Forderungen nicht zu hoch spannt, wird mit seinem Aufenthalt in Meran zufrieden seyn. Die Preise für Kost und Wohnung sind billig gestellt, wie man sie in den Provinzialstädten des

südlichen Deutschlands gewöhnlich findet, und es fehlt auch nicht an Männern, denen die Interessen der Fremden am Herzen liegen. —

### Die Wasserscheu der Katzen \*).

In den neuesten Zeiten ist durch die Vorsorge erleuchteter Regierungen die Entstehung der Wasserscheu bereits weit seltener geworden; dieß ermuthigt zu der Hoffnung, daß mit der Zeit jene furchtbare Krankheit aus den civilisirten Ländern verschwinden werde. Allein bis jetzt war das Bestreben der Behörden bloß darauf gerichtet, das Hundegeslecht an Zahl zu vermindern, und einer genauen Aufsicht zu unterwerfen, um hierdurch die mögliche Gefahr zu verringern, und die wirkliche möglichst zu beseitigen. Die Verminderung der Hundezahl kann die Gefahr jedoch bloß dann in gleichem Verhältniß vermindern, wenn — wie einige Schriftsteller \*\*) behaupten — die Tollwuth sich bloß beim Hundegeslecht ursprünglich, d. h. ohne vorhergegangene Ansteckung, entwickelt, und daß alle anderen Thiere und der Mensch nur erst nach dem Biße eines wüthenden Thieres wasserscheu werden können. Nach einer genauen Aufzählung und Prüfung aller bis jetzt bekannt gewordenen Thatsachen kommt Froriep zu dem Resultat, daß die wahre Tollwuth sich bei dem Menschen niemals ursprünglich, d. h., nie anders, als durch Ansteckung erfolge. Um eine Grundlage für den eigentlichen Zweck seiner Untersuchung über die Wasserscheu der Katzen zu gewinnen, stellt er als Resultat der Kritik zahlreicher Fälle den Schlußsatz auf: daß die wahre Wasserscheu sich niemals in Folge des Bißes von Thieren und Menschen entwickelt, wenn diese nicht selbst schon wasserscheu sind; so daß ein Biß von einem bloß leidenschaftlich aufgeregten Thiere oder Menschen, wenn diese selbst gesund bleiben, keine Wuth hervorbringen könne. Nun kommt er auf die wichtige Frage: Kann die wahre Wuth ohne vorausgegangene Ansteckung ursprünglich bei den Katzen entstehen? Daß diese Krankheit bei Katzen überhaupt vorkommt, daran ist nach vielen, von Vaccius, Portal, Hamilton, Cayard, Fothergill, Rossi, Wurzer, Kliff, Colles, Youatt, Franque, Köchlin und so vielen anderen Schriftstellern mitgetheilten Fällen nicht zu zweifeln \*\*\*). We-

\*) In der „Wochenschrift für die gesammte Heilkunde“ theilt Herr Med. Rath, Professor Dr. Froriep, Untersuchungen über die Wasserscheu der Katzen mit, deren Resultat auch für Behörden und Nichtärzte so wichtig sind, daß wir dieselben unseren Lesern in gedrängtem Auszuge mitzutheilen für gut befanden.

\*\*) Galen, J. Mease, Fothergill, Göden, Rudolphi, D. Johnson, Hertwig.

\*\*\*) Im Winter 1830 ward ich des Morgens 5 Uhr eilends zu einer Frau gerufen. Ihr Mann erzählte mir, sie habe gestern Kopfschmerzen gehabt, und bekomme nun, so oft sie die ihr gestern Abends von einem andern Arzte verschriebene flüssige Arznei nehmen wolle, schon bei dem bloßen Anblick die heftigsten Convulsionen. Bei der dama-

denkt man, daß von dem ganzen zahlreichen Razengeschlecht (weder beim Luchs, noch bei den Katzenartigen Thieren der außereuropäischen Länder) niemals ein Fall von Tollwuth vorkommt, während alle Arten des Hundegeschlechtes, Wölfe, Füchse und Schakals fast in gleichem Maße, wie die Hunde selbst, der Wuth unterworfen sind, so muß man es als unwahrscheinlich betrachten, daß sich die Wuth bei Katzen ursprünglich erzeuge. Alle Fälle, die Frorierp nur auffinden konnte, schienen ihm diese Ansicht zu bestätigen, und wenn auch in neueren Zeiten behauptet wurde, daß Katzen wüthend werden können, und durch ihren Biß Wasserscheu hervorbringen, wenn man ihnen zu früh ihre Zungen nimmt, so sind die dafür sprechenden Thatsachen keinesfalls beweisend. — Die große Häufigkeit der Wuthkrankheit unter den Katzen erklärt Peter Frank aus der Feindschaft und Verfolgung der Hunde gegen jenes Thiergeschlecht, eine Ansicht, der sich Wendt anschließt, indem es sich, wie er erzählt, bei genauer Untersuchung eines Vorfalls zu Bern, wo viele Katzen toll wurden, ergeben hatte, daß die ersten toll gewordenen Katzen von einem tollen Hunde gebissen wurden. Hertwig erklärt das häufige Tollwerden der Katzen dadurch, daß sich das Beißen der wüthend werdenden Hunde zuerst und am heftigsten gegen Katzen, dann erst gegen Hunde und andere Thiere, und am spätesten gegen die Menschen äußere. Daß es aber in der Regel nicht bemerkt wird, wenn eine Katze von einem Hunde gebissen wird, rührt daher, daß die Katzen immer allein und ohne Aufsicht umherschweifen, und so oft von ihren Bißereien mit anderen Katzen verwundet in die Wohnstuben zurückkehren, daß selbst von der zärtlichsten Katzenfreundin solchen Wunden nicht weiter nachgespürt wird. Das praktische Resultat dieser Untersuchungen betrifft vorzüglich die Beantwortung der wichtigen Frage: Sind Polizei-Maßregeln in Rücksicht auf Wasserscheu der Katzen nöthig und anzuwenden?

(Der Beschluß folgt.)

ligen sehr strengen Winterkälte ahndete ich den Ausbruch der Wasserscheu. Ich fand die Frau, im Bette sitzend, bei vollem Verstand, ihren Säugling an der Brust und über keinen Schmerz klagend. Als ich ihr versuchsweise von der flüssigen Arznei etwas eingeben wollte, zeigten sich die heftigsten Zuckungen, die sich sogleich legten, wenn ich die Arznei weggab, aber alsbald bei dem Anblick von etwas Wasser nur noch stärker wurden. Ich war um so mehr außer Zweifel, mit welcher Krankheit ich es zu thun habe, als der Mann mir auf ernstliches Befragen in Gegenwart eines Arztes und eines Magistratsbeamten das Geständniß ablegte: Seine Frau sei vorigen Sommer von einer Katze in den Daumen der rechten Hand gebissen worden; habe die Wunde vernarben lassen u. s. w., und fühle seit wenigen Tagen Schmerzen in der Narbe, die noch deutlich zu sehen war. Die Katze wurde damals getödtet. Meine Ahnung bestätigte sich. Nach wenigen Stunden brach die Tollwuth bei der Unglücklichen in der schrecklichsten Form aus, und Mittags desselben Tages ward sie ein Opfer. Das unter strenge Aufsicht gestellte Kind blieb, wenigstens so weit mir bekannt wurde, durch mehrere Jahre gesund.

D. Red.

## Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

## V.

Einem großen Arzte ist Vieles möglich; nur zwei Dinge vermag auch der Scharfsinnigste nicht: Daß der Kranke, den er zu heilen übernimmt, nicht zweifelsüchtig am Arzte gemacht werde — und daß die Umgebungen alles Das, bei dem Kranken ausführen, was er mit Wärme ihnen ans Herz legt. Der unerfahrene Arzt vermag Beides noch weniger, besonders wenn es ihm nur um die Kundschafft zu thun ist. Denn unter seiner Anordnung eilt Jeder sich den guten Erfolg zuzueignen, die Maßregeln nach Gutbefinden einzuleiten, und denkt, er verstehe es so gut als der Unerfahrene, den er heimlich verlacht.

## VI.

Das größte Spottgedicht auf die Reichen machen ihre Prachtzimmer, wenn sie in denselben krank darniederliegen. Alles, was sie da vor sich stehen und hängen sehen, erinnert sie an Ueberfluß, Luxus, Ausschweifung, kurz an die Quelle ihrer Leiden; Alles predigt da dem kranken Besizer, der dem blendenden Geräth kein vertrauliches, menschliches Verhältniß abgewinnen kann, tiefe Reue über Vergangenheit. Alles scheint da so unnöthig und überflüssig zu seyn, daß man sich wundert, wie man wegen des Erwerbes solchen Ueberflusses sich abbemühet, und sich gleichzeitig ärgert, daß aller eitle Prunk dennoch nicht helfen kann.

## VII.

Es gehört viel dazu, daß sich ein Arzt, der die Wahrheit liebt, und dem, wie man zu sagen pflegt, das Herz leicht überfließt, in der Gunst des Publikums erhalte. Besonders schwer wird er sein Glück bei der großen Welt machen. Hatte er noch das Unglück, die Masken der feinen Welt aus Unerfahrenheit für Wahrheit zu nehmen — oder ist er durch den moralischen Panzer, der sein Herz umgibt, aller geschmeidigen Nachgiebigkeit, aller feineren Politesse unfähig, und dabei edel, rasch fühlend, offen, wahrhaft und bieder, so will ich ihm Glück wünschen — ob er es aber machen wird, ist eine andere Frage. Alle großen Arzte haben es redlich mit der Menschheit gemeint, ihr auch große Wahrheiten gesagt — aber ihr Bitteres, wie in Rezepten, immer in etwas Syrup eingehüllt. Der Mensch kann nun einmal die Wahrheit ohne Oblate nicht hinunterschlucken.

(Wird fortgesetzt.)

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Folge

d e r

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 68.]

Donnerstag, den 24. August.

[1837.]

Inhalt: Die Ferien. — Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfluscherwesens. — Die Wasserseuchen der Kagen. —

## Die Ferien.

(Ein Wort an studirende Jünglinge.)

(Vom Redacteur.)

— — Vires instigat alltque

Tempestiva quies, major post otia virtus.

Stattus.

Studirende können die schöne Zeit der Ferien kaum erwarten, um von der Plage des pedantischen Treibens in der Schule ein wenig auszuruhen, und einige Zeit, wie man zu sagen pflegt, sich selbst zu leben. Wohl ihnen, wenn sie die ganze Wichtigkeit dieser Muse einsehen, und bei ihr jedes Mal das schöne Ziel unseres Motto vor Augen haben: „Diese Zeit der Ruhe zur Stärkung und Belebung ihrer Kräfte redlich zu benützen.“ Major post otia virtus. Frischer Muth für die Anstrengung des nächsten Jahres — Erhebung des Geistes zur Befestigung neuer Hindernisse, hält der Römer für die reinste Frucht gepflogener Ruhe. Jünglinge können nicht streng genug darüber wachen, daß sie in der Ferienzeit nicht mehr verlernen, als sie durch das ganze Schuljahr erlernt haben. Sorgen sie nicht redlich dafür, daß der Thätigkeitstrieb ihres jugendlichen Blutes angemessene Nahrung finde — so sind sie entweder der Pest der Langeweile oder der Gefahr eines regellosen Herumschlenderns ausgesetzt. Durch beides impfen sie dem Mark ihrer Jugendkraft ewiges Siedthum ein, und ihr Geist wird für alle Zukunft erdrückt.

Wie sollen sie die Ferienzeit benützen, um neugestärkt in die Schule und von da einst wohlgerüstet ins Leben treten zu können? Oder vielmehr, welcher Gedanke lag der Einführung dieser Ruhezeit zum Grunde?

Bedenkt man, wie viel der Jüngling jetzt erlernen muß, um einst für die Welt und ihre Forderungen brauchbar zu seyn, so muß man nur bedauern, daß mit der wachsenden Summe der Kenntnisse, die den Geist bereichern, die Zeit für körperliche Uebungen immer sparsamer zugemessen wird. Wie viele Stunden sitzt der Studirende täglich im Hörsaale — wie viele zu Hause beim Schreibtische oder am Buche! Kaum bleibt ihm während des Schuljahres hinreichende Zeit, um Reiten, Lanzen, Schwimmen oder irgend eine andere gymnastische Uebung zu erlernen. Die Zeit der Ferien kann also für Gymnastik benützt werden. —

Ich kenne viele Jünglinge, deren Sinn für die freie Natur und ihre mannigfachen Schönheiten durch das ewige Brüten über Kathederhefte fast ganz erloschen ist. Durch ununterbrochenes Einathmen der Stubenluft, durch fortwährendes Lesen in todten Büchern verlernen sie nach und nach das Bedürfniß eines freien Athemzuges in Gottes freier Luft. Sie vergessen die Sprache der Natur, ihre heitige Schrift und Züge, und entfremden ihren Sinn für Größe, Hoheit und Pracht der Schöpfung. Da denkt man das ganze Jahr hindurch an kein Besteigen eines Berges, an kein Aufsuchen einer Pflanze, an keine Beobachtung der segensreichen und belehrenden Ebbe und Fluth im Leben der Jahreszeiten, an keinen erhebenden Anblick reizender Natur-Schönheiten! Die Zeit der Ferien kann für Bildung und Veredlung des Sinnes, für Naturanschauung benützt werden. —

Zu Hause lebt der Jüngling immer unter dem Schutze der Aeltern. Diese sorgen für seine Bedürfnisse; er kennt nicht das, was man „Entbehren“ nennt. Die Sorgfalt, die in der Heimat sich seiner stets annimmt, verwöhnt, verweichlicht ihn; jeden Tag findet er vorbereitet, was er braucht. In den Ferien soll er entbehren lernen. Die kleinen oder größeren Reisen, die er dann macht, sollen nicht nur seinen Körper üben, seinen Sinn für Naturschönheit erhöhen, sondern auch ihn manche Entbehrung in Kost und Lager fühlen und ertragen lehren, ihn abhärten, und an Geduld und Mäßigkeit gewöhnen. Das Mutterföhnchen soll durch Reisen dem verweichlichenden Kreise gewohnter Bequemlichkeit entrisfen werden, das härtere Leben außer dem väterlichen Hause kennen lernen, und so werden ihm die Ferien eine Schule der Mäßigkeit seyn. —

Jünglinge, die sich das ganze Jahr nur im genau vorgeschriebenen Kreise der Schule und deren pedantischem Schlendrian bewegen konnten und durften, sind in Gefahr, diese Schulwelt als Maßstab des Lebens anzunehmen. Ihr Gedankenvorrath wird arm, kleinlich; ihr Beobachtungsgeist erschlafft. Findet zur Ferienzeit ihr Trieb nach Beschäftigung nicht hinreichende Nahrung, so verfallen sie in einen entnervenden Müßiggang, der um so ge-

fählicher ist, je mehr er Muse zu Gedanken und Handlungen gewährt, die, eine Ausgeburt der Einsamkeit und Finsterniß, mehr als einem Jüngling das Mark seines Lebens verzehrten. Die Zeit der Ferien muß also mit irgend Etwas ausgefüllt werden, wodurch das jugendliche Streben nach Thätigkeit Nahrung finden könne. Da aber die Schule derlei Nahrung nicht gewährt, so muß der Jüngling selbst erfinden, schaffen, denken, um sich zu beschäftigen; seine Selbstthätigkeit muß geweckt werden, damit er die Kunst lerne und übe, auch ohne Schulzwang seine Zeit auszufüllen, sie gehörig und zweckmäßig einzutheilen. Kann er aber das, ohne über sich selbst zu wachen, und ohne Selbstthätigkeit? Die Ferien sollen also das Gefühl der Selbstständigkeit, der Selbstbeobachtung, der eigenen Kraft im Jüngling erhöhen, und ihn den Werth der Zeit lehren. Sich selbst überlassen, nur von Ferne von dem väterlichen Blick des Erziehers bewacht, in voller Freiheit und Herr seiner Zeit, soll er sich selbst und seinen inneren Richter vernehmen, sich selbst scharf bewachen, die Gefahren des eiteln Müßigganges fürchten, sich zu großen Absichten in der selbstgewählten Einsamkeit erwärmen und stärken, sich anbietende Sinnengenüsse zurückweisen, und seine Kraft des Widerstandes üben.

Wird er immer gymnastische Uebungen treiben, auf Berge steigen, in der freien Natur leben, dem häuslichen Kreise und der Aufsicht sich entziehen, entbehren lernen, und selbstständig zu werden trachten? Nein! Er wird sich auch im Hause Genüsse bereiten, die den Menschen veredeln, und seinem Geiste die schönsten reinsten Freuden gewähren. Familienleben, Musik, Poesie, Geschichte, werden ihn vor der Plage der Langeweile schützen. Erhebende Betrachtung der Natur und ihrer Wunder wird ihm die Einsamkeit verflüßen; das Lesen gediegener Schriften seinem Herzen gesunde Nahrung geben. Mir schlug immer das Herz vor Freude, wenn ich zur Ferienzeit einen Jüngling bei einem großen Römer, Griechen oder Deutschen in stiller Einsamkeit fand; wenn ich sah, wie er sich jeder Zerstreuung, die ihm frei stand, entzog; sich aus einer Welt, die ihm zu klein war, herausriß, um aus einer längstenschwundenen Zeit sich Männer herbeizuzaubern, deren Schriften ihn für alles Große erwärmten, deren thatenreiches Leben ihn begeisterte. Mit Kraft und großen Anlagen werden solche Jünglinge große Männer, wenn sie auch alle Jugendfreuden wegbrummen. Allerdings härten sie zur Ferienzeit ihren Körper durch Lust und Bewegung ab; wagen Alles und thun Alles, damit er jede Geistesarbeit aushalte; aber nie verläßt sie ihr Haß gegen Zeitverschwendung; nie vergessen sie ihren Geist mit Bildern der Vor- und Mitwelt zu erfüllen, und zur Nachahmung anzuspornen. Das beste Schutzmittel gegen Abwege zur Ferienzeit scheint mir daher so-

wohl das Lesen trefflicher Schriften überhaupt, als auch Lebensbeschreibungen großer Männer insbesondere, die als reine Muster dem jugendlichen Gemüthe stets vorschweben. Der Jüngling, der mit seinem Plutarch oder Nepos in der Hand ins Freie geht, wird gewiß mit mehr Kraft das neue Schuljahr beginnen, als Derjenige, der mit süßthuenden Romanen seine Phantasie besieckt und vergiftet; der mit Schmähsucht, Tabakrauchen, Narrenspößen, Wein, Zotten und Unsitte seine Zeit ausfüllt; der Tag für Tag in rauschender Lustbarkeit schwärmt und wirbelt. Der edle Jüngling wird seine Ferienzeit zwischen belehrender, Körper und Geist stärkender Thätigkeit in stiller Einsamkeit und dem süßen Umgange mit großen Menschen — lebenden und todt — theilen. Weltumgang ist von unaussprechlichem Nutzen zur Bildung junger Leute — aber auch öftere Einkehr in sich selbst dürfen sie nicht fürchten. Werden sie so mit edler Sorgfalt ihre Ferienzeit benützen, wie gestärkt und neu belebt werden sie zu ernstesten Studien, zu den Arbeiten des neu beginnenden Schuljahres zurückkehren, und erst recht fühlen, was das heißt: „Major post otia virtus.“

### **Beiträge zur Geschichte des Heil- und Pfluscherwesens \*).**

#### IV.

In einer der letzten Sitzungen der medicinischen Akademie in Paris machte Herr M. Cornac einen energischen Ausfall gegen die schreienden Mißbräuche, zu denen die in Frankreich gegen Geheimmittel bestehende, aber lückenhafte Gesetzgebung täglich reichliche Gelegenheit gibt. Zur Bestätigung seiner Klagen führte Herr Cornac Personen und Thatfachen mit einer Freimüthigkeit an, die mehr gelobt als nachgeahmt werden dürfte; die aber einen so tiefen und allgemeinen Eindruck auf die versammelten Mitglieder machte, daß die Akademie noch während dieser Sitzung einstimmig beschloß, bei den betreffenden höheren Behörden die geeigneten offiziellen Schritte zu thun, und im Namen der heiligsten Interessen der Menschheit und der Sittlichkeit gegen genannte Mißbräuche feierlichst einzuschreiten. „Wir können nur den Unwillen der Akademie theilen (sagt der französische Berichtstatter), und müssen diesen muthigen Entschluß vollkommen billigen; ja wir hoffen sogar, daß dieser Schritt einigen Nutzen stiften wird; aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß er das Uebel nur mittelbar angreifen wird, und daß die gerügte Geheimmittelkrämerei so lange ihr Unwesen im Dunklen und bei hellem Tageslicht treiben wird, als die dießfalls in Frankreich bestehende Gesetzgebung nicht eine neue Gestalt erhalten wird. So angesehen

\*) Siehe Nr. 31, 34 und 38 dieser Zeitschrift.

und einflussreich das moralische Ansehen der medicinischen Akademie seyn mag, so wird sie doch mit Ohnmacht und erfolglos gegen die vielköpfige Hydra, Charlatanismus genannt, ankämpfen, so lange dieser sich unter dem Schuß eines positiven Gesetzkartells flüchten kann.“ — Wir wollen nun dem unparteiischen Leser die Thatsachen vorführen, welche zu oberwähntem Antrag des Herrn Cornac Anlaß gegeben haben \*).

Vor kurzer Zeit hatte das Ministerium des Inneren der Akademie ein Gutachten über eine Pillenmasse, die ein Herr Fortin bereitete, abverlangt. Nach einer gewissenhaften Untersuchung erkannte die Akademie diese Pillen als der öffentlichen Gesundheit nachtheilig, und übermachte dem Minister ihr wohlbegründetes Gutachten hierüber. Wenige Tage darauf liefert Herr Cornac im Gesetzesbulletin (Bulletin des Lois), daß Herr Fortin ein Patent über eine von ihm erfundene Pillenmasse erhalten habe, wobei gleichzeitig der Gebrauch derselben mit Lob angeführt wird. In demselben Bulletin findet Herr Cornac noch ein anderes Patent zum Verkaufe eines neuerfundenen Syrops. Diese letztere Erlaubniß war ihm um so auffallender, als die medicinische Akademie eben erst ein Schreiben des k. Procurators vom k. Gerichtshofe zu Paris erhielt, worin diese Behörde der Akademie die offizielle Mittheilung macht, daß drei berühmte Aerzte, deren Name angeführt wird, wegen ungesetzlichen Verkaufes von Geheimmitteln zu Strafen verurtheilt worden. Nun aber figurirt sonderbarer Weise gerade der Name des Erfinders des eben patentirten Syrops unter den drei Bestraften. „Das sind doch Widersprüche (ruft Herr Cornac aus), die den festesten Kopf verwirren, und die geduldigste Sanftmuth außer Fassung bringen können. Der französische Minister befragt, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, die Akademie über den Werth und heilkräftigen Gehalt eines Mittels; diese antwortet dem Minister, daß das Mittel nichts taue, und unmittelbar nach dieser Formalität bewilligt der Minister, der gesetzlichen Vorschrift gemäß, eine förmliche Befugniß, das Medicament an allen Ecken verkaufen zu dürfen. Das Ministerium verfolgt und verurtheilt im Namen des Königs den nicht befugten Verkäufer eines Geheimmittels zu Strafen, und acht Tage darauf ertheilt der Minister eben diesem verurtheilten Verkäufer im Namen des Königs ein Patent zum öffentlichen Absatz seines Mittels.“ Diese Widersprüche, meint der Berichterstatter, seien die natürliche Folge der mangelhaften medicinischen Gesetzgebung in Frankreich. Der königl. Procurator und der Minister —

\*\*) Wir sagen: dem unparteiischen Leser, weil es leider — das Warum wollen wir ein anderes Mal besprechen — jetzt an der Zeit und Mode zu seyn scheint, gegen Aerzte und ihre Kunst mit Parteilichkeit aufzutreten.  
D. R e b.

Beide seien in ihrem Recht. Es gebe wohl Gesetzesartikel, die dem Minister vorschreiben, die Akademie über eingeschickte Geheimmittel zu befragen — aber es bestehen nebenbei andere Gesetzesartikel, die dem französischen Minister die Vollmacht geben, Erfindungspatente allen denen zu ertheilen, welche um dieselben in gesetzlicher Form einschreiten; die Erfindung eines Arzneimittels sei also durchaus durch keine gesetzliche Vorschrift verboten; während also der eine Paragraph den Verkauf der Geheimmittel verbiete, erlaube ein anderer Paragraph des Gesetzbuches den Verkauf der neuerfundenen Mittel, solcher nämlich, die durch ein gesetzliches Patent als neu erfunden anerkannt sind. Dieser grelle Widerspruch müsse daher allen Unternehmungen dieses Gelichters Thür und Thor öffnen. „Wann wird diesem Unfug gesteuert werden? (ruft er wehmüthig aus.) Das läßt sich kaum absehen! Man vertröbet uns arme französische Aerzte von Tag zu Tag mit bevorstehenden Reformen — aber ein Narr der Arzt, der diesen Versprechungen traut. Der Schritt der Akademie bei dem Ministerium, um die oben gerügten grellen Widersprüche nachzuweisen, wird kaum irgend eine entscheidende Folge haben, da die Mangelhaftigkeit des Gesetzes hier den Charlatan in Schutz nimmt; wenn auch die Akademie das Mittel als schädlich verwirft, so kann dennoch die *Neueit* desselben nicht bestritten, daher ein Patent darauf gegeben, und als neuerfundenes selbes verkauft werden. Nur eine Umgestaltung unserer Medicinal-Gesetze kann uns vor solchen mit uns gespielten Komödien retten.“ Der Berichterstatter macht daher den Vorschlag, daß die Akademie sich mit einer dießfälligen Writtschrift (*Pétition*) an die bestehende Gesetzgebung wenden, und ihr die Dringlichkeit einer Reform ans Herz legen möge. „Allein (sagt er) dieser Plan ist nur ein Kind der Einbildungskraft — ich vergesse, daß zu einem solchen Schritt von Seiten der Aerzte ein *Gemeingeist* nöthig ist, der leider unter ihnen erstorben ist; ich vergesse, daß solche Entschliesungen bei dem ärztlichen Stande eine Einigkeit, eine *Harmonie* der Gesinnung, eine Charakterfestigkeit, eine edelsinnige Empfänglichkeit für die Ehre und die Interessen Aller, kurz eine Kraft und Energie voraussetzen, die in Frankreich schon lange nicht besteht. *Dü Omen avertant!* \*). Unter dem Schutze einer verworrenen medicinischen Gesetzgebung herrscht der Charlatanismus überall, und breitet mit einer Kühnheit seine Fittige aus, daß er Jedem, der ihn anzugreifen wagt, *Stillschweigen* gebietet. Es leben jetzt Charlatane in Paris, die, wenn man ihre falschen Künste öffentlich angreift, und ihre Geheimmittel der verdienten Schande preisgibt, mit dem Gesetzesartikel in der Hand, *Genugthuung* verlangen, und sich eine angemessene Entschädigung

\*) Amen!

für das moralische Unrecht bezahlen lassen, das man ihnen in der öffentlichen Meinung angethan hat." Der Berichterstatter fordert nun die französischen Aerzte zur Einigkeit auf, und legt ihnen mit aller Wärme die Wichtigkeit einer gesetzlichen Reform in Bezug auf das Pfluscherwesen ans Herz. »Da es sich (sagt er) um eine Frage handelt, die die ganze bürgerliche Gesellschaft betrifft, und bei welcher die heiligsten Interessen unseres Standes zu vertheidigen sind, so müssen wir allen ängstlichen Egoismus beseitigen, und der öffentlichen Meinung vertrauen; denn jeder wahrhaft aufgeklärte Mann wird begreifen, daß hier nicht eine bloß für den Augenblick abhelfende und illusorische, sondern eine von Grund aus, und dem Bedürfnis der Gesellschaft entsprechende Gesetzgebung eintreten müsse — das Bedürfnis der Gesellschaft ist aber, daß der öffentliche Gesundheitszustand nicht von jedem patentirten Charlatane gefährdet werde.»

### Die Wasserscheu der Katzen.

(V e r s c h l u ß.)

Da die Katzen, wie wir nun gesehen, besonders leicht zur Verbreitung der Wuth beitragen; da sie namentlich in den letzten 30 Jahren in Deutschland und in der Schweiz sehr häufig die Wuth auf Menschen, als mittelbare Träger, fortpflanzten, so scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß das Einschreiten der Medicinalbehörden diesfalls nöthig sei. Während das Hundegeschlecht die ursprüngliche Quelle der Wasserscheu ist, können die Katzen als die häufigsten Verbreiter derselben betrachtet werden, weil auf sie die Wuth der Hunde zuerst gerichtet ist, sie in der Regel nicht unter Aufsicht sind, und nach einem Biß nicht so leicht eingesperrt werden können, als die Hunde. Froriep macht daher den Vorschlag, bei Verordnungen, die in Bezug auf die Wuth der Katzen zu erlassen wären, folgende Hauptpunkte zu berücksichtigen.

1. Die Zahl der Katzen ist überhaupt möglichst zu vermindern. Diese Maßregel sei um so thunlicher, als die Katzen einen weit geringeren Nutzen für die Menschen haben, als die Hunde, und da selbst dieser Nutzen theils durch Mäufefälle, theils durch leichter zu controllirende Hunde (sogenannte Mattenfänger) fast vollkommen ersetzt werden können. Die Verminderung der Katzenzahl würde (wie Froriep glaubt) durch eine Katzensteuer und durch eine strenge Verordnung wegen der Tollwuth der Katzen leicht zu erreichen seyn. Hierbei sei jedoch nothwendig, daß das Publikum selbst für die strenge Ausführung dieser Verordnung auf zweifache Weise interessirt würde, nämlich durch Mittheilung der vielen Fälle von Wasserscheu in Folge von Katzenbiß, und durch Mittheilung der günstigen Resultate, welche durch die Hundesteuer bereits erreicht wurden.

2. In einem Orte, in welchem ein toller Hund, Wolf, oder Fuchs, oder eine tolle Kaze gewesen ist, müßten sogleich ohne Ausnahme alle Kagen entweder getödtet, oder auf vollkommen sichere Weise 4 Wochen lang eingesperrt werden. Diese energische Maßregel ist bereits mehrere Male in Ausführung gebracht worden; z. B. in Oesterreich in Groß-Enzersdorf \*) und in der Schweiz zu Bern. Da wo die Kagen nicht ganz entbehrt werden können, z. B. in großen Magazinen, müßten, im Falle der zu befürchtenden Wuth, so viel eiserne, mit einem festen Drathgitter verwahrte Käfige vorräthig seyn, als überhaupt Kagen gehalten werden. Diese Käfige müßten den einzelnen Kagen zum beständigen Aufenthalt dienen, um dieselben in vorkommenden Fällen leicht einzufangen, und 4 Wochen lang eingeschlossen halten zu können.

3. Ist eine Kaze von einem wuthverdächtigen Thiere gebissen worden, so ist sie ohne Ausnahme zu tödten.

Endlich ist es 4. von größter Wichtigkeit, die Erkennung der wirklichen Tollwuth einer Kaze möglichst zu erleichtern, und zwar dadurch, daß das Publikum über die wesentlichen Symptome, durch welche sich die Wuth bei Kagen äußert, belehrt werde, was leider bis jetzt nur unvollkommen geschehen konnte, da nur noch wenig Zuverlässiges hierüber bekannt geworden ist. Dieser mangelhaften Kenntniß von der Natur der Erscheinungen bei wüthenden Kagen könnte aber am besten dadurch abgeholfen werden, daß über die Wuth der Kagen ähnliche Untersuchungen in den Thierarzneischulen veranlaßt würde, wie über die Wuth bei Hunden; ferner dadurch, daß sämtliche Medicinal-Personen von den höheren Behörden aufgefordert würden, in vorkommenden Fällen ihre volle Aufmerksamkeit auf die Entstehung der Wuth, und auf deren Erscheinungen zu wenden, und die Ergebnisse ihrer Untersuchungen an die betreffende Behörde einzusenden. Für nicht minder erspriesslich zur Erweiterung unserer diesfälligen Kenntnisse, und daher für das allgemeine Wohl hält es Froriep, eine der Wuth verdächtige Kaze zuerst unschädlich zu machen, und dann ferner zu beobachten; dasselbe müßte auch geschehen, wenn sie Menschen gebissen, oder ein Thier auf ungewöhnliche Weise angefallen hat. —

\*) Siehe Friisch's Geschichte der Hundswuth. Wien 1781, pag. 42.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 69.]

Montag, den 28. August.

[1837.]

Inhalt: Wasserwuth und Wasserangst. — Ueber Armenwesen und Armenpflege. — Aus dem Tagebuch eines Arztes.

## Wasserwuth und Wasserangst.

(Von Dr. Alois Zeitleles.)

I.

Sine ira et studio.

Tacitus.

Unsere Zeit ist krank, sehr krank, wer mag es läugnen? Täglich zeigen sich neue Symptome dieses Uebels, stündlich brausen neue Blasen auf in diesem allgemeinen Gährungsprozesse, und selbst in den friedlichen Hallen der Musen ist die Seuche eingedrungen, und verschlingt Göttinnen und Priester.

Ein Hauptsymptom dieser allgemeinen Zeitkrankheit ist die Systemsucht, nicht derer, die berufen sind, Systeme zu schaffen und zu prüfen, sondern derer, die außerhalb den Mauern der Akademien als friedliche Zuschauer sonst lebten, und höchstens genießend Theil nahmen an den Opfern, die der Kunst und Wissenschaft von den Eingeweihten gespendet wurden.

Meister X, der eben kein sonderlicher Mechanikus ist, hat nichts Besseres zu thun, als den Staat auf seine Drechselbank zu bringen, und nach seiner illustren Idee ein ganz vollkommenes Staatchen daraus zu drehen, worin Alles klappt und paßt, Ein- und Ausfuhr, Geseze und Finanzen, Krieg und Frieden, das aber gleich stille steht, wenn man vergißt, das Uhrwerk täglich aufzuziehen, und ein Mädchen ein Zähnen verliert.

Madam Z. hat es stark auf die Theologie abgesehen. Supernaturalismus und Rationalismus, alte Liturgie und neue Legende, mythischer und historischer Glaube, Alles wälzt sich in dem Lockenköpfchen durcheinander, und findet seine Ausgleichung darin, doch will Niemand an ihre Unfehlbarkeit glauben — als ihr Gemahl.

Sollte ich alle die mit Buchstaben bezeichnen, die nun gründliche Aerzte sind, über medicinische Systeme und Methoden aburtheilen, und Kranke jeder Art zu heilen, sich am berufendsten fühlen, müßte ich zu einem Alphabet ohne Ende meine Zuflucht nehmen. Alles ist jetzt Arzt, Alles entscheidet in letzter Instanz über medicinisches Wissen und Nichtwissen, und je derber die Farben aufgetragen sind, je einseitiger die Ansichten, je unwissender das Wissen, desto plausibler der Humor, je gründlicher die Ignoranz, desto größer das Staunen, wie ranziger Käse abgestumpfte Gaumen mehr reizt, als die milde Kost, die den Gesunden nährt und stärkt. Täglich tauchen neue Thorheiten aus diesem Ocean der Unwissenheit, Seichtigkeit und Unverschämtheit auf, und wir Aerzte haben mehr mit dem Abwehren des uns von Außen aufgedrungenen Unziemlichen und Verderblichen, als dem Schaffen und Aneignen des Nothwendigen und Nützlichen zu thun.

Diese Fluthen der medicinischen Aferweisheit haben sich in der neuesten Zeit durch das kalte Wasser zu einer wahren Sündfluth vereinigt. Es regnet mehr als vierzig Tage und vierzig Nächte, nicht sowohl Wasser als Wasserbücher, Wasserkuren, Wasserärzte, und Pindars schöner Ausspruch: „das Wasser ist das Beste,“ ist nun zur Parodie, ja zur Krankheit unserer Tage geworden, die ich nicht besser glaube bezeichnen zu können, als wenn ich sie die Wasserwuth (Hydromania) heiße, und ihr neben der Monomanie unter den Geisteskrankheiten den Platz anweise. Was soll nicht Alles das Wasser thun und leisten? Es soll nicht nur alle Krankheiten wegschwemmen, sondern alle Arzneien, alle Aerzte, alles medicinische Wissen, die Frucht zweitausendjähriger Anstrengung der größten Geister überflüssig machen. Hippocrates, Galen, Sydenham, Friedrich Hoffmann, Boerhave, Swieten, Stoll, Frank haben umsonst gelebt, unter unfäglichen Aufopferungen und Gefahren Tag und Nacht geforscht, Mühsale und Kummer getragen, alle Früchte ihres überreichbegabten Geistes Jahre lang angestrengt, um nun von Unwissenheit, Thorheit und Undankbarkeit angebellt zu werden, um als kindischer Aberglaube in die Plunderkammer geworfen zu werden von Puppen und Püppchen, die allerdings das Abwaschen nöthig haben, besonders unter der Nase und hinter den Ohren.

Ich will von der Verächtlichkeit jener, die die Sache zu einem Handwerk machen wollen, nicht sprechen, denn paupertas meretrix ist ein altes Sprichwort, und der Armseligkeit ist jedes Mittel gerecht, das die Hoffnung darbietet, die Blöße zu decken, und den leeren Magen zu füllen. Ich spreche hier bloß von den Dilletanten in der Wasserwuth, die heute ein Büchelchen für einige Groschen kaufen, und morgen vollen-

dete Wasserdoctoren sind, die große und doch so compendiöse Weisheit predigen, wie man für alle Krankheiten Wasser, für die Gesundheit Wasser, für Leben und Sterben Wasser, und nichts als Wasser bedürfe. Celsus sagt: „Es ist nicht neu, daß man in manchen Krankheiten Blut lasse, aber in allen Krankheiten Blut lassen, das ist neu.“ Wir können vom Wasser dasselbe sagen. Das Wasser war zu allen Zeiten ein großes Heilmittel als Bad, als Waschung, als Getränk. Die größten Aerzte haben dies stets erkannt, und ich nenne für Alle der Größten Einen, den nie genug zu bewundernden Friedrich Hoffmann, der bereits vor anderthalb Jahrhunderten über Mineral- und Brunnenwasser so licht- und erfahrungsvoll, so bestimmte und vorurtheilsfrei geschrieben, daß noch heute seinen goldenen Worten hierüber wenig mehr zuzugeben ist, und daß auch in dieser Beziehung die wahren Worte eines großen noch lebenden medicinischen Schriftstellers ihre Anwendung finden, der, von der Hypochondrie und Hoffmanns Ansicht hierüber handelnd, hinzusetzt: *post quem de hac materia scribere fere pudet.*

Aber keinem vernünftigen, erfahrenen und besonders gewissenhaften Arzte ist es je eingefallen, irgend ein Heilmittel, also auch nicht das Wasser als *Universalmedicin* anzupreisen, und den Glauben an eine rationelle Behandlung der Krankheiten durch eine eben so thörichte als unverschämte Einseitigkeit verdrängen zu wollen. Diese Blasphemie ward unseren Tagen aufgesparret; den traurigen Ruhm eines so verderblichen Wahnwizes haben nebst anderen hierher gehörigen Sachen und Säckelchen nur unsere Zeitgenossen sich vorbehalten. Zu einer Zeit, wo die Aerzte, nämlich solche, die es in der That, nicht nur dem Namen nach sind, von jeder Systemsucht sich frei machen, wo die treue, vorurtheilsfreie Beobachtung der Natur das einzige Symbolum unter den begabteren Priestern Aesculaps geworden, ist es um so trauriger, zu sehen, wie die Laien in das Labyrinth der Systeme, Methoden und Einseitigkeiten sich drängen, und den Frieden von Außen stören, der von innen nach mühevollen Kämpfen auf lange Zeit errungen schien.

„Aber das kalte Wasser ist ein unschuldig Mittel,“ höre ich Tausende rufen, „warum dagegen eifern?“ — Ich eifere nicht dagegen, ich eifere dafür. Eben weil es Heilmittel, ein wirkliches Heilmittel ist, so ist es nicht indifferent, nicht unschuldig; weil es großen, durch kein anderes Medicament zu ersetzenden Nutzen leisten kann, kann es auch großen, unberechenbaren Schaden anrichten; es kann eben so gut tödten, wie es belebt. In der Hand des Kundigen ein göttliches Werkzeug, kann es in der Hand des Unverständigen zu Gift werden. Das Feuer wärmt, belebt und schafft in der menschlichen Betriebsamkeit, von Weisheit geleitet, anstaunenswürdige Wunder, unberechenbaren Nutzen. Aber ein Kind, ein Thörichter, ein Bösewicht, kann diese Himmelsgabe zum Verderben von Tausenden anwenden.

Ist es mit der Luft anders? Sie erfrischt unser Blut, unser Athem ist nur durch sie möglich, und Alles, was lebt, gedeiht nur in ihr. Aber als Mephitis bringt sie den Tod, als Orcan verwüßt sie Städte und Länder, in ihrer eisigen Kälte erstarrt alles Leben. Soll es mit dem Wasser anders seyn? Hat nur dieß allein das Vorrecht, stets zu nützen, nie zu schaden? Ich und jeder praktische Arzt kann von dem Nutzen des kalten Wassers hinlängliche Kunde geben; aber wir können euch nun auch manch ein Lied singen von dem furchtbaren Schaden dieses am unrichtigen Orte, zur unrichtigen Zeit angewendeten Medicamentes. Kranke, die noch Jahre lang zu Wohl und Freude der Ihrigen, wenn auch nicht ganz gesund, doch im erträglichen Zustande zu erhalten gewesen wären, sah ich durch unzweckmäßige Anwendung des kalten Wassers in wenigen Wochen zu Grabe tragen, Gesunde krank werden, weil sie sich durch kaltes Wasser, „das unschuldige Mittel,“ noch gesünder machen wollten als gesund, und wie viel die moderne Wasserwuth schon dadurch schadet, daß sie das Vertrauen zur wissenschaftlichen Medicin neuerdings erschüttern will, nachdem das Vorurtheil für eine andersgeartete medicinische Extravacanz kaum zur Besinnung gekommen, kann nur der beurtheilen, der überhaupt urtheilsfähig ist.

„Aber durch das kalte Wasser sind notorischer Weise Viele radical geheilt, die von rationellen Ärzten Jahre lang vergebens behandelt wurden!“

Allerdings! dieser Einwurf ist nicht abzuläugnen. Aber von welchem Heilmittel, von welcher Methode ist nicht daselbe zu rühmen? Von wie vielen Charlatanen kann man nicht daselbe sagen? Ein Beispiel für Viele. Der große Peter Frank, ein Arzt, wie es in vielen Jahrhunderten nur wenige gab, erzählt von einem Wassersüchtigen, den er lange Zeit vergeblich behandelte. Da kam ein reisender Quacksalber, setzte den Kranken in ein Bad, in welchem ein Pf., sage ein Pfund Bleizucker aufgelöst war; die krankhafte Wasseransammlung ging alsogleich ab, und der Kranke war dauernd genesen. Wie Viele dieser Charlatan durch so tolles Verfahren getödtet, davon erzählt die Geschichte nichts, indes Tausende und Tausende Franks Andenken noch heute segnen, und seine Schriften noch Jahrhunderte lang belehrend und segensreich fortwirken werden. So ist es mit jedem viel gepriesenen Heilmittel, also auch mit dem kalten Wasser. Wo es genügt, wird in die Posaune gestoßen, wo es nicht genügt, oder gar geschadet, da wird gar kein still geschwiegen. Und dann ist erst zu erwägen, ob auch die wirklich dauernd genesen sind, die dafür proclamirt werden? Wieder ein Beispiel für viele. Ich behandelte vor vielen Jahren einen gichtischen Hypochonder. Wie diese bedauernswerthen Kranken von Arzt zu Arzt, von Methode zu Methode schwanken, so bezeugte mein Patient endlich großes Verlangen nach homöo-

pathischer Behandlung. Ich übergab ihn einem Homöopathen. Nach einigen Wochen seiner neuen Kur kam er voll Enthusiasmus zu mir, und forderte mich dringendst auf, meinen ganzen „allöopathischen Plunder,“ wie er in der neuen Kunstsprache sich ausdrückte, von mir zu werfen, und mich der neuen Lehre zuzuwenden, der er seine völlige Genesung verdanke nach Jahre langem Leiden und vergeblichem Mediciniren. Ich antwortete ausweichend, und da der vorgeblich „radical Geheilte“ bald die Stadt verließ, wo ich bis vor Kurzem meine Praxis ausübte, so hörte ich längere Zeit nichts mehr von ihm. Vor drei Jahren kam er auf der Rückreise von einer Wasserheilstadt zu mir mit der deutlich ausgesprochenen Intention, mich für diese neue Methode zu gewinnen, der er abermals einzig und allein seine vollständige Heilung verdanke, nachdem er vergeblich nach allöopathischen und homöopathischen Grundsätzen behandelt worden sei. Im vorigen Jahre fand ich diesen „zum zweiten Mal vollständig Genesenen“ in Carlsbad. Er war der alte Hypochonder, und hatte vor Kurzem einen heftigen Sichranfall überstanden. Ein ähnliches Bewandniß hat es mit gar vielen durch das kalte Wasser „radical Geheilten.“ Indes ist es immer ein großer Gewinn für die praktische Medicin, daß man neuerdings auf dieß mächtige Medicament aufmerksam geworden. Aber warum geschah dieses? Spräche ich bloß zu Aerzten, so könnte ich sagen: Der stationäre, gastrisch-nervöse Krankheitscharakter der letzteren Jahre verlangt ein Heilmittel, das sowohl das Ganglien- als peripherische Nervensystem erregend anspricht. Durch das kalte Wasser, innerlich und äußerlich gebraucht, wird beiden Indicationen Genüge geleistet.

Den Lesern dieser Blätter, als Laien in der Medicin, kann ich bloß sagen: Unsere Zeit ist schlaff und well, die Generation überfein geworden, die nervöse Schwäche ist unser Habe. Aus der Zeit entsprang das Bedürfniß nach Rückkehr zur Natur, nach einer allgemein kräftigenden Potenz, und so ist das kalte Wasser glücklicher Weise neuerdings ein Heilmittel, und leider neuerlichst Mode geworden.

Vorzwanzig Jahren, wo entzündliche Krankheiten vorherrschten, hätte das kalte Wasser Flasco gemacht; heute ist es an der Zeit, und macht mit Recht Furore; aber des Weisen ist es, Zeit und Umstände zu ermessen, des Thoren Art und Unart aber in die Trompete zu stoßen, ob es Tag oder Nacht ist, ob Wachens- oder Schlafenszeit.

Darum kann ich nur warnend hinzutreten, und den Lesern dieser Blätter zurufen: Uebertreibt nicht, wollet nicht gesünder seyn als gesund, und wenn ihr krank seid, wendet euch an einen erfahrenen, befreundeten und vor Allem gewissenhaften Arzt, überläßt ihm die schwere Sorge für

euer physisches Wohl und Beh, wie ihr dem Priester euer unsterblich Theil, dem Rechtsfreunde Hab und Gut vertrauensvoll in die Hände gebt. Laßt euren Arzt entscheiden, was Noth thut; seine heilige, unabweisbare Pflicht ist es, euer Körperwohl zu fördern, indem er der Wissenschaft folgt, gegen Vorurtheile und Extreme sich verwahrt, der Schule nur so weit angehört, als sie wirklich belehrt, nicht aber wo sie anfängt, unfrei zu machen, den Geist zu fesseln und zu tödten. Nur im unbedingten Vertrauen liegt Beruhigung, Heil und Heilung.

Was ich von dem Extreme der nun grassirenden Wasserwuth gesagt, findet auch seine volle Anwendung auf die entgegengesetzte Seite, die Scheu vor einem frischen Trunk Wassers, einer kalten Waschung, einem Flußbad. Dieses Vorurtheil, das zwar größten Theils, aber noch nicht ganz verschwunden ist, und das ich die Wasserangst nenne, werde ich in einem der nächsten Blätter dieser Zeitschrift besprechen. Bis dahin, lieber Leser, denke über das Gesagte nach, oder besser, beherzige es!

### Ueber Armenwesen und Armenpflege.

(Von Sincerus.)

In jedem civilisirten Staate nimmt eine wohlgeordnete Sorgfalt für den verarmten Bürger die vollkommenste Aufmerksamkeit der Behörden in Anspruch. Menschenfreunde, die sich Jahre lang mit diesem Zweige der Wohlthätigkeit beschäftigt haben, kamen endlich zur Ueberzeugung, daß sowohl die physische und moralische Existenz, als auch die öffentliche Sicherheit eines Staates mit einer zweckmäßigen Armenpflege in der innigsten Verbindung stehen. Der erste Keim zu vielen ansteckenden Krankheiten entwickelt sich oft im Hause des Elends, um sich von da aus auf die wohlhabende Classe fortzupflanzen, und so wird oft die hilf- und arbeitslose Armuth die größte Geißel der Gesellschaft. Nur dann wird es dem wohlthätigen Gesetzgeber gelingen, einen Herd von Krankheiten, wie er sich täglich in den Hütten der Armuth bildet, von Grund aus zu zerstören, wenn es ihm gelingt, die Anzahl der Armen zu vermindern, und zwar dadurch, daß man der Armuth zuvorkommt \*).

\*) Ein Schriftsteller, der durch mehr als 30 Jahre das Wesen der Armenpflege theoretisch und praktisch aufzufassen reichliche Gelegenheit hatte, spricht sich in einer der neuesten Schriften: „J. P. Harl Systeme général d'administration pour les pauvres. Stouctgard 1837, 2de édition.“ mit einer solchen Klarheit und Gründlichkeit hierüber aus, daß wir es im Interesse der leidenden Menschheit für zeitgemäß halten, auf den Inhalt derselben unsere Leser aufmerksam zu machen. Wir sagen „zeitgemäß“, weil es im Interesse der Zeit nur zu sehr liegt, alle Keime der Unordnung, sie mögen kommen woher sie wollen, in ihrem Ueberleben zu ersüden. Wie sehr aber Armuth, Müßiggang und die hieraus hervorsprossende krankhafte Reizbarkeit des Körpers und der Gemüther bei jeder Gelegen-

Es ist eine traurige, aber unumstößliche Wahrheit, daß Müßiggang und Arbeitsscheu die gewöhnlichen Ursachen der Armuth sind; daß ein großer Theil verarmter Bürger den mühsamen Kampf mit dem ungünstigen Geschick scheuten, die Hände müßig in den Schooß legten. Woher jedoch diese Erschlaffung, diese Flucht vor regsamer Thätigkeit? Größten Theils stammt sie aus einer schlechten Erziehung! Soll also der Armuth wahrhaft geholfen werden, so darf der im Menschen wohnende Trieb der Wohlthätigkeit seine Gaben nicht nach Laune, sondern nach Bedürfniß vertheilen; er muß der Arbeitsscheu mit allen Kräften entgegenarbeiten — endlich der frühzeitigen Erziehung der untersten Classen das schärfste Augenmerk widmen. Sollen Wohlthätigkeitsanstalten ihren Zweck erreichen, und dem Geiste eines erleuchteten Jahrhunderts entsprechen, so müssen Menschenfreunde sich vor Allem fleißig in der Kunst üben, die wirklich nothdürftigen Armen von den arbeitsscheuen Müßiggängern zu unterscheiden; Thätigkeit und Sparsamkeit nach allen Seiten kräftig zu fördern, und bei der frühesten Entwicklung der Jugend auf Belebung dieser Selbstthätigkeit ein wachsamcs Auge zu haben.

Der Genius der Wohlthätigkeit will nicht bloß, daß man dem augenblicklichen Bedürfnisse des Nothleidenden abhelfe, sondern daß man die Quelle seiner Noth wo möglich verstopfe, ihm Gelegenheit zur Uebung seiner brachliegenden Kräfte, zur Arbeit und zum Genuße ihrer Früchte verschaffe. Nur ein schärferes Eingehen in die Ursachen der Verarmung, eine feine und gewissenhafte Unterscheidung zwischen unverschuldeter und zwischen einer durch Verschwendung und Leichtsinns herbeigeführten Armuth — bilden die Seele und das Leben jeder wohlorganisirten Armenpflege.

Denn nach der Erfahrung unparteiischer Menschenkenner liegt es am Tage, daß die Leichtigkeit, sich mittelst frommer Stiftung und Armenfonde ein sicheres und bequemeres Auskommen zu gründen, gar oft die erste Anregung zur Verschwendung und Faulheit, folglich zur Armuth, geworden ist. Wird daher bei Ertheilung einer Unterstützung nicht mit größter Umsicht verfahren, so bezwecken milde Stiftungen nur die Vermehrung der Anzahl träger, folglich armer Bürger — es wird hierdurch nur eine neue Quelle des Betruges und des Leichtsinnes eröffnet, und der Geist einer wahren Armenpflege verkannt.

Der erste und wichtigste Grundsatz muß hier also beständig seyn: Daß der Arme nur insofern auf unsere Hilfe Anspruch machen kann, als er nicht

heit, besonders während großer Epidemien sich bis zu den grellsten Ausschweifungen verirren — wie sehr die große Anzahl nahrungslöser Menschen (wenn sie auch selbst die Schuld ihres Elendes tragen) ein blindes Werkzeug in der Hand übelwollender Feinde des Friedens werden, — dazu lesen wir in der Geschichte unserer Zeit Tag für Tag nur zu traurige Belege.

D. Red.

selbst für seine Bedürfnisse zu sorgen im Stande ist; daß man aber jedem arbeitsfähigen Hilfsbedürftigen nur den Weg und die Gelegenheit zur Thätigkeit zeigen müsse, wenn man nicht verbrecherischem Müßiggange Vorschub leisten, und gerade dem wahrhaft Nothleidenden durch jene unzeitigen Ausgaben alle Hilfe entziehen will. Daher macht die Beurtheilung, ob der um Hilfe ansuchende dieselbe verdiene, oft eine strenge Untersuchung an Ort und Stelle und eine gewissenhafte Rücksichtnahme auf die dießfalls ausgestellten Zeugnisse der Ortsbehörde, des Arztes, des Seelsorgers, des Hausbesizers u. s. w. sehr nothwendig. Alter, Gebrechlichkeit, unverschuldete Ursachen der Verarmung, sittliches Betragen, große Zahl unversorgter Kinder müssen hiervon entscheidendem Gewicht seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

#### VIII.

Schlaflosigkeit ist zwar ein qualvoller Zustand — sie hat aber das Gute, daß sie zum Nachdenken über begangene Thorheiten anregt. Für manchen lustigen Bruder ist sogar dieses ernste Nachdenken über sich selbst das beste Mittel, um wieder einzuschlafen. Wie so? Es erregt ihm Langeweile, und diese macht bekanntlich schlaftrunken, wie Opium. —

#### IX.

Wenn ich an Markttagen die großen und schwerbelasteten Körbe voll Eß- und Naschwaaren von den schweißtriefenden Dienstmägden ihren Frauen mühsam nachschleppen sehe, so denke ich immer: An diesem Korbe wird vielleicht mancher Arzt zu tragen und zu schwitzen haben, und noch schlimmer als die Magd dabei fahren. Denn diese kann ihn niederstellen, kann seufzen, sich den Schweiß abwischen, sogar Etwas mitnaschen, oder schon beim Einkauf ihren Nutzen ziehen. — Der Arzt muß aber die lästigen Folgen des Korbes stets forttragen, unter ihrem Drucke heiter lächeln, den Schweiß ignoriren, und — zuletzt noch mit leeren Händen weggehen. Darum ist er aber auch *servus servorum*.

(Wird fortgesetzt.)

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird.

Gedruckt bei J. P. Collinger.

Neue



Folge

der

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 70.]

Donnerstag, den 31. August.

[1837.]

Inhalt: Beiträge zur Diätetik der Seele. — Die Brantweinpest. — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn. — Miscelle.

## Beiträge zur Diätetik der Seele.

(Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.)

### VI.

Man würde diese Aufsätze doch für gar zu willkürlich und unvollständig halten, wenn darin der Temperamente und Leidenschaften nicht wenigstens mit Einigem gedacht würde. Freilich ist an den Temperamenten wenig mehr zu temperiren, und also für die Seelendiätetik wenig zu gewinnen; freilich ist über die Leidenschaften mit und ohne Leidenschaft schon so viel geredet worden, und sie beherrschen uns noch immer; freilich hätte ich gehofft, daß sich das für unseren Zweck Wesentliche darüber aus dem Gesagten von selbst entwickle — aber wie es Leser gibt, denen man Freude macht, wenn man ihnen Vieles verschweigt, so gibt es Mehrere, denen man Alles sagen muß. Mögen daher Jene zu Gute halten, was ich, Diesen zu Liebe, noch beizufügen im Begriffe bin. Es sind nur zerstreute Bemerkungen. Die Capiteln der Psychologie und Lebensphilosophie, wo sie hingehören, mag sich Jeder hinzudenken, wenn wir nicht ein ganzes Lehrbuch hier einschalten sollen.

Es gibt im Grunde nur zwei Temperamente, — von welchen die allbekannteren vier und die wenig bekannten Millionen nur Modificationen, und wieder Combinationen dieser Modificationen sind: nämlich ein actives und ein passives. In diese zwei Hauptformen werden sich die einzelnen Glieder der großen Kette des menschlichen Geschlechtes bequem unterscheiden lassen. Glieder, welche andere umklammern, und Glieder, welche sich von anderen umklammern lassen. Wie der Charakter das Ganze des gebildeten Willens umfaßt, so ist das Temperament nichts Anderes,

als das Ganze der angeborenen Neigungen. Die Neigung aber ist nur der Stoff des Willens; und wird, von ihm beherrscht, zum Charakter, — ihn beherrschend, zur Leidenschaft. Das Temperament ist also die Wurzel der Leidenschaften, und es gibt auch nur zwei große Gruppen von Leidenschaften, wie es zwei von Temperamenten gibt. Einsichtsvolle Psychologen und denkende Aerzte haben das immer gefühlt, und Jene haben die Temperamente in thätige und leidende, diese die Leidenschaften (sagen wir lieber mit einem Fremdworte: Affecte, — um der teutschen Wortklauberei nicht zu verfallen,) in erregende und niederschlagende unterschieden. Die gewöhnlich als sanguinisch und cholericisch bezeichneten bilden unser actives, die als phlegmatisch und melancholisch bekannten, unser passives Temperament. Es ist nicht wahr, wie man denken möchte, und hin und wieder auch wohl äußern hört, daß die trägen Temperamente bei der praktischen Philosophie des Lebens ein leichtes Spiel haben. Die Trägheit ist die stärkste Kraft in der Natur, und am Menschen weit schwerer zu überwinden, als die Lebhaftigkeit. Auf Ueberwindung aber beruht die Diätetik der Seele, — und echte Lebensweisheit ist der Bewegung hold, nicht dem Stillstande. Hier heißt es wieder: das eigene Maß erkennen, zu welchem jeder Einzelne gebildet, in welchem er gesund ist, — und demgemäß sich beruhigen oder anregen. Gleichgiltigkeit ist der eigentliche Tod. Hiermit ist das Vorurtheil, welches die Leidenschaften in ihrer Quelle austrocknen möchte, bekämpft. Diese Quelle ist die Neigung. Ohne Neigung kein Interesse; ohne Interesse kein Leben. Auf Neigung beruht das Glück, das Gedächtniß, ja die Einsicht. Die Alten haben gedichtet, daß die Musen die Töchter der Erinnerung sind; die Mutter der Erinnerung aber ist die Liebe. Die Neigung muß erst vorhanden seyn, ehe die Weisheit ihr eine Richtung vorzeichnen kann. Die Schwester der mangelnden Neigung ist die entsetzliche Langeweile, — ihr Bruder der Müßiggang; eine furchtbare Sippschaft. „Wer mich verwundet — klagt ein lebhafter, beweglicher Autor — hat nur einen Körper verletzt; wer mich aber langweilt, ermordet meine Seele.“ Und wer sich selbst langweilt? fragt die Diätetik der Seele weiter. Liebe und Haß; das sind die tiefsten Gründe unseres Lebens. Es nützt uns hier wenig, zu wissen, daß auch der Haß nur eine verborgene Liebe, wie der Tod ein geheimes Leben ist. Genug, daß beide Aeußerungen des Einen Lebens: Anziehen und Abstoßen, zu dessen Gesundheit gehören. Auch Unmuth ist ein Element lebendigen Wirkens, und der psychische Mensch kann dessen so wenig entbehren, als der physische der Galle. Ueberhaupt: Leidenschaften sind Kräfte, — so gut wie andere intellektuelle oder körperliche. Muth kann sich Niemand aufdemonstriren; ein leichter Grad des Unwillens wird ihn erregen und waffnen. Kräfte muß man nie verachten, nie vernachlässigen, oder gar ertöbten;

man muß sie zu studiren, zu bändigen, zu steigern, zu ordnen, zu beherrschen suchen. Das ist Alles. Spricht nicht der besonnene Lessing von einer Leidenschaft für's Wahre? Ist nicht Begeisterung ein Affect? und ist sie nicht die Flamme, die das Leben des Menschen, das geistige wie das irdische, nährt und erhält? sie hebt über hundert Klippen, an welchen kalte Berechnung zerschellt; sie fällt mit einer Wärme, in welcher ungeahnte, mächtige Kräfte der Erhaltung wie der Heilung sich entfalten. Wer sich beobachtet, fühlt, wie heilsam ihm die frische Bewegung der Seele ist. Tüchtige Menschen vor Anderen lieben sich einen Schauplatz der Uebung, — eine Erregung im Inneren oder in der Außenwelt. Cato, der ältere — erzählt sein griechischer Biograph — war nur recht glücklich, wenn Jupiter donnerte. — „Aber — wendet ihr mir ein — bewahrt ein leidenschaftloses Leben nicht vor der Selbstaufreibung? erhält man nicht Insecten durch Jahre unter der Hülle ihrer Verpuppung? Pflanzen, in Keller versperret, bleiben sie nicht länger am Leben, als die in der freien Atmosphäre, deren Säfte durch die mütterliche Wärme der Erde in steter Bewegung erhalten werden? Was sagst du vom Murmelthiere, von in Steinen verschlossenen Kröten?“ — Ich sage, daß ein langes Leben deßhalb nicht ein gesundes ist, und daß Menschen keine Kröten sind. Und wenn die Leidenschaften — die gesteigerten Neigungen — zu gar nichts gut wären, so sind sie es dazu, um die Leidenschaften zu bekämpfen. Reflexion allein wird nie im Stande seyn, einen Affect zu vernichten, — kaum, ihn zu beschwichtigen; aber wohl kann durch Eine heftige Neigung die andere balancirt werden; die Liebe durch den Stolz und umgekehrt; der Unwille durch die Freundschaft u. s. w. Die Natur selbst, die weiseste und sicherste Erzieherin, leitet den Menschen durch Neigungen; sie aber weiß am besten, wo er zu fassen ist. Plato nannte Leidenschaften „die Fieber der Seele,“ — weil sie Krisen darstellen, welche, wie jene körperlichen, oft die eingewurzeltsten Uebel der Seele heilen, — durch Reinigung, durch einen läuternden Prozeß. Was nun von den anerkannt schlimmen gilt, das braucht man von den besseren gar nicht erst zu beweisen. Nur das will ich anführen: daß von allen Affecten Hoffnung der belebendste, also für die Diätetik der Seele der wichtigste ist. Diese himmlische Vorempfindung ist nichts Anderes, als ein zarter Theil unseres Selbst, ein holdes Ich, das sich nie vernichten lassen will. (Der Beschluß von Nr. VI. folgt.)

### Die Brautweipest.

Die Brautweipest, eine Trauergeschichte zur Warnung und Lehre für reich und arm, alt und jung. Herausgegeben von Heinrich Ischocke, Karau 1837.

Die Tendenz dieser neuesten Erzählung Ischocke's ist nicht sowohl Unterhaltung, als vielmehr Belehrung und Warnung. Auf jedem Blatte der-

selben führt der menschenfreundliche Verfasser Personen redend ein, die sich über die, alles häusliche Glück und allen öffentlichen Wohlstand untergrabende Trunksucht in lebendig ergreifenden Schilderungen ihrer Folgen auslassen. Wenn auch die traurige Trennung und das frohe Wiederfinden eines frommen Liebespaares der ganzen Geschichte einen romantischen Anstrich geben, so sieht man doch, daß es dem Erzähler zunächst doch mehr um die Nachweisung der Vortheile, welche aus Mäßigkeitsvereinen entspringen, und um Schilderung der schrecklichen Folgen des Branntweintrinkens zu thun war. Der edle Charakter, den der Verfasser in dem Arzte Fridolin Walter durchführt, erweckt eben so viel Interesse, als die verschiedenen Ansichten über die Art und Weise, dem Mißbrauch geistiger Getränke entgegen zu wirken. Wir können nicht umhin, in dieser Beziehung einige Stellen auszuheben. Ein Friedensrichter sagt \*): Unsere Doctoren sollten für die Gesundheitspflege im Volke wachen und sorgen. Sie am ersten sollten, wenn sie gewissenhafte, wohlmeinende Männer wären, vor dem Mißbrauch starker Getränke warnen. Sie wissen am Besten, zu wie vielen körperlichen Uebeln der tägliche Genuß hitziger Getränke führt, und wie viel gefährlicher Jedem, der sich dieselben zur Gewohnheit macht, eine Krankheit wird, die jedem Andern weniger schadet. Aber diese Doctoren, muß ich fast glauben, sorgen mehr dafür, Patienten zu bekommen. An gesunden Leuten ist ihnen nichts gelegen; sie warnen uns nicht; sie verbieten den ihnen vortheilhaften Branntwein und Liqueur nicht in den Häusern, wo sie Zutritt bekommen; am wenigsten in reichen Häusern. Ist das Leichtsinns von diesen Männern oder Gewinnsucht?"

Ein Advocat klagt: „Wir haben ein Gesetz, das sogar die Trunkenbolde begünstigt; das Gesetz nämlich: daß die Trunkenheit eines Uebelthäters als Milderungsgrund seiner Strafe angesehen wird. Man sagt, er war seiner Sinne nicht mächtig. Aber ist es nicht schon Verbrechen, seinen Geist zu betäuben, seine Menschenwürde zu besudeln, und viehisch zu werden.“ — Ein Gemeindevorsteher sagt: „Was hilft's bei uns, wenn man bekannten Trunkenbolden richterlich den Besuch der Wirthshäuser verbietet? — Die Kerls trinken dann nur zu Hause! Wie schön Ihr auch redet, Ihr würdet in unserem großen Rathe, wo selbst viele Liebhaber des Schnapses, viele Wirths, Weinhändler und Liqueurfabrikanten Sitz und Stimme haben, zu tauben Ohren sprechen. Sollen die Menschen besser werden, so muß es durch die Macht der Religion geschehen.“ — Ein Fabrikant sagt: „Wir Fabrikanten haben keinen Auftrag und Beruf für Gesundheitspflege unserer Arbeiter zu sorgen. Ich dünkte, das wäre die Angelegenheit der Herren Mediciner.“ Hierauf antwortet der Arzt: „Be-

\*) Der Schauplatz dieser Scene ist in der Schweiz.

denkt doch, Ihr Herren, daß der Arzt nur in das Haus geht, in welches er als Arzt berufen wird, und daß er nicht sobald wieder einkehrt, wenn einmal sein Patient geheilt worden oder gestorben ist. Er kann also keineswegs darüber wachen, ob man seine Vorschriften befolgt; arme Haushaltungen lassen den Doctor gar nicht oder zu spät rufen, und komme ich zu bemittelten oder reichen Leuten, wie würden die mich anschauen, wenn ich ihnen Bußpredigten über das Liqueurtrinken halten wollte?" Wir schließen unsere Anzeige mit den Worten des Pfarrers: „Es ist (sagt er) seit einem halben Jahrhundert eine furchtbare Seuche in den meisten Ländern Europa's ausgebrochen, welche größere Verwüstungen angerichtet hat, als die tödtliche Cholera und die schmerzenreiche Grippe. Diese Seuche hat sich schon von Europa über die anderen Welttheile ausgebreitet, und rafft das Leben unzähliger Menschen, ihren Wohlstand, ihre Ruhe weg; Ihr kennet diese Seuche, es ist die Brannntweinpestilenz\*). Sie verzehrt Lebens- und Vermögenskräfte, Geistesanlagen und Tugenden einzelner Personen, hoher und niederer, ganzer Familien, ganzer Nationen. Sie wird weder durch Schulen und Kirchen, weder durch Apotheken und Regierungsverordnungen, weder durch Gefängnisse noch durch Zuchthäuser und Kettenstrafen in ihrem Umsichgreifen verhindert und vermindert. Sie geht ansteckend von Haus zu Haus, vom Vater zum Sohn über; vom Freunde zum Freunde.“ — Dieser Pest entgegen zu arbeiten, ist der Zweck obenangezeigter Schrift, der wir vom Herzen recht viele Leser wünschen.

### Zur Balneographie des Königreiches Ungarn.

Die berühmtesten und besuchtesten Bäder und Gesundbrunnen von Ungarn ihre Eigenschaften, Heilkräfte und Gebrauchsweise u. s. w. Pesth, 1837.

#### III.

(Fortsetzung.)

#### Toplíka (Warasdiner-Töplík).

Weniger bekannt, als die zuvor erwähnten Kurorte, ist dieser, obwohl die Vortrefflichkeit seiner Quellen es eben so sehr verdienten, als die bequemen Einrichtungen an denselben zu ihrem Gebrauche, zur Unterkunft und zur Unterhaltung der Kurgäste. Seine Bäder hießen unter den Römern *thermae Constantianae*, später *aquae Jassae* und *vivae*, und befinden sich gegenwärtig im Marktflecken Toplíka, dessen Grundherrschaft, das hochwürdigste Domcapitel in Ugram, sich um die leidende Menschheit ein ungemein großes Verdienst erwarb, indem sie nächst der schönen, freundlichen Herstellung der Bäder auch einen Baderzt stabil anstellte, und fortan die sorgfältigste Aufmerksamkeit auf alles den Kurgästen Erspriessliche verwenden läßt. Die

\*) Hydromanie und Brannntweinpestilenz! *Extrema se tangunt.*

Toplikaner Mineralquelle gehört ebenfalls zu den warmen Schwefelwässern; sie besigt in dem Behälter eine Temperatur von  $+ 45 \text{ — } 47^{\circ}$  R., setzt auch einen Badeschlamm von  $+ 27 \text{ — } 30^{\circ}$  R. Wärme ab, und enthält sehr viele salinische Bestandtheile. Im Ganzen sind 12 Gesellschaftsbäder, worunter zwei an 100 bis 200, andere nur 10 bis 20 bis 50 Personen fassen, angebracht; 1826 ließ das Domcapitel in 9 Abtheilungen Bannenbäder bauen, welche mit dem Gasthose unter einer Bedachung sich befinden. Schlammbäder bestehen unweit der Ursprungsquelle in 2 Abtheilungen für Männer und Frauen. — Gegend und Klima von Toplika sind südlich. — Dieselben Krankheiten, welche in Mehadia, Pöstyen, Trenchin ihr Heil finden, suchen es in Toplika auch nicht vergeblich; getrunken wird indessen das Wasser selten, und gewöhnlich vorher mit kaltem gemischt oder abgekühlt. — Die sehr angenehme Lage des Marktflückens Toplika, die bequeme Unterkunft sowohl im großen Gasthose des Bades, als in anderen Wohnungen in kleinen Wirths- und Privathäusern; die täglich mehr gedeihenden Anlagen in und um den Badeort sichern ihm die Anerkennung, welche er eher als so mancher ausländische und vor vielen des Inlandes seines milderer Klimas halber verdient.

#### O f e n.

Diese, wie der Verfasser richtig bemerkt, durch ihre wechselvollen Verhältnisse nicht minder, als durch ihren Wein, und ihre warmen Bäder uralt berühmte Hauptstadt des Königreiches verdient in der letzten Beziehung um so mehr Beachtung, als ihre Quellen in einer schönen Gegend, unter einem milden Himmel, fast inmitten der Stadt selbst entspringen, und in dem nahen Pesth sich mit dem belebtesten Handelsverkehr und den angenehmsten Verhältnissen einer großen Stadt überhaupt berühren. Die Communication durch die Dampfschiffahrt bietet gegenwärtig ein eben so schnelles als bequemes Mittel dar, selbst die empfindlichsten, zu Wagen und im Staube kaum transportablen Kranken dahin zu führen. — Die meisten Quellen werden benützt, und sind in 5 Badeanstalten, dem Blochs-, Bruch-, Staizen-, Königs- und Kaiserbad aufgefaßt. Fast alle cultivirten nach den Römern die Türken mit großem Aufwand von schönen Bauwerken und behaglichen inneren Einrichtungen; die Ueberreste davon sind noch deutlich im Blochs-, Bruch- und Kaiserbad sichtbar; in der neuern Zeit haben alle, vornehmlich aber das Bruch-, Königs- und Kaiserbad eine entsprechendere äußere und innere Herstellung gewonnen, und bei dem frequenten Besuche aller läßt sich erwarten, daß nicht nur Zahl und Einrichtung der Badeanstalten den Bedürfnissen genügen, sondern auch die bisher unbenützt abfließenden Quellen verwendet werden.

1. Das Blochsbad, am Fuße des St. Gerhardtberges, besteht aus einem großen allgemeinen Bad, das an 200 bis 250 Personen faßt,

3 kleineren Steinbädern, für 1 bis 2, höchstens 3 Personen und 8 Wannbädern. Die Temperatur seiner Quelle beträgt  $+ 38 - 39^{\circ}$  R., nimmt aber in den Bädern sogleich um 1 bis 2 Grad ab. In der Nähe desselben, unter dem Abflusse, findet sich der durch viele Erfahrungen als sehr heilkräftig bewährte Badeschlamm.

2. Das Bruckbad, in sehr freundlichem Style, ebenfalls am Fuße des St. Gerhardsberges erbaut, unmittelbar an dem Ufer der Donau, enthält 30 Wannbäder, worunter mehrere auf das Eleganteste ausgestattet sind, 3 Dinstbäder, 9 Steinbäder und ein großes allgemeines; auch ist ein Theil einer Quelle zum Trinken eingerichtet worden. Das Wasser seiner Quellen besitzt eine etwas geringere Temperatur, als das des Blocksbades; binnen 24 Stunden sollen an 900 Eimer zufließen.

3. Das Raizen- oder Neubad, gleichfalls unter dem St. Gerhardsberge, nur mehr nördlich und höher, als das Bruckbad, und minder freundlich gelegen; hat 7 Steinbäder und ein allgemeines. Das Wasser seiner Quelle ist etwas wärmer als das des vorhergehenden, die Menge viel geringer, und, der Erfahrung zu Folge, seine Wirkung energischer, als das des vorhergehenden.

4. Das Königs- oder Sprengerbad, ungefähr eine halbe Stunde Donau aufwärts gelegen, erhielt 1826 eine vollkommen neue und vortreffliche Einrichtung; 10 kleine Steinbäder, ein allgemeines und 13 Wannbäder, sämmtlich schön und passend hergestellt, bestehen seither nebst 1 Trinkquelle. Die Temperatur der Urquelle selbst beträgt  $+ 48^{\circ}$  R., in den Bädern aber hat das Wasser nicht mehr Wärme als  $+ 36 - 37^{\circ}$  R.; binnen 24 Stunden strömen an 800 Eimer zu.

5. Das Kaiserbad, vom vorigen Donau aufwärts einige tausend Schritte entfernt, unmittelbar an derselben, der Margaretheninsel gegenüber, unter dem Josepshsberg am reizendsten von allen gelegen, faßt 1 allgemeines, 8 kleinere Stein- und 14 Wannbäder in sich; 7 Quellen geben ihnen Nahrung. Auch besteht seit dreißig und einigen Jahren eine Trinkanstalt. Das Wasser dieser Bäder besitzt in den Quellen  $+ 46 - 51^{\circ}$  R., sinkt aber in den Steinbädern um  $6 - 8^{\circ}$ , in den Wannn sogar um  $10^{\circ}$ . Seine Menge ist so groß, daß mehrere Mühlen durch seinen Abfluß in Bewegung gesetzt werden.

Sowohl bei den einzelnen Badeanstalten, als in den benachbarten Häusern ist bequeme Unterkunft dargeboten; die Höfe von Nr. 2 und 4 geräumig, mit Quadersteinen ausgelegt, und der gartenähnliche des Kaiserbades dienen zu kurzen Promenaden während der Kur selbst. Zu weiteren Spaziergängen und Ausflügen ist die Ofner Gegend ungemein reich.

Ihren Eigenschaften nach vergleicht unser Verfasser die Ofner Quellen mit den Mehadiern, wovon sie sich aber durch eine größere Mannig-

haltigkeit ihrer Bestandtheile, und die sehr geringe Menge geschwefelten Wasserstoffgases unterscheiden sollen; weshalb sie der chemischen Analyse zu Folge den alkalisch-salinitischen Säuerlingen zugezählt werden. Jedoch wäre eine neuere chemische Analyse sehr wünschenswerth, und wir hoffen dieselbe in der demnächst erscheinenden Monographie der Ofner Quellen von Dr. Linzbauer.

Dieselben Krankheitsformen, welche in Mehadia ihr Heil finden, werden es auch in Ofen nicht vergeblich suchen, wofern ein längerer Aufenthalt nicht gescheut wird; die geringere Menge geschwefelten Wasserstoffgases gestattet den Gebrauch dieser Quellen selbst solchen Kranken, deren Individualität und Krankheit eine größere Menge nicht verträgt. Was der Verfasser (S. 129) älteren und schwächeren Individuen aus Erfahrung rath, verdient beherzigt zu werden. Mit Vorliebe ist auch das Kapitel über die Gebrauchsweise abgehandelt, und auf die angenehme Nachbarschaft der rasch aufblühenden Handelsstadt Pesth hingewiesen worden; so daß weder Arzt noch Kranker ohne Belehrung das Buch aus der Hand legen werden. Daß die Ofner und Pesther die Bäder sehr häufig als diätetisches Mittel gebrauchen, und namentlich das Kaiserbad während der Saison einen beliebten Vergnügungs- und Conversationspunkt bildet, spricht für die einladende freundliche Einrichtung derselben genügend. — In einem der nächstfolgenden Blätter wollen wir unseren Lesern die kalten Mineralwässer Ungarns vorführen.

(Der Beschluß folgt.)

### Miscelle.

G. Smith, Capitän in der königl. großbritannischen Marine, machte in neuester Zeit einen Vorschlag zu einem verbesserten Apparate zur Rettung von Menschen aus Feuersegefahr und zum Löschen. Mit einer und derselben künstlichen Vorrichtung will er den doppelten Zweck gleichzeitig erreichen, sowohl jene Unglücklichen, die in Feuersegefahr gerathen, zu retten, als auch eine größere Wirksamkeit der Feuerstippen zu erzielen. Eine nähere Beschreibung und Gebrauchsweise dieser Maschine findet sich in Dingler's polytechnischem Journal (Juli 1837, 1. Heft).

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird.

Gedruckt bei S. P. Collinger.

Neue



Solche

der

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 71.]

Montag, den 4. September.

[1837.]

Inhalt: Die barmherzigen Schwestern. — Beiträge zur Diätetik der Seele. — Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und moralischen Zustand ihrer Bewohner. — Aus dem Tagebuch eines Arztes.

## Die barmherzigen Schwestern.

(Vom Redacteur.)

Unzeitiges Mitleid macht eben so leicht krank als unzeitiges Obst; es schwächt und entkräftet, anstatt Nahrung zu geben; es macht das Blut wässrig, anstatt es zu beleben. Diese kurze Einleitung möge dem freundlichen Leser ein vorläufiger Wink seyn, daß mit dem Titel dieses Aufsatzes keinesfalls jene menschenfreundlichen und mildthätigen weiblichen Seelen gemeint sind, die oft die Blüthe ihres Lebens dem heiligen Berufe der Krankenpflege mit edler Resignation weihen — sondern daß wir hier mit dem Ausdrucke: „barmherzige Schwestern“ eine ganz eigene Classe weiblicher Geschöpfe ironisch zu bezeichnen wagen, die nichts weniger als barmherzig sind. Kennst du, lieber Leser, jene grauen, überzärtlichen Tanten, jene emstigen, um den Theetisch herumsummenden Großmütter, jene alten, unermüdeten und jungfräulichen Zeitungsträgerinnen, die von Kranken zu Kranken eilen, und ihre Hiobsposten auskramen? Hast du jenen tadel süchtigen Bienenschwarm noch nicht gesehen, den ein unerfättlicher Wistenschunger und ein tantalischer Kaffeedurst von Salon zu Salon ewig herumjagt, und der ohne Mitleidsbezeugung nicht leben kann? O! du kennst sie gewiß! Man sieht sie ja überall! Von diesen „barmherzig“ sich nennenden, in der That aber grausamen Schwestern ist hier die Rede, die unter dem trügerischen Scheine pflichtschuldiger Nächstenliebe den Kranken süßthuend bemitleiden, ihm das Wischen reine Luft aus dem Krankenzimmer wegathmen, alle vernünftige Erziehung aus der Kinderstube verbannen, die Herzen junger Mütter gegen die warnende Stimme

des Gatten und des Arztes verhärten, durch unzeitiges Mitleid alle regsame, freie Entwicklung der Jugend hemmen, kurz, den Versuch eines jeden Erziehers lähmen, der Geist und Körper zur selbstständigen Kraft entbinden will. Hast du, lieber Leser, einige freie Augenblicke, so begleite mich in dieses und jenes Haus, trete mit mir an das Bett einiger Kranken, laß uns zusammen einen klaren, unbefangenen Blick in das innere Gewebe des häuslichen Familienlebens thun. Mit nur einigem Beobachtungsgeiste wirst du staunen, welchen verderblichen Einfluß auf das Wohl und Weh ganzer Familien das unverständige Treiben jener „grauen“ Schwestern ununterbrochen übt — wie ihr hartnäckiges Ankämpfen gegen alles Bessere der Erziehung und Krankenpflege den Keim zum Siechthume des Menschengeschlechtes legt, nährt und pflegt; wie viele neue Hindernisse und Verlegenheiten sie uns Aerzten täglich mit höllischer Erfindsamkeit schaffen, und wie sehr es daher nicht nur die Pflicht der Selbsterhaltung, sondern auch das Wohl der Menschheit den Aerzten zur beständigen Aufgabe macht, der grausamen Warmherzigkeit solcher Schwestern mit aller Kraft entgegen zu arbeiten. Wer die ganze Wichtigkeit dieses Kampfes begreift, der überzeugt sich leider bald, daß jeder Arzt, der dieser Menschngattung den Handschuh hinwirft, einen endlosen Krieg auf Leben und Tod eingeht; — daß sein Wirken und Schaffen am Krankenbette für immer vernichtet ist, wenn er es wagt, dieser privilegirten Zunft von barmherzigen Tanten, Großmüttern, Gervatterinnen u. s. w. mit offenem Visir entgegen zu treten. Bloß kluge Aerzte, die sich auf ihren Vortheil verstehen, sprechen daher selten ihre Meinung gegen diese Schwestern mit der gehörigen Energie aus, und machen meistens nur die stillen Beobachter. Ist es aber auch redlich, kalt und gleichgiltig bei dem Unheile zu bleiben, welches unzeitiges Mitleid, mit arroganter Unwissenheit gepaart, tagtäglich stiften? —

Es gibt keine Lage im Leben, in welcher es uns nicht noththut, gegen die übelverstandene Gutherzigkeit unserer Mitmenschen auf der strengsten Hut zu seyn. Alles, was unsere Kraft des Widerstandes lähmt, unsern Muth und Geduld herabstimmt, und die sich selbst gern bemitleidende Seelenschwäche nährt, muß man fliehen wie die Pest. Die Energie unserer Seele wird durch Nichts so tief erschüttert, als durch eine zur Unzeit angebrachte Theilnahme mit unseren Leiden. Dieses verweichlichende Härtseln unserer weinerlichen Stimmung zerstört jeden kräftigen Entschluß, entkräftet jede lebendige Rückwirkung unseres Ichs gegen die ankämpfende Gewalt der Außenwelt, und vereitelt nur zu oft alle Bemühungen des Arztes, uns herzustellen. Ich kenne einen reichen Mann, der die heftigsten Anfälle eines periodischen Nervenleidens mit der männlichsten Resignation erträgt, wenn er — allein ist; der aber alsogleich in einen Zustand

von Muthlosigkeit versinkt, wenn ihn der Schmerz zu einer Zeit überfällt, wo seine zärtliche Gattin, oder seine Schmeichler um ihn sind. Da gibt es des Zusprechens, Bedauerns und Seufzens kein Ende, der Leidende verfällt in einen Zustand kraftlosen Selbstbemitleidens, und ist gar nicht derselbe entschlossene Mann, der er sonst zu seyn pflegt. Die Seele jedes Leidenden klammert sich zwar gern mit tausend Haken an jedes Wort des Mitleidens, und sucht Vinderung in dem nassen Auge des Nebenmenschen — aber es gibt Zustände, die nur durch Ruhe und Festigkeit der Umgebung, nur durch ein muthiges Beispiel von Selbstüberwindung ertragen, gelindert, geheilt werden können. Zuweilen hängt die Rettung eines Menschen von dem Entschlusse zu einer schmerzhaften Operation ab. Wie oft wird dieser Entschluß — in der Seele des Leidenden beinahe schon zur Reife gebracht — durch einen unzeitigen Zuspruch, durch ein im Vorhinein überschwänglich gezeigtes Mitleiden gerade erst wankend gemacht. Kranke, die schwer oder gar mit unheilbaren Uebeln darnieder liegen, kann man vor dem Heere solcher entmannenden Bemitleider nicht genug schützen. Ich wünschte, daß ein Buch über die „Kunst, Kranke zu besuchen,“ geschrieben würde. Es müßte aber aus der Feder eines erfahrenen Arztes kommen, der zugleich tiefer Kenner des menschlichen Herzens ist. Das Studium eines solchen Buches würde ich allen jenen gemüthsreichen, aber unverständigen alten Mütterchen anempfehlen, die von Kranken zu Kranken mit einem Herzen voll Nächstenliebe eilen, ihre unzeitige Barmherzigkeit in überschwänglicher Fülle ausgießen, und dem Kranken anstatt des Trostes einen Dorn im Herzen zurücklassen. Derlei barmherzige Schwestern haben nicht Mienen und Worte genug, um ihr Bedauern auszusprechen, und was ist natürlicher, als daß sie auch mitunter ein erprobtes Mittelchen bescheiden vorschlagen, um dem Arzte, der nicht von der Stelle kommt, ein wenig unter die Arme zu greifen? Ihr Bedauern macht den Kranken ungeduldig, reizbar, leicht- und abergläubisch, und die Folge hievon ist, daß er jeden Vorschlag zur Vinderung seiner Schmerzen mit Ungeduld ergreift, den nur vorsichtig handelnden Arzt lau und nachlässig nennt, sich einem Pfuscher in die Arme wirft, und Alles das auf Anlaß einer barmherzigen Schwester. — In einer Familie behandelt einer meiner Freunde seit Kurzem die Tochter des Hauses an der Bleichsucht. Er dringt tagtäglich auf frühes Aufstehen, auf fleißige Bewegung in freier Luft, auf ein hartes Lager, und auf das Verbannen aller erschlassenden Mode Lectüre. Aber was geschieht? So oft das blasse Geschöpf früh Morgens das Bett verlassen soll, erbarmt sich ihrer die „mitleidige“ Mutter. „Warum den süßen Schlaf des guten Kindes grausam stören,“ heißt es da, „der Schlaf erquickt und stärkt.“ Soll das weiche Bett mit der harten Matratze, die überwarmer Decke mit der leichten und kühlen gewechselt werden, so protestirt die „barmherzige“

Tante, die einen Theil des Regiments im Hause führt, feierlichst dagegen, und so wird das Bißchen Muskelkraft unter der warmen Bettdecke eingebüßt. Warnt der Arzt ernstlich vor dem erschlaffenden Einfluß gewisser, Phantasie und Herz besлекender Bücher, so weiß die „Gutmüthigkeit“ einer Freundin das Ueberspannte dieser Anordnung lächerlich zu machen, und gerade das Buch, wovor er warnte, schleunigst zu verschaffen. Der Arzt verbietet das Tanzen. Von einer natürlichen Schwäche, die die meisten Töchter Eva's überfällt, hingerissen, gelüftet dem armen Kinde nach der verbotenen Frucht, und die „barmherzige“ Schwester benützt die erste Gelegenheit, sie von den „guten Aeltern“ auf einen Ball auszubitten.

(Der Beschluß folgt.)

### Beiträge zur Diätetik der Seele.

(Von Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchterleben.)

(Beschluß von Nr. VI.)

Damit es aber nicht scheine, als nähmen wir die Leidenschaften in unsern Schutz, so wollen wir nur gleich hinzufügen, daß alles Günstige, was wir ihnen zugeschrieben, nur zu erwarten sei, so lange sie unter einem gewissen Grade erhalten werden; das heißt: so lange sie activ sind. Denn die activen Leidenschaften, wenn sie die Linie der Mäßigung überschreiten, werden passiv. Activ ist Alles, was sich der vernünftigen Seite des Menschen anschließt, weil er nur in dieser Sphäre als Mensch thätig zu seyn vermag; passiv ist Alles, was der Sinnlichkeit unterliegt, indem hier der Mensch rohen Naturkräften leidend anheimfällt. Diese Richtung vorzuzeichnen liegt an uns. Nahrung ist belebend, so lange sie Bewunderung ist; wenn sie zum Mitleid wird, zieht sie uns herunter, und wird schwächend. Hestiger Zorn ist nicht, wie man wähnen möchte, activ. Der von ihm, wie von einem Dämon Ergriffene leidet, seinem besseren Theile nach, und der heftigste Zorn wird selbst in seinen Aeußerungen passiv. „Es war nicht Ruhe — sagt Plutarch vom Stillschweigen des Coriolanus — es war Stärke des Zornes, welches Unwissende — setzt er hinzu — für keine Betrübniß halten.“ Hestige Leidenschaften — so paradox es auf den ersten Blick scheinen mag — kommen mehr der Schwäche zu. Das Unglück erregt sie zumeist, das unsere eigentliche, innigste Stärke, das den Geist in uns niederdrückt. Der Knabe weint, wüthet, und will sich den Kopf einrennen, wo der Mann mit ernster Fassung der Zukunft entgegenwirkt. Sanfte Leidenschaften erheitern den Horizont des Daseyns; bewegen, ohne zu ermüden; erwärmen, ohne zu verzehren, und erklären allmählig die Flamme, die in jedem Busen brennt, zum stillen, befruchtenden Segenslichte. Sie sind die Insignien wahrer Stärke, welche das Scepter der Geistesherrschaft nie aus den Händen läßt.

Soll ich über die leiblichen Wirkungen der Leidenschaften noch ein Wort verlieren? Ist Jemand, der sie nicht erfahren — nicht beschrieben hat? Wer kennt nicht das klare, glänzende Auge, den größeren, schnelleren Puls, das freiere Athmen, das blühende Gesicht, die glatte Stirne des Freudigen? Wer nicht das Zittern, Stammeln, die Kälte, den Hautkrampf, das sich sträubende Haar, das Herzklopfen, die Angst, das beengte Athmen, die Blässe, den gesunkenen Puls, die Uebelkeiten des Furchtsamen? das Loben in den Adern des Zürnenden? sein blutrothes Antlitz, den sichtbar schlagenden Puls, das keuchende Athmen, die wilden Blicke und alle Vorboten des Schlagflusses? — Es ist ja keine Erfindung der teutschen Poeten, daß auf „Schmerz“ gerade „Herz“ reimt. Da klopft die Leidenschaft sinnlich an, da drückt und ängstigt ihre Hand, und Störung des Kreislaufes ist immer das erste Zeichen ihrer physischen Gewalt. Was fehlgeschlagene Hoffnung auf den Körper vermag, hat der Verfasser des Aufsazes in Nr. 37 der Gesundheitszeitung auseinandergesetzt; Ramadga, in seinem so bekannt gewordenen Buche über die Auszehrung, leitet einen großen Theil der in England so häufigen Lungenfuchten von den zerstörten Plänen und Hoffnungen her, die dort vielleicht öfter als sonst wo auf der Erde vorkommen. Es ist auch begreiflich, daß die aus chronischer Traurigkeit entstehenden Congestionen nach der Brust allmählig die Anlage oder Entwicklung so trauriger Uebel bedingen. Wie sehr die Neue, dieses bitterste und unfruchtbarste Gefühl, den Unglücklichen herabbringt, den es foltert — sollte Jeder gesehen haben, um sich davor zu bewahren.

Temperamenten und Leidenschaften wird, wie wir schon angedeutet, auf dreierlei Weise entgegengewirkt: durch Gewohnheit, Vernunft und Leidenschaften.

Das Vermögen, sich etwas anzugewöhnen, ist die liebevollste Anstalt der gütigen Vorsehung, den Geschöpfen Dauer zuzusichern. Es ist die Kraft der Lebendigkeit, sich zu behaupten, und das Fremde leise in sich selbst zu verwandeln. Sich zum Rechten gewöhnen, ist der Inbegriff der ganzen Moral, und zugleich der Seelen-Diätetik.

Die Vernunft wirkt nie im Augenblicke des Affectes. Sie wirkt aber dadurch, daß sie, indem sie den Menschen bildet, das Eintreten solcher Augenblicke im Voraus verhütet; dadurch, daß sie die werdenden Neigungen, die zarten Keime der Leidenschaften, allmählig einer gebildeten Gewohnheit unterwirft. Wahre Ruhe ist nicht Mangel an Bewegung; ist Gleichgewicht der Bewegungen.

Wie sich Leidenschaften einander dämpfen, haben wir gesagt. Aber sie erregen sich auch wechselseitig; active die übrigen activen, passive die passiven. Man braucht also vorerst in einem bestimmten Individuum nur Eine,

welche eben diesem Naturell in seiner jetzigen Stimmung am meisten zusagt, anzuklingen, so tönen nach und nach schon auch die Saiten der übrigen mit, bis das ganze Instrument in die Stimmung kommt, die ihm das rechte Lied seines Lebens abzuspielen gestattet. Denn nicht Schweigen, sondern Harmonie wird von ihm gefordert. Und wenn es erlaubt ist, sich selbst zu citiren, so schließe ich mit den Worten, die ich zu einer anderen Zeit niederschrieb: Göttliche Apathie und thierische Indifferenz werden nur zu oft verwechselt. Diese ist der Zustand der Larve, jene des Schmetterlings.

Nun aber glaube ich dem Leser einen großen Gefallen zu erweisen, indem ich, ehe wir weiter schreiten, meine wenigen Andeutungen über die Leidenschaften durch das Folgende ergänze, welches die Bearbeitung einer alten Abhandlung über denselben Gegenstand ist, die nur wenigen unserer Leser zugänglich seyn möchte. (Wird fortgesetzt.)

### Bemerkungen über Gefängnisse mit Bezug auf den physischen und moralischen Zustand ihrer Bewohner.

(Fortsetzung.)

Genau statistische Tabellen haben in Frankreich nachgewiesen, wie wenig daselbst das Band der Ehe und ihre heiligen Rechte anerkannt werden. Binnen drei Jahren vermehrte sich die Bevölkerung von Paris um 29,000 Kindern, von denen 25,000 ohne Zufluchtsstätte, ohne häuslichen Herd, ohne Unterstützung, ohne Geld, ohne Begriff von Religion und Sittlichkeit früher oder später dem Verbrechen, und folglich den Gefängnissen anheimfallen. Die täglich wachsende Zahl junger Verbrecher sind großen Theils Kinder, die ihre Mütter nie gekannt, oder von ihren Vätern nicht die entfernteste Ahndung hatten. Kann es bei so lockerem Bande der Ehe, bei so unlauteren Begriffen von Dem, was die heiligste Stütze der Gesellschaft ausmacht, kann es, fragen wir, bei einem solchen zerrütteten Zustand öffentlicher Sitten befremden, wenn sich überall Leidenschaften den Weg zum Glück zu bahnen suchen, — wenn kein noch so schlechtes Mittel gescheut wird, sobald es nur zur Befriedigung einer geidbursigen Genußsucht führt; mit einem Worte, wenn die Gefängnisse überfüllt werden? In Frankreich sieht man daher die Zahl derjenigen Uebeltäter täglich zunehmen, welche das Eigenthum ihrer Nebenmenschen zum Ziele ihrer habüchtigen Plane machen.

Die wirkliche Sittlichkeit solcher Uebeltäter zu erforschen, ist beinahe unmöglich, und der jetzige Zustand der französischen Gefängnisse ist keinesfalls geeignet, um sowohl den Verhafteten selbst, als auch die bürgerliche Gesellschaft vor der ansteckenden Kraft des Verbrechens zu schützen.

Ein Reisender, der ganz neuerlich dieselben besucht hat, schildert das sogenannte Depot der Polizei-Präfectur als ein unregelmäßig gebautes Haus

mit kleinen Zimmern und dunklen Gängen; überall ist nichts als Schmutz und Unsauberkeit. In den Gesichtsjügen der Kinder unter 16 Jahren, die man daselbst findet, gewahrt man mehr den Ausdruck des Leichtsinnes als den des Lasters. Er fand zuweilen 40 Individuen in warmer, drückender, unseidlicher Atmosphäre neben einander geschichtet. Einige lagen auf Feltbetten, Tabak kauend, oder an schwarzen Brotrinden nagend. Nicht minder auffallend war diesem Reisenden die Sittenverdorbenheit und Zügellosigkeit in dem Pariser Gefängnisse, das man die „Force“ nennt. Unter den 630 Verhafteteren, die er daselbst vorfand, waren viele Jünglinge von 16 bis 20 Jahren in einer besonderen Abtheilung. Sie hatten zum Zeitvertreib nichts Anderes, als einige schlechte Bücher. Von den übrigen Gefangenen waren viele ausschließlich mit Hasardspielen beschäftigt, denen sie sich mit einer ganz eigenen Wuth überließen. Hier zeigte es sich offenbar, wie gefährlich es ist, die Verurtheilten bunt durcheinander zu werfen, oder Angeklagte und Schuldige zu vermischen; wie wichtig, wenn auch kostspielig, das System der vereinzelt en Einsperrung sei; wie das Zusammenleben verdorbener Menschen sowohl für das physische und sittliche Wohl dieser, als auch der bürgerlichen Gesellschaft höchst verderblich sei. —

Schrecklich, und für den Freund öffentlicher Sittlichkeit betrübend ist das Bild, welches derselbe Reisende von St. Lazare, einem großen, in der Vorstadt St. Denis gelegenen Gefängniß entwirft. Hier befinden sich meistens weibliche Personen, die wegen ihres unsittlichen Lebenswandels in Haft gekommen sind. Diese unglücklichen Opfer der Verführung und der Sinnentlust bewahren noch in dem groben Gewande, womit sie nun bekleidet sind, ihr früheres Streben zu gefallen, während die Runzeln auf der Stirne und der schwarze Ring um die Augen ihr früheres Leben scharf bezeichnen. Die Gewohnheit zu rauchen ist den meisten dieser Frauenzimmer zur Leidenschaft geworden, und sie machen sich Tabakspfeifen aus getrockneter Brotkrumme, um nur ihre Rauchlust zu befriedigen. Keine Spur religiösen Unterrichtes, des Trostes, der Beruhigung ist da zu finden.

Auch Bicêtre, wo noch vor Kurzem gleichzeitig bejahrte Arme, Wahnsinnige und zum Tode oder den Galeeren verurtheilte Verbrecher aufgenommen wurden, bot eine Masse so empörender Mißbräuche, daß man sich genöthigt sah, es ganz zu leeren, die Verurtheilten in das Gefangenhäus in der Roquette-Straf: zu bringen, und in Ersterem nur die Berrückten und die Armen zu lassen. Das Innere von Bicêtre ist empörend durch seine Unsauberkeit. Gänge und Schlafzimmer sind Cloaken nicht unähnlich. Die Abscheulichkeit der Reden und Handlungen der hier Verhafteten übersteigt allen Glauben.

(Der Beschluß folgt.)

## Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

## X.

Ein berühmter Humorist meint: „Junge Rezensenten und junge Aerzte sind gewöhnlich blutdürstig.“ Mir scheint, der Blutdurst Weider unterscheidet sich wohl ihrer Tendenz und Absicht nach gewaltig von einander. Der junge Arzt lechzet nach Blut, um — zu heilen; der feurige Rezensent, um seine Weißwuth zu befriedigen. Ist es billig, die armen jungen Aerzte, die ohnehin an so vielen Mode-Pathien leiden, noch öffentlich blutdürstig zu nennen? Sie noch mehr als es die Zeit schon thut, zu verdächtigen? Wäre Humor nicht auch ein Heilmittel, er könnte es durch solche Aeußerungen mit der ganzen Junft verderben.

## XI.

Wenn das nichtärztliche Publikum wüßte, wie das bloße A n e r k e n n e n des wirklichen Verdienstes des Arztes um die Menschheit, dessen Herz erhebt, sein ganzes Daseyn innig erfreut und beseligt — wie es dem Arzt alles Bittere und Mühsame seines Standes vergessen läßt, und ihm die schwerste Arbeit verfüßt, seine Geisteskraft hebt, und zur Erfüllung seines Berufes desto inniger antreibt — gewiß, es wäre gegen den Arzt und seine Leistungen gerechter, und gegen die einzelnen Schwächen seiner Kunst milder. Wer gewinnt durch das erhöhte Selbstbewußtseyn des Arztes und durch die bessere Stellung desselben in der Gesellschaft am meisten? Ich glaube zuerst der Kranke! Durch fremde Auerkennung gehobenes Bewußtseyn der Würde seines Berufes erhöht die sittliche Kraft des Arztes — und dabei kann nur das nichtärztliche Publikum gewinnen. Aber es gehören so viele glückliche Umstände von Seiten des Arztes und des Publikums dazu, damit die Kunst des Ersteren anerkannt, noch mehr, daß sie belohnt werde, — daß die Ausübung derselben zu den schwersten und dornenvollsten gehören, und darum auch nicht jenen guten Erfolg haben kann, den ich jedem redlichen und thätigen Arzte so herzlich wünsche.

## XII.

Wer auf schlecht gestimmten Instrumenten spielen will, der predige dem Gesunden beim Champagner Glase die Lehren der Diätetik — oder mache dem schwer Erkrankten Vorwürfe über das Selbstverschulden seiner Leiden.

(Wird fortgesetzt.)

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschildt wird.

Gedruckt bei J. P. Collinger.



der

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 72.]

Donnerstag, den 7. September.

[1837.]

Inhalt: Die barmherzigen Schwestern (Beschluß). — Aus Walter Scotts Leben. — Zur Balneographie des Königreiches Ungarn.

## Die barmherzigen Schwestern.

(Vom Redacteur.)

(Beschluß.)

Ist die Quelle des Mitgeföhls immer rein? Sind es immer Menschenliebe, Anhänglichkeit, Freundschaft und Zärtlichkeit, die zu unzeitigem Mit leiden verführen? Ein Blick in das menschliche Herz und seine Schwächen antwortet: Nein! Ich komme eben aus dem Hause des reichen Grafen H..., der schwer darniederliegt. Welcher Jubrand von theilnehmenden Freunden — welche Fluth stillbemitleidender Visitenkarten, welch' ein buntes Gemisch von Livréetragenden, um über die gestrige Nacht Erkundigung einzuziehen! Meinst du, lieber Leser, dieß ist die reine Folge herzlicher Theilnahme? Sollte hier nicht auch ein Bißchen Schmeichelei, Neugierde, Furcht und Hoffnung, ja sogar übelwollende Gesinnung mit im Spiele seyn? In letzterer Beziehung machte ich einst folgende Beobachtung: Eine sonst gutmüthig scheinende Frau besuchte fleißig eine ihrer Freundinnen während einer schweren Krankheit. Als sich diese in der Periode der Wiedergenesung befand, traten Umstände ein, wodurch jene Frau veranlaßt war, der krank gewesenen Freundin gram zu werden, und ihr einen stillen Haß nachzutragen. Was that sie? In einem eigenen feierlichen Besuch, in welchem sie der Wiedergenesenden zu ihrer vollkommenen Herstellung mit falscher Gemüthlichkeit Glück wünschte, brachte sie das Gespräch (ob absichtlich, oder aus momentanem Leichtsinne, will ich nicht entscheiden) auf die Ungewißheit ärztlicher Kunst. Den Beweis hiezu entnahm sie aus dem Umstande, daß alle während der Krankheit ihrer Freundin von ihr ernstlich befragten Aerzte ihr jede Hoffnung eines Aufkommens benahmen, und doch sei ihre liebe Freundin gerettet worden.

Traurig waren die Folgen des Eindruckes, den diese Aeußerung auf das noch reizbare Gemüth der Genesenden machte. Denn von diesem Augenblicke an verfiel sie in die tiefste Melancholie; meinte, ihre Besserung sei nur eine scheinbare, so viele und geschickte Aerzte könnten sich unmöglich täuschen — es sei dieses Glückwünschen ihrer Freundin nur eine maskirte Vorbereitung für die sie selbst erwartende schwarze Zukunft — und so kam es, daß diese Frau wieder in ein neues Fieber verfiel, aus dem sie nur durch die unermüdete Thätigkeit ihres Arztes gerettet wurde. Der denkende Leser wird aus dieser Erzählung mehr als eine Folgerung ziehen. Jedenfalls wird sie ihm die weise Lehre geben, daß unter der Maske eines theilnehmenden Besuches oder einer süßthuenden Mitleidsbezeigung so manche Lücke verborgen seyn kann.

Zuweilen spielt hier die gehässigste Klatschsucht keine kleine Rolle. Es gibt nämlich gutmüthige Geschöpfe, die ihrem Nebenmenschen nicht so geradezu die Ehre abzuschneiden das Herz haben. Daher hüllen sie ihre Verleumdungen in ein inniges Bedauern, aus dem der unbefangene Zuhörer — wenn er nicht ganz auf den Kopf gefallen ist — leicht entnehmen soll, was man ihm mit klaren Worten nicht sagen wollte. Fräulein Z... ist zwar nicht bettlägerig, aber ein Nervenübel, das die Familie gern verschweigt, befällt sie von Zeit zu Zeit. Ihre »barmherzige« Freundin, die zufällig bei einem solchen Nervenzufall gegenwärtig ist, kann ihre zärtlichste Theilnahme gar nicht unterdrücken. »Die arme Z... wie dauert sie mich!« heißt es bei jeder Gelegenheit mit geheimnißvoller Miene; man dringt auf nähere Erklärung, man zuckt die Achsel, bedauert neuerdings, und alle Welt weiß, was man zur Ehre der Familie redlich verschweigen sollte. Ich mag nicht weiter die falschen Krümmungen und Windungen und alle die Künste aufzählen, die unter der Maske des Mitleidens täglich gespielt werden. Ich will nicht weiter des unheilvollen Einflusses gedenken, welchen derlei barmherzige Schwestern auf den häuslichen Frieden ganzer Familien, auf die Erziehung der Kinder, auf Krankenpflege, auf das Vertrauen zum Arzte und auf die Ruhe im Krankenzimmer täglich ausüben. Wollte ich hier den Schleier lüften, ich müßte weiter gehen, als ich dürfte, und wer wird mit dieser böswilligen Kunst gänzlich brechen wollen? Daher rufe ich »Friede!« und will dem freundlichen Leser nur noch einige Kennzeichen des wahren Mitleidens, wie es des Menschen würdig ist, angeben.

Wahres Mitleiden verweicht nicht, sondern stärkt, ermutigt, belebt. Es macht nicht viele Worte; ein Blick, ein Händedruck ist ihm die kräftigste Sprache. Es trägt nicht von Haus zu Haus, es verschließt die Klagen des Leidenden in tiefer Brust. Es stellt dem Kranken seine Lage in ihr wahres Licht, schmeichelt nicht, wagt zu widersprechen, ja sogar

Schmerz zu erregen, wenn es das Wohl des Kranken verlangt. Wahres Mitleiden ist ruhig, besonnen, voll Ernst und Würde, wenn es darauf ankommt, des Kranken Seelenstärke zu heben, das Gemüth desselben über seine Lage zu täuschen, — es ist warm, thätig, milde, herzlich, liebevoll, wo es sich um Linderung, um Hilfe handelt. Wahres Mitleiden ist uneigennützig, treu, beständig, sich selbst gleich, verschwiegen, ohne Uebertreibung, und kann zur Zeit auch große Opfer bringen. Endlich weiß es sich zuweilen großmüthig zu verläugnen, sich selbst zu beherrschen, seine Neufferungen zu unterdrücken, und klug die Zeit zu erkennen, wo es Kraft geben oder muthlos machen kann. In diesem Sinne sind Aeltern, Erzieher, Aerzte und alle Menschenfreunde, die ihre Aufgabe erkannt haben, mitleidig. Eine in diesem Geiste christlicher Milde gespendete Theilnahme erquickt, stärkt und erhebt; während falsches Mitleid Körper und Geist entnervt, und alle Kraft des Widerstandes dem Kranken benimmt. Wer redliches Mitgefühl seinem Nebenmenschen bezeigt, dem drücke ich herzlich die Hand, den heiße ich in jeder Kinderstube, in jedem Krankenzimmer willkommen. Er unterstützt die Thätigkeit des Erziehers und des Arztes, so wie die Heilkraft der Natur; er gibt Trost dem Kranken, und nimmt seine Segenswünsche mit sich fort, wenn er geht. *Odi profanum vulgus et arceo.* Ich hasse alles Mitleid, das am Kaffeetische in pöbelhafte Klatschsucht ausartet. Die Kranken werden nur schlimmer dadurch. Darum muß es heiliger Grundsatz seyn, solche unzeitige Bemitleider streng zurückzuweisen, die mit lieblosend entnervender Gemüthlichkeit zwischen Kranken und Arzt Haß, Mißtrauen und Zwietracht aussäen; überall Schrecken verbreiten, die Krankenstube in ein Jammerthal verwandeln, und das Bisshen Geduld, die der Leidende hat, unbarmherzig vergeuden. Man wagt freilich viel, wenn man derlei zudringliche Seelen derb oder höflich zurückdrängt, und ihnen mit klaren Worten zu verstehen gibt, wie sehr es das Heil des Kranken erfordere, von ihren Mitleidsbezeugungen verschont zu bleiben; aber man rettet den Kranken, und wer wird nicht um diesen menschenfreundlichen Preis den Haß einiger Kaffeeschwestern verachten? Der redliche Arzt wird nie vergessen, daß weibliche Milde, die Balsam in die herbsten Wunden gießt, himmelweit von der unzeitigen Barmherzigkeit scheinheiliger Matronen verschieden ist; er wird daher mit eben so viel Achtung von der ersteren reden, sie lieben und verehren, als der letzteren mit aller Energie des Berufes ruhig entgegentreten.

### Aus Walter Scott's Leben.

Wenn man die Ursachen der Kinderkrankheiten in den medicinischen Lehrbüchern liest, vermißt man meistens eine der vorzüglichsten, nämlich

das häufige Lesen der Romane von Seite der Mütter. Die schiefe Richtung, welche die Phantasie derselben bei derlei Lectüre anzunehmen pfllegt; das *dolce far niente*, in welches der Bildungstrieb der Natur dabei eingewiegt wird, und statt ein kräftiges Wesen zu schaffen, in krankhafte Auswüchse sich verirrt — sind gewiß häufige Veranlassungen, daß solche lesesüchtige Mütter bei ihrem ewigen Hucken am Buche und dem beständigen Brüten über Liebesintriguen, der jungen Fötus-Pflanze alle stärkende Nahrung entziehen, und dieselbe zu Kinderkrankheiten vorbereiten. Aber das ist nicht genug! Wenn auch der arme Kleine diesen Gefahren im Schooße der Mutter entronnen wäre, so hält nicht nur ein pikanter Roman die Grausame ab, den glücklich Gebornen selbst zu stillen und zu erziehen, sondern das Vorurtheil der Aeltern geht oft so weit, bei der Erziehung ihrer Kinder nur auf das Bücherlesen, auf das Lernen in der Schule zu sehen, die körperliche Entwicklung derselben jedoch zu vernachlässigen.

Kann unter solchen Umständen ein zartes Wesen gedeihen? Walter Scott hat in dieser Beziehung ein doppeltes Verdienst; erstens durch seine gehaltvollen, Geist und Herz nährenden Schriften, in denen meistens ein geschichtlicher Stoff mit eingewebt ist, dem kaum vertilgbaren Streben des schönen Geschlechtes nach dem Romantischen eine bessere Richtung, eine edlere Nahrung zugewiesen zu haben. Zweitens kann der Name Walter Scott unseren allzu lesesüchtigen Müttern auch in anderer Beziehung die Lehre geben, daß die physische Erziehung des Kindes für das ganze zukünftige Glück ihrer geliebten Söhnelein von entscheidendem Einflusse sei, und daß selbst bei den schwächlichsten Kindern eine wohlberechnete Sorgfalt auf ihren Körper es möglich macht, daß deren Geist einst als Sterne erster Größe leuchten können. Zu diesem Behufe entnehmen wir aus dem Leben Walter Scott's, welches dessen Schwiegersohn J. G. Lockhart dieses Jahr herausgegeben, einige Momente in Betreff der frühesten Erziehung dieses großen Geistes seines Jahrhunderts.

Von zwölf Kindern, die seinem Vater, einem streng rechtlichen, und wegen seiner einfachen Sitten allgemein geachteten, Manne, in seiner Ehe geboren wurden, starben sieben in der Kindheit. Unser Walter, den 15. August 1771 geboren, schien ein durchaus kräftiges und gesundes Kind; allein als er 1½ Jahr alt war, fand sich's plötzlich, in Folge eines mehrere Tage anhaltenden, heftigen Zahnfiebers, daß er am rechten Fuße lahm sei. Da sich keine Spur von Verrenkung oder sonstiger Beschädigung zeigte, so wurde der Knabe zu allgemeiner Stärkung auf das Land zu seinem Großvater nach Sandy-Krowe gebracht. Sein Kinder mädchen, die einen Anbeter in Edinburg zurückgelassen hatte, wünschte sehnlichst, dahin zurück-

zukehren, und warf einen solchen Haß auf das arme Kind, daß (wie sie später selbst gestand) sie an einem abgelegenen Orte Lust bekam, dem Kinde den Hals abzuschneiden, und es im Moore zu vergraben. Die Dirne, die später in Wahnsinn verfiel, wurde alsogleich entlassen \*). Während dieses mehrjährigen Aufenthaltes bei seinem Großvater stärkte nicht nur die freie Landluft den Körper des Knaben, sondern die romantischen Umgebungen des Ortes machten auch einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth. Vier Jahre alt geworden, ungemein kräftig und blühend, blieb Walter Scott indeß ein Bein kürzer, und es wurde den Aeltern gerathen, ihn nach Bath, einem berühmten BADEPLATZ zu schicken, wo er neben der BADEKUR lesen lernte. In seinem 8. Jahre ward ein SeeBAD für ihn als heilsam erachtet, und seine Tante ging mit ihm nach Prestonphans. Als er nach Sandy-Krowe zurückkehrte, schenkte ihm sein Onkel Thomas einen kleinen Klepper, den er, zum großen Schrecken seiner zärtlichen Tante, fleißig auf dem unebenen Boden herumtummelte. Die Nachrichten über diese erworbenen Reiterkünste mochten wohl den Vater erinnern, daß es Zeit sei, auf anderen Unterricht für ihn zu denken, und so wurde er denn nach Edinburg berufen, um dort die Schule zu besuchen. Trotz seiner großen Fortschritte daselbst, nöthigte eine oft wiederkehrende Kränklichkeit seine Aeltern, ihn zu verschiedenen Malen wieder seiner Tante anzuvertrauen. Er erholte sich daselbst, kehrte in die Stadt zurück, wurde aber im zweiten Lehrjahre des Gymnasiums durch das Springen eines Blutgefäßes so lebensgefährlich krank, daß sein Oheim, Dr. Rutherford, seine Genesung für eine Art von Wunder hielt. Sein sanfter Charakter und ruhiger Muth hatten nicht wenig zu seiner Wiederherstellung beigetragen. Er unterwarf sich ohne Murren der strengen Vorschrift des Arztes, und da ihm jede Bewegung und jedes Gespräch untersagt war, so blieb ihm nur Lesen und Schach, das er aber nachher, als eine unnütze Anstrengung des Geistes, ganz aufgab. Seine volle Genesung bewirkte endlich der Aufenthalt bei seinem Oheim, der auf dem Lande wohnte. — Sein Aeußeres begann im Jahre 1790 sehr einnehmend zu werden. Die vorige Blässe war verschwunden, und eine frische, blühende Farbe an die Stelle getreten. Ein helles, offenes und ausdrucksvolles Auge, die schönsten, weißen Zähne, ein Ausdruck von Frohsinn und Humor, eine hohe Stirne beurlundeten, trotz des kurzen Bei-

\*) Jeder nur einigermaßen beschäftigte Kinderarzt macht täglich die Erfahrung, welche traurigen Folgen für die Gesundheit solcher Kinder, die man noch Kindsmädchen anvertrauen muß, aus den Liebeshändeln dieser Personen zu entstehen pflegen. Nicht nur werden die Kinder von derlei gewissenlosen Personen in Wartung und Pflege vernachlässigt, sondern auch oft ein Abzugskanal ihrer durch solche Verhältnisse angeregten Leidenschaften. Mehr als ein armes Kind wird von seiner Herumträgerin mißhandelt, weil der treulose Freund zur Stunde nicht erschienen ist.

nes, den schönen Mann. Er war ungewöhnlich groß, ein wahrer jugendlicher Herkules; Hals und Brust das vollkommenste Muster der Antike, und die Hände, vollkommen schön geformt, trugen die Umrisse des Ganzen, das Gepräge ungewöhnlicher Manneskraft. Damals schrieb er in einem Briefe an William Clark: „Du wirst fragen, wie ich meine Zeit hier in Rosebank zubringe? Außer dem Reiten, Fischen und anderen Landbelustigungen bringe ich täglich eine Stunde damit zu, Reiher zu schießen u. s. w.“ In einem anderen Briefe schreibt er: „James und ich wandern den ganzen Tag herum, fischen, schießen auch Hasen zc. Ich schlen- dere hier, um die Wahrheit zu sagen, den langen lieben Tag in der Gegend umher. Gestern Morgen schoß ich sieben Hasen; ich bin auch ein rüstiger Entenschiefser geworden; ich könnte wohl oft, wenn ich in meinem Jagdcostume in den Sümpfen herumstreiche, für einer meiner gefürchteten Vorfahren gelten. Auch eine Schießscharte habe ich mir da angelegt, von wo ich auf Möven, Reiher und Wasserraben schießen kann, die bei meinem Neste vorbeistiegen.“ —

Aus allem diesen ersieht der Leser, daß man ein großer Geist seines Jahrhunderts werden kann, ohne immer und ewig bei den bestaubten Büchern zu hocken, und daß jene Aeltern einen falschen Begriff von Erziehung haben, wenn sie dieselbe auf bloße geistige Entwicklung, ohne Rücksicht auf Befestigung der Körperkraft, einseitig richten.“ D — n.

### Zur Valneographie des Königreiches Ungarn.

Die berühmtesten und besuchtesten Bäder und Gesundbrunnen von Ungarn, ihre Eigenschaften, Heilkräfte und Gebrauchsweise u. s. w. Pesth, 1837.

#### IV.

(B e s c h l u ß.)

P a r a d.

Fast am wenigsten bekannt, und doch desselben sehr würdig ist Par ad, im Hevescher Comitatz, am Fuße des Matragebirges, 3 Stunden von Gyöngyös und 12 deutsche Meilen von Pesth entfernt. Auf 3 verschiedenen, von einander ungefähr eine halbe Stunde entlegenen, Punkten entspringen drei verschiedene Arten von kalten Mineralwässern, deren eine hauptsächlich geschwefeltes Wasserstoffgas, die andere Eisen, die dritte Alaun mit sich führt. Erst 1826 hat die Ortsherrschaft passende Wohnungen, entsprechende Bade- und Trinkuranstalten in einem bedeutenden Umfange hergestellt, und 1827 durch den Professor der Chemie am k. k. polytechnischen Institute, P. L. Meißner, eine chemische Analyse veranstaltet. Der Verfasser geht nach geschichtlichen Notizen zur Beschreibung der Lage und Umgebung Par ad's über, bezeichnet darauf die Lage und Eigenschaften

jeder Gattung von Mineralwässern einzeln mit ungemein sorgfältiger Genauigkeit, und vergleicht die Meißner'sche mit Kitabels Analyse. — Jedes Kapitel schließt mit Angabe der Heilkraft und Gebrauchsweise, welche der Verfasser mit besonderer Vorliebe ausführlich motivirt und entwickelt. Da bisher über dieselben so wenig bekannt war, fühlen wir uns dafür ihm zum Danke verpflichtet. Wir können unsern Lesern die interessante Abhandlung um so mehr empfehlen, als das Vorkommen dreier wesentlich so verschiedener Mineralquellen von energischer Wirkung zu den größten Seltenheiten gehört. Die Herrschaft hat ungemein viel gethan, um dem Kurgaste in Parad die romantische Gegend recht genußbar zu machen, was der Verfasser an mehreren Stellen entsprechend anerkennt, und wir aus eigener Ansicht gern bestätigen.

#### Bartfeld.

Von den ungrischen Stahlwässern, welche sich einer bequemen Einrichtung zu Bade- und Trinkkuren erfreuen, war erst vor Kurzem keines besuchter, als Bartfeld, namentlich strömten aus Galizien viele Gäste zu. Gegenwärtig scheint sich der Besuch auf mehrere andere kleinere zu theilen, und jedem derselben ist Aufkommen und Gedeihen zu wünschen, da die Gegend aller überaus reizend, die Stärke und Heilkraft der Stahlwässer sich darin ziemlich gleich ist. Indessen hat Bartfeld den Vorzug, von der betriebsamen, anmuthigen Stadt nur eine halbe Stunde entfernt, im Strassenzug von Pesth nach Kaschau und Lemberg zu liegen, an ergiebigen Heilquellen sehr reich und passend eingerichtet zu seyn, gleichwie auch die billige Unterkunft lobende Erwähnung verdient. Die Eigenschaften und eine doppelte Analyse des Wassers gibt der Verfasser mit gewohnter Genauigkeit, so wie er die Heilkraft desselben bei innerlichem und äußerlichem Gebrauche aus der Erfahrung detaillirt. Die Gebrauchsweise, die geselligen Vergnügungen und Ausflüge bilden den Schluß der bündigen Abhandlung. Ungarn besitzt in Bartfeld sein Spaa oder Pyrmont.

#### Für e d.

Da in Nr. 57 die Monographie dieses trefflichen Kurortes von Dr. Carl Ludwig Sigmund erörtert worden ist, so dürfen wir uns hier näherer Angaben enthalten. Auch unser Verfasser gedenkt, gleich Dr. Sigmund, mit warmer Schilderung der reichen anmuthigen Gegend, des herrlichen Plattensees, der interessanten Umgebungen und des heilkräftigen Klima's. Nachdem er die Eigenschaften der Mineralquellen und ihre Analyse durch Professor Schuster und später durch Dr. Sigmund angeführt hat, spricht er von ihrer Heilkraft und Gebrauchsweise mit steter Rücksicht auf ihre glückliche Lage am See und auf die bestehenden warmen und kalten Bäder; es verdient, gleichwie das, was über die Unterhaltung und Ausflüge in der schönen Landschaft gesagt wird, im Buche selbst nachgelesen zu werden.

## S z l i a c s.

Wenn wir mit dem Verfasser rechten wollten, daß er uns Buzias nicht auch in die Reihe seiner trefflichen Abhandlungen aufgenommen hat, so verfährt uns die Aufnahme von Szliacs, welches wohl in kurzer Zeit einen größeren und würdigeren Ruf gewinnen wird, als manche seiner älteren Schwestern; schon deshalb, weil es dem fleißigen, scharfsinnigen Verfasser nicht wenig Mühe gekostet haben mag, so gründliche und genaue Nachrichten zu liefern. — Szliacs verdankt sein Emporkommen vornehmlich dem Awochentlichen Besuche Sr. k. k. Hoheit des Palatinus Erzherzogs Joseph, womit und wornach mannigfache Einrichtungen und bequemere Unterkunft und Kur ins Leben traten. Ehemals hießen die Szliacs'scher Quellen die Ribarer; sie entspringen im Sohler Comitate auf dem Gebiet der Cameralherrschaft Altsohl, von Altsohl selbst  $\frac{3}{4}$ , von Neusohl  $1\frac{1}{2}$  Meilen entfernt, auf einer Anhöhe über den Dörfern Ribar und Hainik; gegenwärtig werden vorzüglich 7 Mineralquellen benützt, theils zu Bädern, theils zum Trinken. Die merkwürdigen Eigenschaften dreier zum Baden benützter beschreibt der Verfasser ausführlich; wir bemerken unseren Lesern bloß, daß die Temperatur darin zwischen  $+ 28 - 32^{\circ}$  R. beträgt, daß die eigenthümliche Absonderung von vielem kohlenfauren Gase, ehe das Wasser zufließt, hier zu Gasbädern einfachster Art treffliche Gelegenheit darbietet, und daß in dieser Beziehung Szliacs in Kurzem ausgezeichneten Ruf gewinnen wird. Die chemische Analyse von Professor Specz und die spätere von Dr. Wagner weisen ein ungemein interessantes Resultat nach. Was der Verfasser über die Heilkraft, vornehmlich aber über die Gebrauchsweise sagte, und im Verfolg als noch wünschenswerth andeutet, das empfehlen wir den Ärzten Ungarns und der Verwaltung der Bäder zur Beherzigung.

Wir trennen uns nur ungerne von den interessanten Mittheilungen des Verfassers, der mit seiner mühevollen Arbeit einem lebhaft gefühlten Bedürfnis in der Literatur abgeholfen hat; die Darstellung seiner lehrreichen und gediegenen Nachrichten und Ansichten verräth eine ausgebreitete und vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande, gleichwie mit allen ärztlichem Wissen, und hat in uns unwillkürlich den Wunsch erzeugt, er möge von den vielen ebenfalls noch berühmten und besuchten Mineralwässern Ungarns, z. B. Harkany, Buzias, Lublau, Schmecks, Wichnyeskleuo. s. w. dem Publikum gleiche Belehrungen schenken, vornehmlich aber auch Siebenbürgens merkwürdigeren Mineralquellen einige Aufmerksamkeit widmen; wir glauben damit auch unseren Lesern aus der Seele gesprochen zu haben.

Druck, Papier und äußere Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig.

Dr. Louis R — ie.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 73.]

Montag, den 11. September.

[1837.]

Inhalt: Der Arzt auf dem Lande. — Ueber Armenwesen und Armenpflege. — Ärztliche Gutachten über den Einfluß der Eisenbahn-Tunnels auf die Gesundheit. — Aus dem Tagebuch eines Arztes.

## Der Arzt auf dem Lande.

(Aus dem Französischen frei bearbeitet von Dr. S. r.)

Viele Personen haben nicht die mindeste Idee von der Stellung des Arztes auf dem Lande, und doch ist dessen Einfluß auf die Bildung der Massen und das Eigenthümliche seines Wirkungskreises von hoher Bedeutung. Die natürliche Folge dieser Unwissenheit ist, daß man sich in der Hauptstadt um die Mühseligkeiten des Landarztes nicht im Mindesten kümmert. Es fällt dem behaglich lebenden Städter durch's ganze Jahr nicht ein, nur einige Augenblicke über die traurige Lage solcher Aerzte, oder über das Gute nachzudenken, das sie, gehörig unterstützt, stiften könnten. Leider kann man es dem Stadtbewohner gar nicht verargen, wenn er dießfalls im größten Irrthume schwebt. Die Kunst und ihre Jünger bieten gleichsam zwei entgegengesetzte Pole dar, von denen der Großstädter gewöhnlich nur den einen glänzenden zu sehen bekommt. Er sieht in der reichen Stadt täglich den Arzt in der elegantesten Equipage, mit strahlender Miene, im größten Wohlstand, in kostbaren Kleidern, und wie er schon bei einigem Rufe und Glück viel verdient. Ist es ein Wunder, wenn man an das Loos des armen Landarztes gänzlich vergißt, der auf seinem Klepper von Früh bis Abend durch Berg und Thal herumreitet, zu jeder Stunde, zu jeder Jahreszeit den Unilden der Witterung ausgesetzt ist, und einen steten Kampf mit der Langeweile, mit fruchtlosen Strapagen und Verdrießlichkeiten jeder Art zu bestehen hat? Und doch wie wenig beneidenswerth ist das Loos solcher Landärzte! Ihr Leben bildet eine ununterbrochene Kette von Arbeit um geringen Lohn, sie beginnen jeden Tag mit neuer Sorge für ihre Existenz, bis endlich der Tod

ihnen milde zuruft: „es ist genug;“ und sie in einem Winkel des Friedhofes ihres Dorfes ruhen, wo vielleicht Niemand mehr an sie denkt. Ist es ein Wunder, wenn man sieht, wie jetzt junge Aerzte, selbst auf die Gefahr hin, mehrere Jahre Noth zu leiden, sich nach der Stadt drängen, daselbst in Massen sich anhäufen, während daß viele Landgegenden noch aller ärztlichen Hilfe entblößt sind? —

Unberechenbar ist das Gute, welches gebildete Aerzte auf dem Lande in ihrem Kreise stiften können. Aber durch eine unglückselige Fügung gibt es wenige Menschen, welche diesen Punct richtig auffassen. Wer kann es läugnen, daß der Pfarrer, der Notar und der Arzt auf dem Lande durch die vielfachen Berührungspuncte, in denen sie mit den Massen stehen, auf Leben und Sitten der Bevölkerung einen unabweißbaren Einfluß üben? Glaube, körperliches Wohlfeyn und die Sorge für materielle Interessen, drei mächtige Hebel für menschliche Thätigkeit, bilden ohne Zweifel den Dreifuß, worauf das ganze Gebäude der Gesellschaft beruht. Weise Gesetzgeber waren auch von jeher bemüht, diese drei Grundlagen des bürgerlichen Lebens aufrecht zu erhalten, und ihrem Einfluß eine heilsame Richtung zu geben. Aber was hat man in Frankreich gethan, um den Einfluß dieser Stände zu begünstigen? Als die länderverheerende Lava der Revolution sich über dieses unglückliche Land ergoß, wurde gar Manches umgestürzt, nur das traurige Loos des Landarztes blieb dasselbe, und täglich bestätigt sich im schneidendsten Sinne des Wortes die grausame Wahrheit: Wer nichts hat, wird nichts seyn. Ist ein Arzt, besonders wenn er auf dem Lande seine Kunst ausübt, ohne Vermögen, er mag noch so talentvoll seyn, er bleibt immer im alten Geleise, angeschmiedet an den Ketten drückender Armuth. — „Aber seine Geschicklichkeit wird ihn schon bereichern.“ — Meinst du? Bist du vielleicht eben erst aus Utopiens phantasiereichem Lande angekommen, um so glückliche Träume zu haben? Unsere Zeit bietet eine Doppelercheinung voll sonderbaren Widerspruches. In moralischer Beziehung greift die Anarchie der Sitten immer mehr um sich; man glaubt nichts, man versteht sich über Nichts, es gibt keine Ueberzeugung, worin die Gemüther friedlich übereinstimmen. Was aber die materiellen Interessen betrifft, darüber ist man vollkommen mit einander einverstanden; da herrscht nur eine Idee, die in der Ueberzeugung Aller fortlebt und gedeiht. Ein Jeder ehrt die Ziffer, Jeder küßt voll Andacht das goldene Kalb, alle Welt ist bereit, wie der Dichter mit lauter Stimme zu rufen: O! heiligste Majestät des Reichthums \*)! Man behandelt jede noch so ehrenwerthe Sache wie ein Geschäft, wie eine Rechnungsaufgabe, wie eine Gleichung, deren Auflösung Etwas eintragen

\*) Sanctissima divitiarum majestas!

soll. Diesem kaltberechnenden, gewinnstüchtigen Geist der Zeit kann man nur dadurch entgegenarbeiten, wenn man jene Personen, die einen wohlthätigen Einfluß auf die Sittlichkeit der Masse haben können, in ihrem Wirkungskreise unterstützt, und sie in der Lage erhält, durch ihr gutes Beispiel auf die öffentlichen Sitten zu wirken. Der Arzt, der Notar und der Seelsorger gehören ohne Zweifel zu diesen einflussreichen Personen. Seit 50 Jahren ist man bemüht, alle Fragen gründlich zu erörtern, die mit dem Heile der Gesellschaft zusammenhängen; auf das Loos der Landärzte war jedoch kein Staatsmann in Frankreich bis jetzt ernstlich bedacht. Aber ungeachtet man sich wenig um die Lage des Arztes bekümmerte, sein Beruf und seine Stellung in der Gesellschaft sichert ihm großen Einfluß auf seine Mitbürger, und ein solcher Einfluß sollte vom Staate hinreichend benützt und gewürdigt werden. Das körperliche Wohl der Bevölkerung macht es zur dringenden Aufgabe, auch auf die Existenz des Arztes besser bedacht zu seyn. Im Budget dieses Jahres findet man 11 Millions, 920,000 Francs für die Veredlung von Pferd-Racen angesetzt. Sollte man nicht auch einige Opfer bringen, um die Menschenrace zu veredeln? Man glaube aber ja nicht, daß der Notar, der Arzt und der Pfarrer auf dem Lande Ehrenbezeugungen, Auszeichnungen, Privilegien verlangen. Nichts weniger! Sie wollen nur leben, ihrem Berufe angemessen leben. Es ist nicht genug, wenn die Regierung dafür sorgt, daß für ihren Beruf taugliche, redliche und tugendhafte Männer gebildet werden, sondern auch daß sie das ihnen gebührende Ansehen in der öffentlichen Meinung genießen, daß sie von gewissen Vorurtheilen, die auf sie lasten, befreit werden. — Sie räume ihnen eben so gut Rechte als Pflichten ein — und bald wird sich das Gute und Heilsame herausstellen, welches sie ohne alle Erschütterungen der Gesellschaft leisten können. Denn bei jedem Streben nach Fortschritt, bei jedem noch so redlichen Drängen nach Vorwärts ist Ordnung und ein stufenweise Entwicklungsgang das erste Gesetz, und das einzige Mittel gegen jeden Rückschritt. Ich bin daher der Meinung, daß diejenigen Aerzte, welche ihre Kunst auf dem flachen Lande ausüben, gewissen Lehren, die auf das ganze Wohl der bürgerlichen Gesellschaft Einfluß haben, bestens Eingang verschaffen können. Der Landarzt hat es mit einem noch unverdorbenen, kräftigen und gesunden Theile der Bevölkerung zu thun. Ein Staat, der sich gegen äußere Angriffe vertheidigen will, muß auf die Kraft seiner Bevölkerung bedacht seyn; diese aber ist dem Landarzt zunächst anvertraut. In den Armeen rafften Krankheiten oft mehr Menschen weg, als Feuer und Schwert des Feindes — diese zu verhüten ist Sache der physischen Erziehung der zahlreichen Volksclassen; — wer wird aber hierin zu Rathe gezogen, wer kann ihr die beste Richtung geben, als der Arzt auf dem Lande? Man vergeße nicht, daß Luxus,

Sittenverderbniß und Weichlichkeit immer mehr den Kern der Gesellschaft, die Landleute, anzugreifen drohen; daß Kaffee, Wein und andere verweichlichende Genüsse immer eine größere Rolle im häuslichen Leben des Bauers zu spielen anfangen. — Diesen Leidenschaften, dieser Seuche entgegen zu arbeiten, wird und muß die Bestimmung des reblichen Landarztes seyn, wenn ihn nur die Sorgen des Tages nicht gänzlich erdrücken. Diese zu mindern möge der Staat auf irgend eine Weise bedacht seyn. Die Art dieser Abhilfe liegt außer den Gränzen dieses Aufsatzes, und soll ein anderes Mal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

### Ueber Armenwesen und Armenpflege.

(Von Sincerus.)

(Fortsetzung.)

Jede Armenanstalt, die anstatt Almosen zu spenden, dem Hilfsbedürftigen Gelegenheit zur Arbeit verschafft, macht sich um die Menschheit doppelt verdient. Erstens, indem sie der Noth des Arbeiters für den Augenblick abhilft, und ihn in die Lage setzt, sich etwas zu ersparen. Zweitens und vorzüglich dadurch, daß sie ihn vor dem Pesthauche des Müßigganges rettet, der Geist und Körper zerstört, und allen bösen Gedanken Thür und Thor öffnet. Während eine nur auf den Augenblick berechnete Geldunterstützung leicht zum Genuße geistiger Getränke verführt und die Gesundheit des Armen nur gefährdet, wird eine zweckmäßige Arbeit den Körper stärken, das Gemüth erheitern und vor jeder Verschwendung im Wirthshause schützen. Personen, welche mit geistigen Getränken, mit Kaffee und Zucker und mit anderen, für den Gaumenkitzel berechneten Dingen Handel treiben, wissen sehr genau, an welchem Tage Geldbetheilungen an Arme gemacht wurden. Gerade Diejenigen, die am meisten von den Wohlthätigkeitsanstalten mit Geld bedacht wurden, leben am leichtsinnigsten in den Tag hinein. Sie vertrinken ihr Bißchen Habe, denken weder an Kleidung, noch an Anschaffung einer gesunden Nahrung, und werden zuletzt noch ein Opfer ihrer Lebensart. — Man darf nicht vergessen, daß der Anblick des süßen Nichtsthuns ansteckend wirkt; daß ein Bettler viele macht; daß die reizende Aussicht, von dem Mitleiden seiner Nebenmenschen leben zu können, zu den schändlichsten Verstellungskünsten und Selbstverstümmelungen führt; daß befriedigte Gassenbettelei den verderblichsten Einfluß auf die Erziehung armer Kinder und auf ihren Gesundheitszustand haben muß. Anstatt nämlich diese zu waschen, reinlich zu halten, und für deren gesundes Aussehen zu sorgen, bestreben sich vielmehr ihre arbeitsscheuen Aeltern sie in dem verwahrloseten Zustand auf die Gasse zu schicken, um das Mitleid der Vorübergehenden

desto sicherer anzuregen. Abgesehen von dem unangenehmen Eindruck, den der Anblick solcher ekelerregenden Kinder auf zarte, nervenschwache Personen, auf Schwangere und auf andere Kinder haben muß, werden solche im Bettlerleben aufwachsende, junge Geschöpfe bald ein Raub der Verführung, und fallen früher oder später den Spitalern zur Last. Sie sind die lebenden Träger ansteckender Krankheitsstoffe, und die nachtheiligen Folgen solcher unbewachten Keime von Krankheiten sind für die öffentliche Gesundheit des Staates unberechenbar. Deswegen wird eine Armenanstalt, die mit Besonnenheit und Energie ihr wahres Ziel, nämlich Verminderung der Armen, verfolgt, sich bestreben, sowohl armen Kindern Unterricht und Beschäftigung, als auch arbeitsfähigen, erwachsenen Personen Arbeit zu verschaffen. Nur so wird es möglich seyn, den Fortschritten der leider täglich zunehmenden Armuth, den traurigen Folgen des Müßigganges, und dem Unfuge des Bettlerwesens kräftig entgegen zu arbeiten. Ist es aber wohlthätigen Menschenfreunden bis zur Ueberzeugung klar geworden, daß der Armuth durch frühzeitige Erziehung armer Kinder und durch das Anhalten derselben zur Thätigkeit energisch gesteuert werde, so wird sich ihnen alsbald das Bedürfnis aufdringen, sogenannte Industrie-Schulen einzurichten, die zugleich Unterricht und Arbeit den Kindern gewähren können. Die Kosten dürfen hier nicht in Rechnung kommen, wenn man bedenkt, was ein geachteter Schriftsteller als das Resultat zahlreicher Erfahrungen hingestellt hat, nämlich: „Jede zweckmäßig eingerichtete Schule erspart dem Staate ein Zimmer im Strafhaufe.“ — Man muß daher das Werk der Erziehung armer Kinder nicht nur als ein Mittel betrachten, um ihre Zukunft zu sichern, sondern auch, um die Ruhe der Gesellschaft zu befestigen, und von diesem Gesichtspuncte aufgefaßt, wird es die erste und angelegentlichste Sorge dieser Armen-Schulen seyn müssen, Mäßigkeit, Nüchternheit, Haß gegen alle geistigen Getränke, Liebe zur Arbeit und die lebendige Ueberzeugung in den Herzen der Kinder zu befestigen, daß der Mensch nur bei einer seinen Kräften angemessenen Thätigkeit gesund bleiben könne. Daher müssen die solchen armen Kindern dargebotenen Beschäftigungen jedes Mal irgend einen Bezug auf ihre künftige Bestimmung haben; daher muß der oberste Grundsatz, der nicht genug in solchen Lehranstalten eingeprägt werden kann, der seyn: daß der Grund zum sittlichen und materiellen Wohl eines Menschen am besten gelegt wird, wenn man ihn zur Thätigkeit bildet; ihm einen Abscheu vor dem Müßiggange einflößt, und ihm gleichsam die Arbeit zum Bedürfnis macht. Daher wird das Wesentliche dieser Industrieschulen nicht sowohl in dem Nutzen bestehen, den die Armen von der Arbeit ziehen,

als vielmehr, um die schlummernden Kräfte der Jugend zu wecken, und ihrem Thätigkeitstrieb die gehörige Richtung zu geben. Eine solche Arbeitsschule wird schon ihrer Natur nach keine Bezahlung von den Zöglingen fordern; sie wird es jenen Armen, die aus den Wohlthätigkeitsanstalten Unterstützung erhalten, zur Pflicht machen, ihre Kinder dahin zu schicken, damit diese wenigstens eine ihrem Alter und Kräften angemessene Beschäftigung und Unterricht erhalten, und vor dem traurigen Loose ihrer Aeltern geschützt würden. Gewiß können schon sehr junge Kinder Arbeiten vornehmen, wobei sie durchaus nicht angestrengt, sondern nur zu einer stufenweisen Entwicklung ihrer Kräfte angehalten werden. Die Arbeiten müssen leicht zu erlernen und auszuführen seyn, und so viel möglich der Liebe des kindlichen Alters nach Abwechslung zusagen. Man wird sich bald überzeugen, welchen wohlthätigen Einfluß diese beständige Regsamkeit auf das Gedeihen der Kinder, auf ihre Munterkeit und gutes Aussehen haben wird. Was Industrieschulen für Kinder sind, das werden freiwillige Arbeitsanstalten für Erwachsene seyn. Beide vereint werden die besten Mittel abgeben, um die Quelle der Armuth mit Erfolg zuzustopfen.

(Der Beschluß folgt.)

### **Medicinalische Gutachten über den Einfluß der Eisenbahn-Tunnels auf die Gesundheit \*).**

Bei den vielen Einwendungen, die von dem gesundheitspolizeilichen Standpunkte aus von einigen Seiten gegen die Tunnels, durch welche Eisenbahnen geführt werden sollen, gemacht worden sind, dürfte es nicht ohne Interesse seyn, über diesen Gegenstand auch die Ansichten einiger Aerzte zu vernehmen, welche zugleich Chemiker genug sind, um die Sache allseitig prüfen zu können. Wir theilen daher zwei solche Gutachten über den Tunnel an der Eisenbahn zwischen Leeds und Selby mit.

I. Gutachten des Herrn John Davy, Medicinā-Doctors, Vice-Inspectors der Armen-Spitäler und des Herrn R. W. Rothmann.

„Wir sind nach sorgfältiger Untersuchung und Prüfung des besagten Tunnels der Meinung, daß derselbe durchaus keinen schädlichen Einfluß auf die Reisenden habe. Wir kamen zu diesem Schlusse, indem wir fanden: 1) daß die Luft in dem Tunnel zur Zeit der Durchfahrt nicht merklich verunreinigt ist; 2) daß die Temperatur der Luft im Tunnel zwar gleichförmiger bleibt, als die der äußeren Luft, aber von dieser nicht so sehr abweicht,

\*) Aus den Mechanics Magazine Nr. 714, p. 27, siehe Dingler's polytechnisches Journal Juli 1837.

als man hätte erwarten sollen. Bei dem wärmsten Wetter war die Luft in der Mitte des Tunnels nur um 8° kälter als die äußere Luft, welche 70° F. hatte, und im Februar, wo die äußere Luft 56° F. hatte, war der Unterschied in der Mitte des Tunnels auch nur 8°; 3) daß die Feuchtigkeit der Luft im Tunnel noch gleichförmiger, als die Temperatur, und nie so bedeutend ist, daß sich die wässerigen Dünste auf die Wagen oder Passagiere ablagern; 4) daß wir an keiner Stelle des Tunnels saure oder andere schädliche Ausdünstungen bemerken konnten.“

„Wir legen unserem Gutachten auch noch jenes des Herrn Dr. Williamson, eines der ersten Aerzte in Leeds, bei. Es stimmt vollkommen mit unserer Ansicht überein, ja wir zweifeln auch nicht an der darin ausgesprochenen Meinung, daß das Fahren auf den Eisenbahnen der Gesundheit mancher kränklichen Personen, namentlich bei leichten Brustbeschwerden, zuträglich ist \*).

## II. Gutachten des Herrn J. Williamson, ältesten Arztes am Krankenhause in Leeds.

„Ich habe in Hinsicht auf die Wirkungen der Durchfahrt durch den Tunnel der Eisenbahn zwischen Leeds und Selby zu bemerken, daß mir weder in meiner Stellung als Spitalarzt, noch in meiner Privat-Praxis auch nur ein einziger Fall vorgekommen ist, in welchem einer solchen Durchfahrt irgend ein nachtheiliger Einfluß auf die Gesundheit zugeschrieben werden könnte. Ich habe vielmehr vielen schwächlichen Individuen zur Befestigung ihrer Gesundheit Eisenbahnfahrten empfohlen, und mich von den günstigen Folgen, die hieraus selbst für Leute, die an leichteren Brustbeschwerden litten, erwachsen, mehrfach überzeugt \*\*). Ich habe die Gewißheit, daß sich in dem Tunnel niemals Dampf, Rauch und die gasförmigen Resultate der Verbrennung in einer solchen Menge ansammeln, daß eine wesentliche Verunreinigung der Luft daraus entstünde; und ich weiß auch, daß weder ein schädlicher Grad von Feuchtigkeit, noch auch irgend eine andere ihm eigenthümliche Ausdünstung in demselben herrscht. Ich glaube, daß Leute mit sehr reizbarer Schleimhaut der Luftröhre die Luft des Tunnels eine beträchtliche Zeit lang einathmen können, ohne im Geeringsten dadurch belästigt zu werden.

\*) Um jeder zweideutigen Auslegung und jedem Mißbrauche dieser Ansicht zuvorzukommen, erlauben wir uns zu bemerken, daß auch gewisse andere körperliche Bewegungen, z. B. das Reiten, von englischen Aerzten als zuträglich in Brustkrankheiten angerühmt werden, daß aber nur der Arzt entscheiden kann, ob man nicht hier mehr schadet als nützt, indem es wohl gewisse, besonders in England, einheimische Brustleiden gibt, bei denen passive Bewegungen heilsam sind, während gar manches Brustübel hierdurch sich verschlimmern kann.

D. Red.

\*\*) Siehe Gesundheitszeitung Nr. 49, d. S.

## Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

## XIII.

Die traurigste Erfahrung, die ein junger Arzt machen kann, ist, wenn er bei schweren Krankheitsfällen mit einem berühmten Arzte zusammenkommt, von demselben Rath und Hilfe erwartet, durch nähere Bekanntschaft mit dem hochgepriesenen Mann aber die Entdeckung macht, dieser sei der großen Kuren unfähig, die man ihm nacherzählt, und die ihm doch den Ruhm und die Unsterblichkeit in der Ferne zusichern. Der junge Mann kennt noch nicht die Wege, auf denen man Vorbeeren bricht, ohne sie zu verdienen, und murt in seinem Herzen über die Launen der Menge. Die bittere Wahrheit gibt ihm endlich über das Wesen der Menschheit und über Das Licht, was ihr Schicksal leitet. Ein blinder Zufall scheint ihm in der Welt zu herrschen — und die Würde der Kunst sinkt in seinen Augen. Aber welsch heiliger Schauer durchdringt den jungen Künstler, wenn er am Krankenbett einen wirklich großen Arzt kennen lernt, der seines Ruhmes würdig ist. Da erwacht sein Streben von Neuem — da lebt sein Glaube an Kunst und Menschheit wieder auf, und lächelnd sieht er auf die verwirrende Thorheit der Menschen herab, die so schwer den großen Arzt vom berühmten Arzt zu unterscheiden versteht.

## XIV.

Die Macht des Gemüthes zur Linderung der Schmerzen drückt einer unserer geistreichsten Schriftsteller sehr schön aus, indem er sagt: Tretet einem Hofmann, der das Podagra hat, auf den kranken Fuß, er wird euch verzeihen, wenn es darum geschieht, ihm Platz zu machen, und er dadurch nur um die Länge des schmerzenden Fußes seinem fürstlichen Gönner näher zu stehen kommt. Ja, er wird euch, geschmeichelt von der erzeugten Ehrerbietung, unter dem ärgsten Schmerz noch zulächeln.“

## XV.

Es hat Zeiten gegeben, wo Aerzte nicht ohne Brechmittel und Lanzette das Haus verließen — es hat andere gegeben, wo sie nicht ohne Moschus, Kampfer und Wein ausgegangen — noch andere, wo sie Amulette stets am Leibe trugen. — Wo sind alle diese Zeiten hingekommen? Das Wasser hat sie alle weggeschwemmt.

(Wird fortgesetzt.)

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 74.]

Donnerstag, den 14. September.

[1837.]

---

Inhalt: Die Würde des Arztes. — Das Vermächtniß des Heren von Monthyon. — Aus dem Tagebuch eines Arztes.

---

## Einladung zur Pränumeration

auf das vierte Quartal dieses Jahrganges der  
„Gesundheitszeitung.“

Bei Gelegenheit des bald beginnenden vierten Quartals dieses Jahrganges der Gesundheitszeitung ladet der Gefertigte ein P. T. verehrtes Publikum zur ferneren Theilnahme an genannter Zeitschrift mit der ergebensten Bitte ein, die dießfalls nöthigen Einleitungen baldmöglichst treffen zu wollen, damit die Stärke der Auflage hiernach bestimmt werden könne.

Gleichzeitig erlaubt sich derselbe auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß der immer mehr sich erweiternde Kreis geachteter Mitarbeiter ihn in die Lage setzt, die seinem Blatte zu Grunde liegende Tendenz mit immer regerem Eifer und im größeren Umfange verfolgen, und hierdurch auf die zweckmäßigste Weise seinen innigsten Dank für die gütige Unterstützung bekrunden zu können, die bis jetzt seiner Zeitschrift zu Theil geworden.

Man pränumerirt in Wien im Bureau des Unterzeichneten (Stadt, Ruprechtsplatz 462), oder in der Carl Gerold'schen Buchhandlung mit jährlichen 6 fl., halbjährig 3 fl. und vierteljährig 1 fl. 30 kr. C. M. — in den k. k. Provinzen bei jedem k. k. Postamte unter portofreier Zusendung mit jährlichen 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr.; so wie in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Dr. S. S. Beer.

---

## Die Würde des Arztes.

(Von Professor Cruveilhier.)

(Aus einer von demselben an der medicinischen Schule zu Paris gehaltenen Rede \*).

Ernste und mannigfache Pflichten legt dem Arzte seine Stellung in der Gesellschaft auf; sein Beruf hat das Besondere und zugleich auch das Ehrenvolle, daß er das Gemüth nicht minder als den Geist in Anspruch nimmt. Als Beschützer des Lebens muß der Arzt Alles kennen, was die Gesundheit erhält, die Krankheit entfernt; und wie sollte er diesem Vertrauen fordernden Amte genügen, wäre er nicht im ganzen Sinne des Wortes ein Ehrenmann!

Wissen und Charakter sind also die beiden Hauptanfordernisse des Arztes; jenes gewährt ihm den Stoff, dieser bestimmt seine Anwendung, und gibt die Geistesgröße und Stärke, deren der Arzt so oft bedarf. In der That ist Unwissenheit da, wo es sich um das Leben Anderer handelt, ein Verbrechen, und der Gesetzgeber schuldet der Gesellschaft Bürgschaften für die Fähigkeiten derer, die sie üben; je schwieriger diese Bedingungen sind, um so ehrenhafter und um so sicherer stellen sie die Würde der Kunst und den Erfolg derer, die sich ihr widmen.

Schon kleidet Euch ein Titel, Ihr habt Eure Prüfungen mit Auszeichnung bestanden, Eure Dissertation beleuchtet einen noch dunklen Punkt, Ihr seid mehr als beredsame Theoretiker, die Besuche am Krankenbette, die klinischen Vorträge geben Euch im Voraus eine Erfahrung, die vielleicht in 20jähriger Praxis nicht erworben wird! Und diese Mühen, diese Nachtwachen, alle diese Bestrebungen eröffnen Eure Laufbahn erst! Ihr tretet ins praktische Leben, ein Leben, das Anstrengung, Selbsterläugnung und Opfer gebietet! Strenge Gebote beherrschen den Boden, dem Ihr Euch freiwillig angeschmieDET, Ihr gehört nicht Euch mehr an, sondern der leidenden Menschheit! Vergesst die süße Muße, die Tage der Vergnügungen, die Freuden des Landes, vergesst selbst die Künste und Wissenschaften, denen Ihr in der Jugend nachhinget, und die vielleicht noch jetzt Eure Seele erfüllen; — fordert Nachts keine ungestörte Ruhe, man achtet Eurer Ermüdung nicht, und Ihr verrathet Euer Amt, wenn Ihr Euren Dienst versagt, nur bis Morgen!

Die Zeit des Arztes soll zwischen Praxis und Studium getheilt seyn, jene liefert die Erfahrungen, dieses ordnet sie und macht sie fruchtbar. Die Medicin ist nicht allein Erfahrungs-, sondern auch Vernunftwissenschaft; Erfahrung, nicht vom Geiste durchleuchtet, ist Handwerk, ist bewußtlose Empirie. Die Arzneiwissenschaft steht nicht stille, und keiner vermag ihr zu sagen: „bis hierher und nicht weiter!“ Darum kann man

\* Siehe Zeitschrift für die gesammte Medicin. Bb. 5, Heft 3.

die Männer vom Fache nicht genug angehen, daß sie der Bewegung der Wissenschaft folgen mögen! — Aber, meine Herren, ich spüte mich zu bemerken, nicht jede Bewegung ist Fortschritt; es gibt Bewegungen in die Runde, es gibt rückgängige. Deshalb ist auch das Studium der Alten unerläßlich. Wenn die Beobachtungen aller Zeiten, gemacht unter dem Einflusse der verschiedensten Systeme, vor unseren Augen vorüberziehen, so werden wir gesichert gegen die Verführung durch die Ideen des Tages, und dagegen, daß wir die Wissenschaft stets von vorn beginnen, und alte, verschollene Dinge für neue ausgeben. Oder wir nehmen vergessene, aber fruchtbare Fragen wieder auf, um sie mit den neu erworbenen Hilfsmitteln zur Weiterbildung der Wissenschaft zu untersuchen.

Nicht Jeder, meine Herren, ist zur Ausübung der Heilkunst geschaffen; ein gerader Sinn, scharfe Unterscheidung, eine Richtung auf's Positive sind hier unerläßliche Bedingungen. Diese Kunst der Beobachtung fordert weniger Phantasie, als Bestimmtheit, vielleicht weniger Tiefe des Geistes, als Schärfe, Umsicht und Ausdauer. Es gibt Männer, die sich nur in der abstrakten Welt heimisch fühlen, die Jeder, die Zuhörer begeistern sie, aber nimmer der Anblick eines Kranken; ihre generalisirende Vernunft gibt sich ungern der kalten, ernsten, ruhigen Beobachtung hin. Sie glänzen vielleicht im theoretischen Vortrag, bei Erörterungen, ihre Schriften zeichnen sich durch philosophische Blicke aus; — aber entfernt diese Hülle der Allgemeinheit, in die sie sich verbergen, laßt sie Euch auf dem festen Boden der Thatfachen folgen, und sie werden ihre Kräfte schwinden fühlen. Diesen gilt der Gedanke für Thatfache, die Idee für Grundlage, der Schluß für erwiesene Wahrheit: es sind die Dichter in der Wissenschaft, die sie nie anzuwenden lernen.

Außer dem angebeuterten Geiste und Wissen des Arztes darf auch seinem Gemüthe keine gute Eigenschaft fremd sein. Wird er eine Kunst lieben können, deren Studium und Ausübung so viel zu überwinden gibt, wenn seine Seele in kalter Selbstsucht erstarrte, wenn Eigennuz der Hebel seiner Thaten, wenn er trostreiche Worte nur für den Reichen findet, und dem Armen gleichgiltig, kalt, oder selbst verachtend gegenüber steht? — Man sagt, daß die Heilkunst, und besonders die Chirurgie hartherzig mache. Jene Reizbarkeit der Nerven freilich, welche den Verstand verwirrt, stumpft sie ab, aber sie läßt unberührt und unbeschadet diese Tiefe des Gemüthes, dieses männliche Mitgefühl, das am Schmerze Theil nimmt, ihn erleichtert und besänftigt, das den sinkenden Muth erhebt, und kaltes Blut läßt, um einem Unfalle mit unerschütterter Sicherheit zu begegnen. Diese Tiefe des Gemüths ist die Menschlichkeit, ist die Liebe, ist die Haupttugend des Arztes und das Glück, das sie anderen bereitet, sein süße-

ster Lohn. Durch seine Stellung ein Mittelglied zwischen Reichen und Armen leitet er die Wohlthätigkeit jener auf diese und die Dankbarkeit dieser zu jenen zurück. Er ist der geborne Beschützer der Unglücklichen, oft ihre einzige Stütze, ihr Tröster und Freund. Schonet seiner, wenn er zuweilen aus der engen Hütte, wo eine nahrungslose Familie seufzt, mit trübem Sinn in die Gemächer des Ueberflusses tritt, oder wenn er, das Elend und den Schmerz stets von Angesicht zu Angesicht schauend, alle Wohlthätigkeitsanstalten mit seinen Ansprüchen ermüdet!

In den Augen des Arztes, sagt Hippokrates, sind alle Kranken gleich, wie in den Augen der Gottheit alle Menschen; hinter den verzierten Gewändern, wie hinter den Fegen des Elends, sieht er nur die leidende Organisation, und macht keinen Unterschied außer den der Schwere der Krankheit und der Dringlichkeit seines Beistandes.

„Wenn der Beruf des Arztes ein schöner ist, sagt Vicq d'Azyr, so ist er es weniger in den Palästen und bei den Großen, wo die Motive des Interesses die der Menschlichkeit verdrängen, als in den ungesunden Wohnungen der Dürftigen; hier gibt es keinen Beschützer, keinen Reiz, keinen Ruhm, — hier steht der Mensch dem Menschen bei, ohne Mitbewerber, ohne Zeugen.“

Man staune daher nicht, wenn die Medicin einen so unmittelbaren und mächtigen Einfluß auf die Gesellschaft übt, und wenn sie als eine Art Priesterthum betrachtet werden konnte. Ja der Ausspruch, daß gegenwärtig die Rechtsgelehrten an Einfluß gewonnen hätten, findet eine richtigere Anwendung auf die Aerzte: ihnen vertrauen die Familien nicht ihre Glücksgüter, sondern sich selber, die Geheimnisse ihres Privatlebens, wie die Leiden ihrer Seele an! Wie viele Thränen und wie viele Wohlthaten deckt das undurchdringlichste Geheimniß! Wie oft verhütete der Arzt jenes schreckliche Verbrechen, das den Tod gibt, um einen Fehlgriß zu verbergen, der das Leben gab! Wie oft durchschaute er einen Unglücklichen, dessen Seele mit Selbstzerstörung schwanger ging, und rettete ihn! Und täglich versöhnt er gespannte Familien, und heilt und hilft an allen Orten, mit allen Mitteln; denn, meine Herren, unsere Kranken werden unsere Freunde, um so theurer, je unglücklicher sie sind!

Welche Weisheit, welche Behutsamkeit, welche Verschwiegenheit und wie viel Zartgefühl fordert unser Beruf! Zugelassen ins Innerste des Hauses müßt Ihr, was Euer Auge sah, Euer Ohr vernahm, als heiliges Pfand betrachten, und selbst wenn schwarzer Undank der Lohn Eurer edelmüthigen Bestrebungen wäre, mag der Undankbare ruhig schlafen, sein Geheimniß stirbt in Eurem Herzen. Nein, meine Herren, keine schwache Rücksicht soll uns das Geheimniß entlocken, das uns in unserem Amte

vertraut ward, und wenn Versprechungen, wenn Drohungen sich häufen, so wird unser ärztliches Gewissen uns laut zurufen: „Du darfst es nicht!“

(Der Beschluß folgt.)

### Das Vermächtniß des Herrn von Monthyon.

Der Geist der Wohlthätigkeit bedarf einer geregelten Leitung, wenn er nicht ganz seinen Zweck verfehlen soll. Er muß darüber strenge wachen, daß sich nicht Betrug und Faulheit der edelsten Gaben bemächtigen, welche Menschenfreunde der wirklichen Armuth widmen. Der so schöne Trieb, sich der leidenden Menschheit anzunehmen, könnte gerade der Gesellschaft den meisten Schaden bringen, wenn er Trägheit und Gewerbslosigkeit ermuntert. Die wohlthätige Gabe an sich ist ohne Werth, wenn sie nicht damit die Absicht und den Zweck zu erzielen strebt, die Quelle der Armuth zu verstopfen. Daher scheint die beste Wohlthätigkeitsanstalt jene zu seyn, welche unter der arbeitenden Volkssclasse gesunde Begriffe über Mäßigkeit, die Ideen der Ordnung, der Häuslichkeit, und Wirthschaftlichkeit verbreitet, durch sie das innere Wohl der Nothleidenden herzustellen sucht, und endlich der faulen Zubringlichkeit jeden Vorwand zur Aushilfe benimmt, die ihnen nicht gebührt, um dadurch selbst in dem Aermsten stets die Ueberzeugung wach zu erhalten, daß Arbeit eine weit ergiebigere und redlichere Quelle abgibt, als Almosen. Zur Bestätigung dieser Wahrheit diene eine, neuerlichst öffentlich bekannt gewordene Berechnung, betreffend die Folgen eines Vermächtnisses des Herrn von Monthyon.

Wenige Menschen haben ihren Wohlthätigkeitsgeist vielfacher bewährt, als Herr von Monthyon. Seine Stiftungen zur Aufmunterung guter Werke, und zur Belohnung rechtschaffener Handlungen sind in ganz Frankreich bekannt. Ueberzeugt, daß gar mancher Genesende, der das Spital verläßt, in dieser hilflosen Lage zuweilen die dringendste Unterstützung bedarf, vermachte er zu diesem Behufe an die Pariser Anstalten die bedeutende Summe von 120,000 Franks Renten. Es war berechnet, daß jeder Kranke hierdurch bei seinem Austritte aus dem Spital eine Unterstützung erhalten werde, die zwar Anfangs gering, mit der Zeit aber sich bis auf die provisorische Aushilfe von 10, und endlich auf den definitiven Betrag von 50 Franks werden belaufen können. Allein die Folgen dieser Wohlthat waren nicht die heilsamsten. Die oberste Verwaltung der Pariser Spitäler hatte nämlich die Bemerkung gemacht, daß nicht Alle, welche derlei Unterstützung erhielten, hierzu den gleichen und wohlbegründeten Rechtsanspruch hatten. Sie konnte daher nicht gänzlich den Argwohn unterdrücken, daß der freigebige Stifter, ohne es zu wollen, die Zahl der

rer vermehrte, welche Armuth und Krankheit vorschützten, um in das Spital zu kommen. Die Bestätigung oder Wiederlegung dieses Argwohnes war daher von Wichtigkeit. Die Untersuchung dieses Gegenstandes schien nicht nur für Paris, sondern überhaupt von Interesse, indem es sich um Aufklärung einer ernsten Frage der Staatsverwaltung, der Wohlthätigkeit und der politischen Oekonomie handelte. Um daher so nahe als möglich der Auflösung dieser Frage zu kommen, hat man die Vergleichung zwischen zwei Zeiträumen angestellt. Die erste Periode erstreckte sich auf 10 Jahre, welche der Vertheilung der Monthyon'schen Stiftung vorausz gingen; die zweite enthielt die 10 Jahre, während welcher dieses Vermächtniß schon im Gange war. Die vorzüglichsten Spitäler von Paris mußten nun die Hilfsmittel zu dieser Vergleichung hergeben. Was war das Resultat dieser Untersuchung? Daß in der ersten Periode (1815 bis 1824) die Zahl der in 7 Spitäler Aufgenommenen sich auf 219,000 belief, während in der zweiten Periode die Eintretenden sich bis auf 334,000 vermehrten, so daß seit der Monthyon'schen Stiftung das Bureau-Central in die Spitäler jährlich um 10,000 Kranken mehr geschickt hat, und daß sich die Zahl der Nothleidenden, die Eintritt verlangten, um 3,600 jährlich vermehrte. Welches ist die Ursache dieser Zunahme? Haben die wachsende Bevölkerung, der Drang der Zeitumstände, die etwa seit dem Monthyon'schen Vermächtniß entstehenden neuen Krankheiten diese Wirkungen hervorgebracht? Die Bevölkerung nimmt zwar zu, aber das Verhältniß dieser Zunahme ist keineswegs der Art, um die wachsende Menge der Kranken, die in das Spital gingen, befriedigend zu erklären; auch hat man sich überzeugt, daß die Zahl der in die Controлле eingeschriebenen Armen abnimmt, obwohl die Bevölkerung zunimmt; endlich hat man bei der obenangeführten Berechnung aus dem Jahre 1832 alle ungewöhnlichen Resultate, welche die Cholera, als neue Krankheit, damals herbeiführte, schon abgezogen. — Diese Umstände hatten jedoch noch keine Beweiskraft, um den Einfluß der oftgenannten Stiftung auf die Zunahme der Spitalskranken genau zu ermitteln; man schritt zu neuen Untersuchungen und fand, daß die Zahl der Krankentage (journées de malades) seit der Monthyon'schen Stiftung jährlich um 111,000 die Tageszahl der früheren Periode übertraf. Man rechnete ferner  $35\frac{1}{2}$  Tage als die mittlere Aufenthaltszeit eines jeden Kranken in den Spitälern während der ersten Periode; während seit genannter Stiftung jeder Kranke im Durchschnitt nur  $25\frac{1}{10}$  Tage im Spital verweilt. Die Sterblichkeit in der ersten Periode war 1 auf  $5\frac{8}{10}$ ; die der zweiten Epoche 1 auf  $8\frac{1}{10}$ . Endlich ergab sich, daß in der ersten Periode 1,104 Kranke nur 5 Tage

und noch kürzere Zeit im Spital blieben, während in der Monthyon'schen Periode die Zahl der so kurz Verweilenden sich auf 2,187 jährlich belief.

Es fragt sich nun, wie kommt es, daß in dieser letzten Periode die Behandlung kürzer dauert, und die Sterblichkeit geringer ist? Der bessere Zustand der Spitäler, der Eifer und die Geschicklichkeit der Aerzte und andere Verbesserungen können wohl hierzu viel beigetragen haben; wären jedoch diese Umstände allein hier im Spiel, wie könnte man sich dadurch die wachsende Zahl der Kranken erklären? Daher sieht man sich leider genöthigt, anzunehmen, daß Faulheit und Mißbrauch des öffentlichen Wohlthätigkeitsgeistes hier eine Hauptrolle spielen, und diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, wenn man die Bedingungen, die zum Genusse an jener Stiftung befähigen, etwas näher betrachtet. Anfangs nämlich erhielt jeder Reconvaleszent bei seinem Austritt aus dem Spital 75 Centimes Geld und 3 Pfund Brot. Allein was geschah? Dieselbe Person legte sich abwechselnd in verschiedene Spitäler, und konnte auf diese Weise in einem Monat 20 Mal diese Hilfe sich erschleichen. Man gab daher später einen Frank, und verlangte, daß der Kranke wenigstens 5 Tage im Spital gewesen seyn mußte. Daher kam es, daß die Zahl der Armen, deren Spitalsaufenthalt sich nicht höher als auf 5 Tage belief, seit der Monthyon'schen Stiftung von 11,048 auf 21,875 anwuchs; weil nämlich ein solcher 5tägiger Aufenthalt eine Bedingung zur Unterstützung war. Dieser Umstand ist gewiß von Bedeutung. Zwanzig Sous Geld ist zwar wenig; aber dasselbe Individuum konnte in Folge vorgeschützter Leiden sich 6mal diese Summe verschaffen, und hatte noch den Vortheil, Wohnung, Nahrung und andere Zehrungskosten zu erhalten; was aber den größten Reiz für den Betrug, den Müßiggang und die Geldsucht hatte, war der Umstand, daß solche entlassene Kranke in dem Bureau der Wohlthätigkeit in Folge der Monthyon'schen Stiftung noch ganz andere wichtige Unterstützungen erhielten.

Aus diesen Betrachtungen erlangt man die traurige Ueberzeugung, daß es in großen Städten viele nur *sch e i n b a r e* Kranke gibt, die es nur aus Berechnung, aus Müßiggang sind. Es sind meistens ehrlose Menschen, die keine Profession erlernt haben, die kein Band an die bürgerliche Gesellschaft knüpft, und welche ihren ganzen Scharfsinn aufbieten, um, zum Schaden wahrer Armuth, die Großmuth edler Menschenfreunde zu mißbrauchen.

Es ist klar, daß Herr v. Monthyon mit seiner Stiftung die edelste Absicht hatte; aber ein Reconvaleszentenhaus würde vielleicht diese seine Absicht besser realisiren. Jedenfalls geht hervor, daß man bei dem reinsten Wohlthätigkeitsinn mit Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gehen müsse.

## Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

## XVI.

Viele Menschen urtheilen über Kunst und Wissenschaft des Arztes, ohne je in ihrem Leben daran gedacht zu haben, was Kunst und Beruf des Arztes für Kämpfe mit sich führen. Woher dieser Leichtsin? Mit ängstlich wichtiger Miene wird mit dem Schneider die neueste Mode besprochen — aber nie ein Arzt zu Rathe gezogen, ob dieß Neue nicht für die Gesundheit verderblich sei. Woher dieser Leichtsin? Auf beide Fragen antwortet die Weltmarime: „Was geht uns das Innere an? Das Außere macht den Menschen!“

## XVII.

Ich habe bleichsüchtige Mädchen gekannt, die während der Reconvalleszenz dem Arzte ihre Dankbarkeit durch eine feine Handarbeit bezeugten, und dabei so viel saßen, daß sie einen neuen Keim zur Bleichsucht legten. Ich habe Trinker gekannt, die nach einer schweren Krankheit, die sie in Folge des Trunkes glücklich überstanden, eine Tafel gaben, dabei ziemlich tief ins Glas guckten, und wieder erkrankten. So ist oft die Freude wegen glücklich überstandener Leiden die erste Anregung zu neuen Leiden.

## XVIII.

Tolerant gegen menschliche Thorheiten und Schwächen zu seyn, hat Niemand mehr Grund als der Arzt. Er weiß und erfährt es jeden Tag, wie sehr körperliches Leiden seine Rechte auf die Seelenstimmung geltend macht; daß die Gränzen des freien Willens und der physischen Nothwendigkeit so schwer bestimmbar, so fein gezogen sind, daß man eher zu nachsichtig als zu streng mit den Verirrungen des Nebenmenschen seyn sollte. Milde und Vorsicht im Beurtheilen moralischer Schwächen ist die schönste Frucht ärztlicher Erfahrung.

## XIX.

Auch Aerzte haben ihre Toilettenkünste. Das Publikum will immer etwas Neues, will die Heilmethoden sters gepußt, geschminkt und in einem frischen Mode-Anzuge sehen — und so sitzen die Söhne Askulaps fleißig am Puztische, wenden die arme, gutmüthige Kunst bald hin, bald her, besehen sie fleißig im Spiegel der Zeit, um nur dem schaulustigen Publikum etwas Neues aufzutischen. Aber dieses weiß nicht, daß es immer die alte Matrone ist, die nur das alte Kostum ab- und frische Schminke aufgelegt hat. *Mundus vult decipi, ergo decipiatur.*

(Wird fortgesetzt.)



der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 75.]

Montag, den 18. September.

[1837.]

Inhalt: Das Heimweh. — Die Würde des Arztes (Beschluß). — Dufau, über die Erziehung der Blinden. — Miscelle.

## Das Heimweh.

(Vom Redacteur.)

Wem klingt nicht während des Aufenthaltes in weiter Ferne das Wort Vaterland wie süße Harmonie? Wem bebt nicht bei jedem heimatlichen Tone, bei jeder Erinnerung an Sitten, Sprache, Geist und Leben seines Landes, das bange, sehnsuchtsvolle Herz, wenn es getrennt lebt von Allem, was ihm zu Hause theuer war? Aber nicht ohne Gefahr ist diese Sehnsucht — wer sie nicht scharf bewacht, bei dem überschreitet sie bald die Grenzen süßer Erinnerung, und wird oft, ohne daß man es merkt, zum peinlichsten Gemüthszustande, den man Heimweh nennt. Eine schwere Krankheit der Seele, greift dieses Uebel die Lebenskräfte auf eine so eigenthümliche Art an, daß sie gleichsam an ihrer Wurzel verdorren. Mangel an Appetit, Schlaflosigkeit, Arbeitsscheue, Niedergeschlagenheit, quälende Träume, Herzklopfen, eine gewisse innere Angst, von deren Ursache man sich keine Rechenschaft geben kann, Zornmüthigkeit, Mangel an Vertrauen zur eigenen Kraft, tagelanges Sitzen auf einem Flecke, Unempfindlichkeit gegen Hunger und Durst, düsteres, wortkarges, verschlossenes Wesen, öfteres, unwillkürliches Seufzen, ein matter Gang, Nichtscheu, Menschenhaß und Liebe zur Einsamkeit sind abwechselnd die traurigen Vorboten eines Seelenleidens, welches durch Mißverstand, unrichtige Beurtheilung und falsche Behandlung in die tiefste Melancholie, Abzehrung, schleichendes Fieber, Verzweiflung und Selbstmord ausarten kann. Mehr als ein Reisender ist in fremden Ländern ein Opfer dieser Krankheit geworden, weil man sie verkannt, und an Alles, nur nicht an das einzige Mittel, das da hätte helfen können — Rückkehr in die geliebte Heimat — gedacht hat. Der unrichtig aufgefaßte Gemüthszustand eines Heimwehkranken gibt oft bei

Freunden, die mit einander in weite Ferne reisen, oder längere Zeit in einem fremden Lande zu gleichem wissenschaftlichen Zwecke verweilen, sehr leicht Anlaß zu den größten Mißverständnissen, Reibungen und Trennungen. Der eine sucht Vergnügungen, die den andern anekeln — der eine will die Sehnsucht nach der Heimat durch Zerstreungen erstickern, die der andere flieht, weil sie Del in das Feuer seiner Sehnsucht gießen; der eine magert täglich mehr ab, wird blaß, kränklich reizbar, auffahrend — und der andere hält diese Zustände für die Folgen einer ausschweifenden Lebensart, und mißkennt den inneren Gram, der am Freunde zehrt.

Am stärksten äußert sich dieses Uebel bei dem Krieger, wenn ihn das Schicksal weit weg von den Gefilden seiner Heimat führt, und in ihm die Sehnsucht nach Rückkehr plötzlich erwacht. Das Qualvolle des Gedankens, daß die Befriedigung dieses Wunsches vielleicht in Jahren nicht eintreten wird, kann nur der fühlen, der in fremden Ländern, getrennt von den Seinen, ohne bestimmte Aussicht nach Rückkehr, und ohne Herr seines Willens zu seyn, einige Zeit gelebt hat. Ich habe diese Krankheit einigemal an den Gränzen Bessarabiens und in der Lombardei beobachtet, und kann nicht genug auf den beängstigenden Seelenzustand eines Heimwehkranken und auf die traurigen Folgen aufmerksam machen, die aus der Unkenntniß dieses Uebels und daraus entstehen, daß man für bloße Laune oder Verzärtelung hält, was oft tiefes Gemüthsleiden und schwere Geisteskrankheit ist. Das Bild eines Heimwehkranken, wie es einer der größten Wundärzte des Jahrhunderts, Larrey \*) entwirft, und wie es jeder treue Beobachter der Natur bestätigt findet, dürfte also selbst für den Nichtarzt von hohem Interesse seyn.

Das Heimweh ist eine Geisteskrankheit. Mit dem Wunsche, sein Vaterland wieder zu sehen, ist bei vielen Menschen eine quälende Unruhe verbunden, wenn die Erfüllung dieses Wunsches in sehr weiter Aussicht bleibt. Die ersten verderblichen Wirkungen dieser Sehnsucht, folglich die ersten Krankheitserscheinungen sind: Schwäche und Verwirrung in den Verstandesfunctionen. Solche Kranke erblicken zauberische Bilder in ihrem fernen Geburtsorte, sei dieser noch so unfruchtbar und unbauet, sie glauben ihre Aeltern und Freunde mit reichen Kleidern angezogen, und auf's Lieblichste ihnen entgegenkommen zu sehen. Zu Anfange

\*) Dieser große Arzt hatte mehr als irgend Jemand zahlreiche Gelegenheit, auf den vielen Feldzügen, die er mit Napoleon mitgemacht, und bei seinem ausgedehnten Wirkungskreise als Chef der Militärärzte, das Heimweh zu beobachten; besonders war es der Feldzug nach Moskau, wo er seine Beobachtungen mit der genauesten Sorgfalt anstellte, und in seinem classischen Werke: „Chirurgische Klinik, 1. Band,“ mitgetheilt hat.

des Uebels waltet ein eigenthümlicher, aufgeregter Zustand vor: Man beobachtet vermehrte Kopfwärme, unregelmäßige Bewegungen des Kranken, unsicheren Blick, rothe Augen, hastige Rede, Brustbeklemmung, Gähnen, Seufzen und herumziehende Schmerzen in verschiedenen Theilen. Bald aber folgt ein Zustand von Erschlaffung und Herabstimmung der Lebenskraft in allen Theilen, es geräth die Verdauung in Unordnung, es tritt Traurigkeit, Seufzen, Thränen, Abscheu vor allen Nahrungsmitteln und zuweilen vor durchsichtigen Flüssigkeiten, z. B. Wasser, ein (was dem Uebel den scheinbaren Charakter der Wasserscheue gibt), endlich Lebensüberdruß, Selbstmord ein, oder die Lebenskraft erlischt allmählig, und der Unglückliche stirbt ohne Bewußtseyn. — Die Bewohner kalter und feuchter Gegenden, z. B. Holland, oder der Gebirgsländer, z. B. der Schweiz, sind nach Carrey's zahlreichen Erfahrungen am empfänglichsten für das Heimweh; auch hat dieser Arzt bemerkt, daß Krieger aus den letztgenannten Ländern vorzüglich in Rußland Heimweh hatten, während er in Egypten diese Krankheit gar nicht beobachtete. Nicht minder interessant ist die beobachtete Zunahme solcher Kranken bei hohem Barometerstande; besonders bei einem raschen Steigen desselben. — Ist jeder Mensch zum Heimweh geneigt? Kann diese Krankheit bei einem Jeden irgend einmal ausbrechen, wenn er weit entfernt von seiner Heimat lebt? Unstreitig wird hierzu eben so gut eine eigenthümliche Anlage erfordert werden, wie zu jeder anderen Krankheit. Ohne mit Carrey eine frühzeitige Verknöcherung der Schädelnähte und der Hirnschlagadern als Momente zu einer solchen Anlage anzunehmen, ist so viel gewiß, daß eine lymphatische Körperbeschaffenheit, ungewohnter Aufenthalt in kalten und feuchten Himmelsstrichen, Sclaverei, Einkerkelung ohne Beschäftigung im Gefängnisse, Müßiggang, ausschweifende Lebensart, ein rasches Steigen des Barometers, Verärtelung im väterlichen Hause, erhabene Alpennatur des verlassenen Vaterlandes, Soldaten- und Marrosenstand — am meisten geeignet sind, die Sehnsucht nach der Heimat bis zur krankhaften Gemüthsstimmung zu steigern. Diese düstere Stimmung ist durch den geringsten Umstand geeignet, in das schrecklichste Heimweh auszuarten, und dem Menschen alle Kraft des Körpers und des Geistes zu rauben. Ein Nationalgesang, eine Arie, ein Kuhreihen, der Umgang mit Landsleuten, die eben erst aus der ersehnten Heimat gekommen, oder eben hinfahren, das Lesen von Schriften, worin lebendige Schilderungen vaterländischer Gegenden vorkommen, der Anblick ähnlicher Bilder können den schwachen Funken zur hellsten Flamme der Sehnsucht anfachen. Man muß daher gegen derlei melancholische Zustände mit größter Vorsicht Zerstreungen anwenden, indem gerade das zur Erheiterung angewendete Mittel, ein Schauspiel, eine Oper, eine Decoration, eine Fahrt ins Freie, der Anblick einer

gebirgigen oder wasserreichen Gegend u. s. w. das Heimweh zur vollständigen Krankheit erst ausbilden können. Im Gegentheil sind Beschäftigung, Ertheilung eines regelmäßigen Unterrichtes in den Waffenübungen, gymnastische Spiele, Lancastrischer, wechselseitiger Unterricht, kriegerische Musik während der Mahlzeit oder der Erholungsstunden, besonders bei Kriegern, die besten Vorbeugungsmittel, die um so sicherer nützen, wenn man mit denselben eine sanfte und milde Behandlung verbindet. Diese Behandlung wird um so nothwendiger bei Personen seyn, die in dem neuen Lande, in dem sie das Heimweh zu befallen droht, sich auch einer ganz neuen Lebensart, neuen Anstrengungen unterwerfen müssen, denen sie in der süßen Heimat nicht ausgesetzt waren. Die Seelendiätetik wird bei der Verhütung des Heimweh die größte Rolle spielen. Bei Personen, deren Einbildungskraft tumultuarisch wirkt, so daß sich der Kranke ganz in seinen Erdumereien verliert, der firen Idee nach Rückkehr mit ununterbrochener Vorliebe nachhängt, wird der Menschenkenner den Verstand zu beschäftigen wissen, durch mechanische Arbeiten, Declamation, Abschreiben, Bewegung in freier Luft, Gespräche u. s. w. die Aufmerksamkeit fesseln. Solchen melancholischen Stimmungen arbeitet man auch am besten entgegen, wenn man den Kranken Ehrfurcht für die Ursache seiner Abwesenheit, für die Größe seiner Pflicht einflößt, und so viel möglich seine Empfänglichkeit für die Freuden des Ortes erhöht, wo seine Sehnsucht erwacht.

Welche Heilmittel der Arzt anzuwenden habe, wenn schon das Heimweh in seiner ganzen Stärke die Seele des Kranken in Besitz genommen, das gehört nicht in den Kreis dieser Blätter; aber zu wünschen wäre es, wenn Militär-Aerzte, die gewiß die meiste Gelegenheit haben, hierin Erfahrungen zu machen, ihre Beobachtungen öfter mittheilen, und auch den psychologischen Gesichtspunkt hierbei nicht aus den Augen lassen.

### Die Würde des Arztes.

(Vom Professor Cruveilhier.)

(Beschluß.)

Soll ich noch ein Wort von der Sittlichkeit des Arztes sprechen? Der Tempel zu Epidauris trug die Inschrift: „Nur reinen Seelen ist der Eintritt erlaubt.“ Und wie sollte der Arzt Vertrauen erwecken, wenn er nicht Achtung einflößt, wie dieß ohne Tugendhaftigkeit, ohne reine Sitten? Würde ihn der Familienvater in sein Haus führen, der Gatte ihm seine Gemalin, die Mutter ihre Tochter übergeben, müßte man fürchten, daß er sein Amt zu niederen Leidenschaften, oder zu verbrecherischen Plänen mißbrauchte, daß er Spion und Verführer wäre? Sollten wir nicht auch durch die Ge-

brechlichkeit des Lebens, sollten wir, vor deren Augen die trügerischen Zauber geschwunden, nicht gesicherter seyn, als Andere?

„Die Heilkunst (heißt es ferner beim Vater der Medicin) und die Weisheit sind unzertrennlich; alle Vorschriften der Weisheit bringt jene in Anwendung: die Verachtung der Reichthümer, die Mäßigkeit, die Anständigkeith, Bescheidenheit, Rechtschaffenheit, Milde, Freundlichkeit, den Ernst, die richtige Werthschätzung der Dinge, die Entfernung von abergläubischer Furcht und die Achtung vor der Gottheit, zu welcher die Medicin fortwährend hinführt.“

Auch der Muth ist eine unerläßliche Eigenschaft des Arztes. Wenn es wahr ist, daß Galen wegen einer furchtbaren Seuche Rom verließ, wie viele muthige, sich hingebende Aerzte aller Zeiten haben den Fehler eines Einzelnen ausgeglichen! Auch muß ich bemerken, daß noch in der jüngsten Zeit die Unerfrorenheit und Standhaftigkeit der Aerzte mitten in einer furchtbaren Epidemie, vielleicht zum ersten Male, allen Gemüthern die Ruhe gaben, daß alle bürgerlichen Verhältnisse ungestört blieben.

Eine mörderische Epidemie ist das Ehrenfeld des Arztes; hier entfaltet er seinen unerschütterlichen Muth, der die erschrockene Menge wieder beruhigt: er berührt mit Desgenettes die Pestbeule, und hebt die niederliegende Thatkraft einer Armee, wie zum Beweise, daß der Muth des Kriegers, der in der Hitze der Schlacht einem ruhmvollen Tode trogt, ein anderer sei, als der bürgerliche Muth, der durch den Gedanken der Pflicht allein einem ruhmlosen und doppelt furchtbaren Untergange entgegentritt. — Wie viel hätte ich nicht von den hochherzigen Aerzten zu sprechen, die ihre Glücksgüter, ihre Hoffnungen, ihr Leben preisgaben, um an fernen Orten gelbes Fieber und Pest mit gleicher Hast aufzusuchen, mit der andere fliehen; und die im Interesse der Menschheit die verderblichsten Stoffe sich einimpften, um die Frage der Contagion zu lösen!

Zum Muth des Arztes gesellt sich die Uneigennützigkeit. Wahre Aerzte gewähren mit Freude den Dürftigen ihren Beistand, und wenn bei der gegenwärtigen Armenpflege die Behandlung der Armen für den jungen Arzt ein Mittel ist, sich Anerkennung und Zutritt zum Krankenlager der Reichen zu verschaffen, wie viele Aerzte haben nicht auf dem Gipfel ihres Ruhmes diesen Unglücklichen mit demselben Eifer beigestanden, als im Anfange ihrer Laufbahn, wie viele, die vom praktischen Leben zurücktraten, machten nur zu ihren Gunsten eine Ausnahme! „Meine besten Kranken, sagte Boerhaave, sind die Armen, denn Gott zahlt ihre Rechnung.“ Auf dem Grabsteine Fothergill's liest man statt aller prächtigen Titel: „Hier ruht Dr. Fothergill, der während seines Lebens 200,000 Guineen zum Troste der Unglücklichen verwandte.“ — In der That beklage

ich den Arzt, in welchem Motive des Vortheils bei der Wahl seines Berufes vorherrschten, denn gewiß führt die Ausübung der Heilkunst zu einer angesehenen Stellung, gewöhnlich zum Wohlstand, aber selten zum Reichthum. Und welches Honorar könnte den Arzt entschädigen für die stete Sorgfalt, für das Mitfühlen der Schmerzen, für diese Angst, die ihn auf sein Lager begleitet?

Neben den Wenigen, die Eure Sorgen anerkennen, und sich freigebig von der Liebesschuld frei zu machen streben, werden viele sich ihrer Pflicht gegen Euch entledigt halten, wenn sie Eure Besuche wie den Werth einer Münze berechnet haben — und viele werden Euch mit Undank lohnen. Ja, es vergaßen Familien ihren Schmerz, um einen unglücklichen Arzt mit einem gleich ungerechten und unverföhnlichen Haffe zu verfolgen, wegen eines Schlags, den er selber vielleicht tiefer empfand, als seine Ankläger. — Auch Sie, meine Herren, ich habe die traurige Gewisheit, werden in Ihrem ärztlichen Leben große Betrübniße erfahren; die glücklichste und die glänzendste Praxis ist nicht frei davon; die Weisheit mag ihre Zahl vermindern, aber in den Krankheiten selbst liegen diese verderblichen Zufälle, diese unglücklichen Entwicklungen, die der Arzt nicht ahnden, nicht verhüten kann.

Sie haben das Recht, wenn Ihre Forderungen unbefriedigt bleiben, die Schuldner vor Gericht zu ziehen: aber ich möchte Ihnen rathe, dieses Rechts sich nimmer zu bedienen. Und so erhaben ist unsere Aufgabe, daß wir, wenn unsere Verfolger von Neuem unseren Weisand fordern (und sie werden ihn fordern), von Neuem ihnen zu Hilfe eilen sollen.

Vergessen wir nie, daß unsere Mission eine Mission der Menschlichkeit, des Friedens, der Erhaltung sei, daß vor ihr alle Unterschiede der Völker, der gesellschaftlichen Stellung, der Parteien und Meinungen verschwinden müssen, daß der Arzt der Menschheit ganz und gar, nicht einem Theile derselben angehöre. Die Alten mochten es für Patriotismus und Uneigennützigkeit halten, wenn Hippokrates die Geschenke des Artaxerxes zurückwies und ihm seine Hilfe verweigerte; den Alten war der Ausländer Barbar, der Fremde ein Feind; uns ist die Menschheit eine Familie, jeder Krieg ein Bürgerkrieg; wir dürften seine Geschenke ausschlagen, aber wir müßten eilen, ihm die Heilkräfte unserer Kunst angedeihen zu lassen.

Würdige Schüler des Hippokrates, wollen wir mit festem Schritt die Bahn verfolgen, die er uns vorschrieb; laßt uns, gleich ihm, durch gründliches Wissen, durch strenge Rechtschaffenheit und durch ein makelloßes Leben die öffentliche Achtung verdienen; bescheiden im Glücke, ruhig unter Gefahren, gleich entfernt von Aengstlichkeit, der Tochter der Schwäche, wie von Tollkühnheit, der Tochter der Unwissenheit! Fürchten wir nicht, uns gegen-

seitig mit Rath beizustehen, verbannen wir ganz und gar jenes häßliche Gefühl des Neides, das den schönsten Beruf am meisten schändet; helfen wir einander unsere Last tragen! Dann, meine Herren, wird die Medicin ihre frühere Würde, ihr Ansehen und Ruhm wieder erlangen, und auf die Aerzte werden die Worte des römischen Redners passen: „Homines ad Deos nulla Re propius accedunt, quam Salutem Hominibus dando.“

### Dufau, über die Erziehung der Blinden.

Die französische Akademie hat den ersten, von Herrn Monthlon auf das „zur Beförderung der Moral“ nützlichste Werk festgesetzten Preis in einer Sitzung vom 9. d. M. dem Herrn Dufau zuerkannt, und zwar als Belohnung seiner Abhandlung: Ueber die „Erziehung der Blinden.“ Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung sagt hierüber: Mit Recht hat Herr Dufau, Professor an der Blindenanstalt in der Straße St. Victor in Paris, einen großen Theil seines Lebens darauf verwendet, die Natur und das besondere Temperament der Blindgeborenen zu ergünden, und die Mittel zu finden, die zu einer zweckmäßigen Erziehung und Bildungsmethode dieser Unglücklichen führen können. Diese Studien und das Resultat derselben hat er in einer mäßigen Schrift von 200 Seiten niedergelegt, und der Beurtheilung des Publikums anheimgestellt. Diese Schrift verdient alle Aufmerksamkeit, und zeichnet sich durch das doppelte Verdienst aus, gereifte und wohlgeprüfte Erfahrungen in klarer Sprache und in einem liebevollen Tone bekannt zu machen. Seine Betrachtungen sind aus der innersten Seele eines wahren Menschenfreundes gestossen, und von der Liebe zu seinen beklagenswerthen und so interessanten Zöglingen beseelt; darum ist die Arbeit Dufau's nicht bloß ein gutes Buch, sondern eine gute Handlung, ein verdienstvolles Werk; darum hat ihn nicht nur die Gesellschaft der christlichen Moral belohnt, sondern ihm auch die Akademie, Namens der Monthlon'schen Stiftung, den großen Preis von 6000 Fr. zuerkannt. Man begreift das hohe Gewicht, welches sich an diesen Gegenstand knüpft, wenn man bedenkt, daß die Zahl der alljährlich geborenen Blinden in Frankreich 40,000 beträgt, von deren zweckmäßigen Erziehung und von deren Beglückung es sich hier handelt. „Die schönste der Belohnungen (sagte bei dieser Gelegenheit Herr Villemain), wird diesem großmüthigen Bürger dann zu Theil werden, wenn eine unserer gewerbtreibenden und reichen Städte eine Anstalt mehr stiften wird zum Vortheile der Unglücklichen, deren Sache er so wohl vertreten hat.“

## Miscellen.

## Fortschritte der Quarantaine-Anstalten in Serbien.

Wie sehr Fürst Milosch den Geist der Zeit erkennt, den bis jetzt gegen die Türkei bestehenden Quarantainen durch seine weise Thätigkeit und kräftigen, gesundheitspolizeilichen Maßregeln die Hände bietet, und sich hierdurch den Dank seiner Zeitgenossen erwirbt, ist aus folgendem Artikel der serbischen Zeitung vom 31. Juli d. J. ersichtlich: »In Serbien ist, der Vorsehung sei es gedankt, der Gesundheitszustand sehr erwünscht. Die Wachsamkeit unseres Fürsten hat dem Einschleppen des Pestübels in unser Vaterland glücklich vorgebeugt. Außerdem, daß Quarantaine- und Cordons-Anstalten auf der Gränze eingerichtet, und daß seit der Zeit der größeren Verbreitung der Seuche in Rumeli und der Annäherung derselben gegen die serbische Gränze der Cordon verdoppelt und verdreifacht worden, ist der neuesten Anordnung des Fürsten zu Folge, die ganze trockene Gränze Serbiens gegen die Türkei mit einem tüchtigen Zaun, entweder durch starken Waldbau (wo nämlich die Gränze waldig ist) — oder durch starke Holzstangen am nackten Lande eingefaßt worden. Neben diesem Zaun ist serbischer Seits überall der Weg gelichtet und gesäubert, damit die Cordons-Mannschaft daselbst bequem patrouilliren, und jeden Versuch einer Zaunbeschädigung leicht wahrnehmen kann, indem in geringer Entfernung stationirte Wachposten Tag und Nacht in Thätigkeit sind, zu verhüten, daß nicht nur Menschen, sondern auch Thiere die Gränze nicht überschreiten. Diese energischen Maßregeln (wozu auch die Sperrung aller Gränzparlaturen und der Befehl gehört, daß alle Cordons-, und selbst die Militär-Commandanten, so lange diese Geißel uns so nahe bedroht, beständig sich auf der Gränze befinden müssen) haben das Einschleppen der Pest, welche die Gränzen unseres Vaterlandes nicht betreten hat, und so Gott will, auch nicht überschreiten wird, glücklich verhütet, und Serbien darf sich gewiß freudig Glück wünschen, daß es durch die Vorsehung Gottes und die Wachsamkeit und Energie seines Fürsten von dieser Seuche gänzlich verwahrt blieb. Die freilich bedeutenden Kosten dieser Sicherheitsvorkehrungen können gegen dieses erfreuliche Resultat in keinen Betracht kommen.

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. G. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. G. M., wo für das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugesandt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 76.]

Donnerstag, den 21. September.

[1837.]

Inhalt: Die Kleinkinderbewahr-Anstalten. — Beiträge zur Geschichte der Nützlichkeitsvereine mit näherer Beziehung auf Nordamerika. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

## Einladung zur Pränumeration

auf das vierte Quartal dieses Jahrganges der

„Gesundheitszeitung.“

Bei Gelegenheit des bald beginnenden vierten Quartals dieses Jahrganges der Gesundheitszeitung ladet der Gefertigte ein P. T. verehrtes Publikum zur ferneren Theilnahme an genannter Zeitschrift mit der ergebensten Bitte ein, die dießfalls nöthigen Einleitungen baldmöglichst treffen zu wollen, damit die Stärke der Auflage hiernach bestimmt werden könne.

Gleichzeitig erlaubt sich derselbe auf den Umstand aufmerksam zu machen, daß der immer mehr sich erweiternde Kreis geachteter Mitarbeiter ihn in die Lage setzt, die seinem Blatte zu Grunde liegende Tendenz mit immer regerem Eifer und im größeren Umfange verfolgen, und hierdurch auf die zweckmäßigste Weise seinen innigsten Dank für die gütige Unterstützung beurkunden zu können, die bis jetzt seiner Zeitschrift zu Theil geworden.

Man pränumerirt in Wien im Bureau des Unterzeichneten (Stadt, Ruprechtsplatz 462), oder in der Carl Gerold'schen Buchhandlung mit jährlichen 6 fl., halbjährig 3 fl. und vierteljährig 1 fl. 30 kr. C. M. — in den k. k. Provinzen bei jedem k. k. Postamte unter portofreier Zusendung mit jährlichen 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr.; so wie in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Dr. S. S. Beer.

## Die Kleinkinderbewahr-Anstalten.

Erster Artikel.

(Vom Redacteur.)

Der neueren Zeit gebührt das Verdienst zweier großen Erfindungen, die wegen ihres Einflusses auf das Gedeihen der Menschheit die größte Aehnlichkeit mit einander haben. Diese zwei Erfindungen sind: die Kuhpockenimpfung und die Kleinkinderbewahr-Anstalten. Beide sollen die Menschheit frühzeitig vor einem Uebel bewahren, welches sich durch Ansteckung fortpflanzt, in vielen Kindern den Keim zu künftigem Siechtume legt, und dieselben in ihrer ersten Blüthe hinwegrafft. Beide haben das große Ziel vor Augen, ein Gift zu neutralisiren, welches die edelste Hoffnung des Menschengeschlechtes zu zerstören droht. Wie das Gift heißt, vor welchem die Impfung der Kuhpocke schützt, ist Jedermann bekannt; auf welche Art es sich fortpflanzt, mit welchem Siechtume es die Menschheit bedroht, und wie man dessen zerstörende Kraft lähmen könne und müsse, ist in unseren Tagen eine wichtige Angelegenheit der Aeltern, Erzieher, Aerzte und des gesammten Staates geworden. Der Kampf, den die Vaccination mit blindem Vorurtheile, Unwissenheit, Frömmelrei und Affecterliebe in früheren Zeiten zu bestehen hatte, hat fast gänzlich aufgehört. Man sieht jetzt die Wohlthat des Schutzmittels und die Sorgfalt des Staates zu dessen Verbreitung und Förderung vollkommen ein. — Wie aber das Gift heißt, vor welchem die Kleinkinderbewahr-Anstalten die Menschheit schützen sollen, das wissen bis jetzt noch die Wenigsten; wie verderblich es mit seinem Hauche die zarten Kinderseelen anwacht, wie es im Finstern von Haus zu Haus fortschleicht, und wie man seinem Fortschreiten Einhalt thun könne und müsse — das ist bis jetzt leider nur die Angelegenheit weniger Menschenfreunde gewesen. — Die große Mehrheit setzt noch immer die zwei größten Hindernisse dem Gedeihen dieser Bewahranstalten entgegen, nämlich theilnahmlose Gleichgiltigkeit und Unwissenheit. Der Zweck dieser Aufsätze ist, einen kleinen Beitrag zur Beseitigung dieser beiden Hindernisse nach Kräften zu liefern. Sie sollen daher theils den gleichgiltigen Leser für den großen Zweck der Kleinkinderbewahr-Anstalten erwärmen, und zur Theilnahme an deren Beförderung kräftig anregen; — andererseits den mit diesen Anstalten noch unbekanntten Menschenfreund von deren heilsamen Wirkungen, von der Nothwendigkeit ihres Bestehens und von den Mitteln hierzu in die gehörige Kenntniß setzen. —

Der Zweck der Kleinkinderbewahr-Anstalten erscheint sogleich als ein großer, tief in das Leben der Menschheit eingreifender, sobald man die Größe des Uebels, dem sie entgegenarbeiten, ohne Vorurtheil ins Auge faßt. Dieses Uebel ist natürlich zunächst ein solches, welches die kleinen Kinder bedroht, weil ja der Name der Anstalt klar andeutet, daß sie

kleine Kinder bewahren, schützen, und gegen die sie bedrohenden Gefahren verteidigen soll. Die nächste an uns gerichtete Frage ist also: Welchen Gefahren sind kleine Kinder ausgesetzt? Einige Bemerkungen über die Natur des Kindes müssen daher vorangehen, wenn man diese Frage gründlich beantworten will. — Die Kindheit ist das Alter, in welchem sich das individuelle Seelenleben zuerst entwickelt, und von dem Leben der Mutter sich allmählig unabhängig zu machen strebt. Sie zerfällt in zwei Perioden, in das Säuglingsalter, und in die spätere oder eigentliche Kindheit, die, wie Burdach sehr schön sagt, als ein Leben bei der Mutter bezeichnet werden kann. Da Kleinkinderbewahr-Anstalten erst Kinder von 2 bis 6 Jahren aufnehmen, so ist es zunächst die spätere oder eigentliche Kindheit, deren Natur wir hier zu betrachten haben. Diese Lebensperiode dauert bis zum Zahnwechsel, folglich vom ersten bis zum achten Jahre. Ihren Eintritt und ihr Fortschreiten hat die Natur durch körperliche und geistige Veränderungen klar bezeichnet. Dreierlei Bewegungen sind es vorzüglich, womit diese Kindheit beginnt, nämlich mit dem Kauen, Gehen und Sprechen. Aus allen dreien geht das beginnende Streben nach Selbstthätigkeit hervor. Bei einer stärkeren Wirksamkeit und einem weiteren Herabsteigen des Zwerchfelles wird das Athmen tiefer und zugleich das Bedürfnis nach reiner Luft größer, die Wärme-Erzeugung nimmt zu, die Muskeln gewinnen an Kraft, die verschiedenen Absonderungen gehen reichlicher vor sich, die Haut dünntet mehr aus, das Gehirn entwickelt sich mehr, und das Gesicht gewinnt bei regerer Thätigkeit seiner Muskeln mehr Ausdruck. So nimmt die Bewegungskraft zu, und bei dem wachsenden Einflusse des Willens, so wie bei der Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des ganzen Körpers tritt unermüdlige Bewegung hervor. Durch die Ausbildung der Werkzeuge zum Kauen wird der Geschmacksinn reger, die Nahrung besteht schon aus festeren Stoffen, deren Verdauung langsamer vor sich geht, und der Hunger tritt nach und nach in längeren Pausen ein. Gegen Ende des zweiten Jahres erlangen seine Streckmuskeln die gehörige Kraft, um gehen zu können, und wie es hierin sicherer wird, will es nun auch allein, frei und nach eigenem Willen sich bewegen; es wird, räumlich ausgedrückt, selbstständig und frei, jedoch so, daß es wegen Mangel an Kraft und Uebung, so wie an Ueberlegung und Vorsicht immer noch der mütterlichen Beaufsichtigung bedarf. Mit der Vervollkommnung des Athmens sind die Sprachorgane gleichzeitig ausgebildet worden; das Kind ist zur Sprache vorbereitet, deren innere Bedingung die Erlangung bestimmter Vorstellungen, wo das Ich die Gegenstände außer sich unterscheidet.

Die Sprache wird hervorgerufen durch den geistigen Bildungstrieb, der das Innere äußerlich darzustellen verlangt. Hierzu kommt die Sympathie, das Wiedererkennen der eigenen geistigen Natur in den Andern, und der Trieb nach Geselligkeit, welcher theils zur Nachahmung, theils zu Versuchen, auf Andere zu wirken, verleitet. Während das Kind eine Zeit lang einige Worte sich selbst schafft, nimmt es doch bald die ihm gegebenen Formen an, fügt sich in die Mundart (Idiom) seiner Umgebung, und gewinnt seine Muttersprache, und mit dem Verstehen wird das Kind auch verständig; es treten Vorstellungen von Gutem und Bösem auf, und in unermüdblichen Fragen nach Ursache und Zweck verkündet sich der rastlose Trieb des Verstandes nach Erkenntniß. Uebrigens geht das Denken bei Kindern Anfangs unmittelbar in die Rede über, und das Kind, ohne allen Rückhalt plaudernd, läßt in seine ganze Seele blicken; erst allmählig lernt es überlegen, was und wie es sprechen soll.

Bei dieser stufenweisen Entwicklung gelangt das Kind dahin, im Gehen den Stoff, im Gehen den Raum und im Sprechen die Vorstellungen zu beherrschen. Es tritt ein neuer Zeitraum ein, durch das Gehen für das leibliche Leben, durch das Gehen für den Willen, durch die Sprache für das Denken. Aber alle drei Richtungen greifen in einander, und der gemeinsame Grund Aller ist das Streben nach Selbstständigkeit. Bei der reger werdenden Seelenthätigkeit schläft das Kind bei Tage gar nicht mehr. Wahrnehmung und Gedächtniß herrschen vor, die Phantasie wird thätiger, ein hohes Interesse an Erzählungen erwacht; die Aufmerksamkeit gewinnt mehr Ausdauer, der Beobachtungsgeist entwickelt sich, die Eindrücke werden bleibender. Das Kind zeigt eine hohe Empfänglichkeit des Gefühles; es ist leicht zu erfreuen, wie zu betrüben, und die entgegengesetzten Affecte folgen einander oft im schnellen Wechsel; auch erwacht der Sinn für das Schöne, und das Kind will Alles, was ihm gefällt, auch haben. Daher zeigt sich im Kinde eine vorherrschende Selbstständigkeit, die eine gewisse Gemüthlosigkeit, z. B. Härte gegen Thiere, Gleichmuth beim Verlust von Aeltern und Geschwistern zur Folge hat. Aber dessen ungeachtet ist es für das sitiliche Gebot empfänglich, die Wohlthaten der Mutter wecken Milde und Liebe; der Ernst des Vaters flößt Achtung ein, und führt zu Gehorsam. Der zweite Pfleger des sitilichen Keimes ist die auf Sympathie beruhende Geselligkeit. Die anfängliche Schüchternheit mit anderen Kindern wird durch das Bedürfniß nach Geselligkeit überwunden. Die sich in ihm entwickelnde Kraft gibt sich durch einen Thätigkeitstrieb kund, der ohne Bewußtseyn und freien Willen als Instinct wirkt. Das Kind charakteri-

sirt sich durch eine stete Beweglichkeit; es hüpfet und springt gern, es will Etwas schaffen und bilden, und verfällt dadurch leicht in Muthwillen, Schadenfreude und Zerstörungslust, in so fern dabei das Gefühl der eigenen Kraft lebendiger hervortritt. Es hat starken Unternehmungsgest und Nachahmungstrieb. Sein eigentliches Geschäft ist das Spiel, in welchem sein Gemüth lebhaft aufgereggt, der Erfindungsgest geweckt, die Kraft geübt, und das Bewußtseyn derselben erlangt wird.

Das Vorausschicken dieser Bemerkungen über die Natur des Kindes schien uns von höchster Wichtigkeit, weil davon die gründliche Beantwortung der Frage abhängt: Welchen Gefahren ist das kindliche Alter ausgesetzt? Doch hiervon in einem nächsten Artikel.

### Beiträge zur Geschichte der Mäßigkeitsvereine mit näherer Beziehung auf Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Am Schlusse des Jahres 1829 existirten in Nordamerika bereits mehr als 1000 Mäßigkeitgesellschaften, unter denen 11 unter dem öffentlichen Schutze des Staates standen. Es gab schon mehrere Districte, wo man gar keine geistigen Getränke mehr verkaufte.

Dieses Jahr wird überdieß eine wichtige Epoche in der Geschichte der europäischen Mäßigkeitgesellschaften bilden. Denn vom Jahre 1829 datirt sich der Beginn der Mäßigkeitreformen in der alten Welt. Das Verdienst hiervon gebührt dem Prediger, Professor Edgar in Belfast (in Irland), der im Monat August jenes Jahres in den Journalen einen Aufruf an seine Mitbürger in Bezug auf die Mäßigkeit erließ. Auch beschäftigte man sich bereits in England mit diesem Gegenstande. Im Jahre 1830 wurde diese Sache auch in Schweden ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit, und der Secretär der königlich patriotischen Gesellschaft richtete damals von Stockholm aus ein Schreiben an die vereinigten Staaten, worin er den Wunsch ausdrückte, eine genaue Beschreibung von der sittlichen Umwandlung in Amerika zu erhalten, welche die Mäßigkeitsvereine daselbst hervorgebracht haben.

Der Secretär der amerikanischen Mäßigkeitgesellschaft und mehrere Agenten hielten vor dem Congreß der vereinigten Staaten und vor anderen gesetzgebenden Körperschaften verschiedene Reden über die Tugend der Mäßigkeit, und eine große Anzahl der einflußreichsten Männer der Nation schloßen sich diesem edlen Unternehmen an. Im Laufe des Jahres 1831 wurden auch die ersten Versuche gemacht, den Gebrauch der geistigen Getränke in der amerikanischen Armee abzuschaffen. Nähere Untersuchungen ergaben, daß die meisten Desertionen durch den Mißbrauch

dieser Getränke, die einen Theil der täglichen Nationen der Soldaten ausmachten, veranlaßt worden. Die Abschaffung dieser Gewohnheit führte, wie wir später sehen werden, zu den glücklichsten Resultaten. Im Mai 1831 wurde die Mäßigkeitsgesellschaft in London gegründet. Die ausgezeichnetesten Männer Englands, sowohl in der Kirche als im Staate, traten ihr als Mitglieder bei. Der Bischof von London ist ihr Präsident. Man gründete zwei Mäßigkeitssjournale, die monatlich herauskamen. In einer Rede, die der genannte Bischof öffentlich gehalten, heißt es unter Anderem: „Aus den öffentlichen Berichten geht hervor, daß in einem einzigen Jahre mehr als 30,000 Personen vor die Zuchtpolizei geführt worden waren, die man im trunkenen Zustande, auf der Straße liegend, gefunden hatte. Welche betrübende Folgen muß man nicht daraus für die Fortschritte der Unmäßigkeit ziehen? Die Behörden aus allen Theilen Großbritanniens haben einstimmig erklärt, daß die Verbrechen, welche vor den Assisen verhandelt werden, größten Theils Folgen der Trunkenheit sind. Aehnliche Acten haben nachgewiesen, daß drei Viertel der Dürftigkeits- und Armuthsfälle derselben Ursache beizumessen sind. Außerdem hat man die traurige Erfahrung gemacht, daß die Hälfte der Fälle von Wahnsinn durch die Trunkenheit erzeugt worden waren.“ — Ein Umstand, den der Redner als besonders bemerkenswerth bezeichnet, ist der, daß der größte Theil von denen, die man in diesem schmachlichen Zustande von Trunkenheit eingebracht hatte, den höheren Classen der Gesellschaft anzugehören schienen. — Wir übergehen hier die Statuten der Londoner Mäßigkeitsgesellschaft, indem wir uns auf einen in diesen Blättern \*) enthaltenen Aufsatz des Dr. Rosenthal beziehen. — Zu den großen Fortschritten, welche diese Vereine in den vereinigten Staaten im Jahre 1832 machten, trugen theils öffentlich vertheilte Schriften, theils Predigten, theils von den achtbarsten Männern des Landes gehaltene Versammlungen das Meiste bei. Einer der tugendhaftesten Männer und glänzendsten Redner, der 4 Jahre das Amt eines Staatsprecursors verwaltete, Herr Wirt, war verhindert, einer solchen Versammlung in Baltimore beizuwohnen. Er schickte daher ein Schreiben an den Secretär derselben, worin er die traurigen Folgen der Trunkenheit für Staat und häusliches Leben mit den lebhaftesten Farben schildert, und aus welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Wenn eine mörderische, ansteckende Seuche in unser Land eindringen, und unsere Städte verheeren sollte, so würden wir schnell die geeignetsten und kräftigsten Maßregeln ergreifen, um ihr Einhalt zu thun. Ist aber die fürchterlichste Pest im Orient mit der Trunkenheit zu vergleichen? Die Pest ist vorübergehend — die Unmäßigkeit bleibend; jene ist von Klima, Jahreszeiten und Dertlichkeit abhängig — diese an keine dieser Umstände

\*) Siehe die Gesundheitszeitung Nr. 2.

gebunden; jene tödtet nur den Körper und thut es schnell — diese aber verzehrt Körper und Seele zugleich durch einen langsamen, schrecklichen Tod.“ — Einen ferneren Impuls gab den Mäßigkeitsvereinen in den vereinigten Staaten die fast einstimmig von allen Aerzten ausgesprochene Ansicht, daß der Genuß der geistigen Getränke unter allen Umständen, ausgenommen in Krankheitsfällen als Arznei, höchst nachtheilig sei. Diese Erklärung hatte auf den öffentlichen Geist den heilsamsten Eindruck gemacht. Was aber am Meisten zu den Fortschritten der Mäßigkeit in dem Jahre 1832 beigetragen hat, ist die Verbreitung des sogenannten National-Circulars, welches, von der amerikanischen Mäßigkeitsgesellschaft herausgegeben, damals erschien. Dieses Circular war an alle Familienväter gerichtet, und hatte den Zweck, sie zur Bildung von sogenannten Familien-Mäßigkeitsgesellschaften anzuregen. Es brachte außerordentliche Wirkungen hervor. In lebendigen Beispielen sowohl, als auch durch Anführung ärztlicher Gutachten suchte es die einzelnen Mitglieder der Familien von der Schädlichkeit geistiger Getränke zu überzeugen, und mit der feierlichen Aufforderung eine gewisse Verpflichtungsformel nicht nur selbst zu unterschreiben, sondern auch andere für deren Unterschrift zu gewinnen. Diese Formel lautete: „Wir Unterzeichnete, überzeugt, daß der Gebrauch geistiger Getränke nicht nur unnöthig, sondern für alle gesellschaftlichen, bürgerlichen und religiösen Interessen des Menschen sogar schädlich ist, daß er zu unmäßigen Neigungen und Gewohnheiten führt, und daß, so lange er fort dauert, die Uebel, die durch die Unmäßigkeit entstehen, nicht beseitigt werden können — haben beschlossen, auf den Genuß dieser Getränke, so wie auf den Handel mit denselben zu verzichten; auch sie keinem Gast als Erfrischung anzubieten, noch auch unseren Dienstleuten zu verabreichen, endlich alle geeigneten Mittel anzuwenden, um den Gebrauch derselben ganz aus der Gesellschaft zu verbannen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

### Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

(London.) Verflorenen Montag, den 28. August, wurde zu Margate die 41. Jahresfeier eines wohlthätigen und wahrhaft nationalen Instituts, nämlich der königlichen Seebäder-Krankenanstalt begangen. Ein Comité, großen Theils aus Aerzten bestehend, unternahm die jährliche Untersuchung dieses Spitals, wobei der Lord Major, der eigens aus London hierher kam, von vielen wohlthätigen Theilnehmern und Unterstützern der Anstalt begleitet, und andere hohe Personen gegenwärtig waren. Die Resultate der Untersuchung fielen in Allem, was Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit betrifft, zur vollkommensten Zufriedenheit aller Anwesenden aus; vorzüglich erregte die verhältnißmäßige Einrichtung des Instituts für

so verschiedene Classen von Kranken von jedem Alter wirkliches Staunen. Nach einem glänzenden, unter dem Vorſitz des Lord Majors abgehaltenen Gaſtmale legte der Rechnungsführer der Anſtalt, Herr M. Gibbs, mehrere ämtliche Documente vor, aus denen die reichlichen Zuflüsse von der Hand mehrerer Menschenfreunde zum Wohl des Krankenhauses hervorgehen. Es sind bereits 41 Jahre vorüber (im August 1796), seitdem die königliche Seebad-Krankenanstalt ein freundliches Asyl für bloß 16 arme Kranke eröffnete; aber durch die Freigebigkeit edler Menschenfreunde ist die Anstalt nach und nach so erweitert worden, daß jetzt 210 Patienten daselbst verpflegt werden. Der größte Theil der Kranken fand daselbst Genesung, und Viele, die hierher so elend kamen, daß sie kaum gehen konnten, warfen zu Ende der Kur die Krücken weg, oder ließen dieselben als Andenken in der Anstalt zurück. Ein sehr günstiger Umstand ist die Thatſache, daß sich in der Seebad-Krankenanstalt die wohlthätige Wirkung von Seebädern, Seeluft, Arzneien und Diät vereinigt, ein Ganzes, das man in den anderen, obwohl nicht minder glänzenden Spitälern Englands nicht beisammen findet.

— n —

(Semlin.) Gestern (den 26. August) hier eingelangten Berichten zu Folge, fährt die Pestseuche in der Türkei fort, die größten Verheerungen anzurichten, und hat sich bereits bis auf einige Stunden der serbischen Gränze genähert. Auf den Wunsch des Fürsten Milosch ging der hier stationirte Arzt Dr. Nagy nach Serbien, um die serbische Contumazanstalt, wo die Contumazzeit auf 21 Tage verschärft worden ist, zu besichtigen, und selbe ganz auf den Fuß der hiesigen zu berichtigen. — Falls die Seuche die serbische Gränze überschreiten sollte, dürfte auch hier die Quarantainezeit auf 20 Tage erhöht werden. Uebrigens hat der Reisende gewiß alle Ursache, mit der hiesigen Anstalt zufrieden zu seyn; indem nicht allein der Director, Herr Dr. Minas, sondern alle Beamten dieser Sanitäts-Anstalt äußerst zuvorkommend und gefällig sind. — Ein Wunsch nur befehlt alle Reisenden, und dieser besteht darin, daß den Contumazierenden gestattet werden möchte, sich während ihrer Absperrung in dem an die Contumaz-Vocale anstoßenden Garten in freier Luft auch nur eine Stunde des Tages bewegen zu dürfen. Wie erquickend müßte dieß für den Reisenden seyn — wie wohlthätig für dessen Gesundheit.

(Allg. Zeit.)

(Wird fortgesetzt.)

Neue



Folge

der

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. S. Beer.

[N<sup>o</sup> 77.]

Montag, den 25. September.

[1837.]

Inhalt: Die Pest in der russischen Armee zur Zeit des Türkenkrieges in den Jahren 1828 und 1829. — Der Tea-total-Mäßigkeitsverein. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

## Die Pest in der russischen Armee zur Zeit des Türkenkrieges in den Jahren 1828 und 1829.

(Eine historische Skizze. \*)

Seitdem die Pest im Jahre 1813 die Moldau und Wallachei auf eine furchtbare Weise verheerte, blieben diese Gegenden bis zum Jahre 1824 von jener Geißel gänzlich verschont. In diesem Jahre kam sie aus Kleinasien nach Sisopol, drang bis in die Donaufestungen, und im Jahre 1825 selbst bis nach Bukarest, wo sie jedoch vom Hospodare, trotz aller Hindernisse von Seite der Türken, in ihrem ersten Reime erstickt wurde. Im Jahre 1826 erschien sie abermals in dieser Stadt, drang gegen das Ende des Jahres 1827 bis in die Hauptstadt der Wallachei, wo sie bis zum April 1828, obwohl nur sporadisch vorkommend, viele Opfer hinraffte.

Vor dem Anfange des Feldzuges im Jahre 1828 erhielten die Beamten der activen russischen Armee durch den Chef des Generalstabes die detaillirtesten Vorschriften zu Vorsichtsmaßregeln, um dem Uebel so viel möglich vorzubeugen, so wie der Medicinal-Inspector, Baron v. Wylle, allen Militärärzten jenes Armee-Corps eine von ihm selbst verfaßte Anweisung zur Erkenntniß und Heilart der Pest zustellen ließ. Die Kriegsoperationen begannen mit dem Frühjahr; im April waren die russischen Truppen in Bukarest, und im Mai stand das Hauptquartier bereits unweit Brailow. Durch Unordnungen in den Quarantainen, als unmit-

\*) Ein Auszug aus Dr. Czetyrkin's Werke: „Die Pest in der russischen Armee etc.“ Berlin 1837. Der Verfasser dieses Werkes ist Leibarzt Sr. Durchlaucht des Feldmarschalls Fürsten von Warschau, Grafen Paskeiwicz von Crivan.

telbare Folge des Krieges, griff auch die Krankheit im Mai unter den Einwohnern der Hauptstadt der Wallachei immer mehr um sich. Im Laufe des Sommers und des Herbstes verbreitete sie sich in den meisten Dörfern der Wallachei, drang im Winter bis zur Moldau vor, wurde zu Anfang des Jahres 1829 auf das rechte Donau-Ufer verschleppt, wo sie in mehreren an diesem Flusse gelegenen Orten, besonders in Hirsova große Verheerungen anrichtete. Die von der Pest ergriffenen Soldaten verbreiteten zwar dieselbe in den Spitälern und Feldlazarethen, sie wurde aber in letztern durch strenge polizeiliche Maßregeln unterdrückt. Im Winter kehrte das Hauptquartier in die Wallachei zurück, wo trotz der über Hand genommenen Verbreitung des Uebels nicht mehr allgemeine strenge Maßregeln angewendet wurden, und dasselbe, obwohl bei den beginnenden Decemberfrösten in bedeutender Abnahme, dennoch bei eintretendem Thauwetter zurückkehrte, und nur durch die strengste Quarantaine in engeren Gränzen gehalten wurde. Allein im März 1829 brachte es ein unglückliches Zusammentreffen verschiedener Umstände mit sich, daß man diese Krankheit nicht als Pest anerkennen wollte, dieselbe bloß für ein aus örtlichen Verhältnissen entstandenes, hitziges Fieber erklärte, eine Meinung, die sich unter Anderem auch auf das langsamere Verbreiten des Uebels, und auf die geringe Sterblichkeit stützte. Daher wurde jede Quarantaine aufgehoben, die freie Communication hergestellt, und nur gegen endemische Ursachen gewirkt. Traurig waren die Folgen dieser Ansicht. Denn mit furchtbarer Schnelligkeit schritt die Pest im Frühjahr und im Sommer in der Moldau, Wallachei und Bulgarien vorwärts, und kam, mit dem Uebergange des russischen Heeres über den Balkan, auch nach Rumelien, wo sie viele Spitäler ausrottete. Am heftigsten wurden die in Städten und Festungen in Garnison liegenden russischen Truppen ergriffen, während jene Militärabtheilungen, welche sich auf dem Marsche befanden, und fortwährend der reinen Luft, dem Regen und dem Thau ausgesetzt waren, viel weniger gelitten haben. Die meisten Aerzte wurden ein Opfer der Seuche; dieser Umstand sowohl als auch die Ueberfüllung der Lazarethe, so wie der Mangel an Pflege, und der Zweifel über das Wesen der Krankheit waren eben so viele Ursachen des unaufhaltbaren Fortschreitens der Seuche. Im Juni 1829 brach die Pest auch in Bessarabien aus (wohin sie ein Courier schleppete), und nur die strengsten Maßregeln am Pruth und Dniester konnten die russische Gränze vor Verderben schützen. Erst im November 1829, wo ein großer Theil der Armee bereits von der Pest ergriffen war, wurde das Uebel in der Moldau, Wallachei und Rumelien als wirkliche Pest anerkannt, und gegen dasselbe eine strenge Quarantaine eingeführt. Dem

ungeachtet richtete es bis zum Mai 1830 viel Verderben an. — Nachdem die Truppen auf russischer Gränze angelangt waren, zeigte sich das Uebel wohl bisweilen hie und da, jedoch blieb es immer rein sporadisch.

In der kleinasiatischen Türkei wurde im Juni 1828, beim Sturm der Festung Kars, durch türkische Gefangene die Pest dem russischen Truppencorps, das den Namen „trans-caucasische“ führte, mitgetheilt. Obwohl man auch da das Uebel nicht als Pest anerkennen wollte, wurde es doch auf Befehl des Oberfeldherrn als solche behandelt, und hierbei die strengsten polizeilich-medicinischen Maßregeln angewendet. Graf Paske-wicz von Erivan hielt es für rathsamer, lieber zu viel als zu wenig zu thun, und es gelang seiner consequenten Entschlossenheit, das Uebel in den ersten 14 Tagen zu ersticken. In der Festung Kars jedoch widersezten sich die vorurtheilsvollen Einwohner allen vernünftigen Maßregeln, das Uebel herrschte daher in der dassigen Garnison bis zum September, und wurde erst später durch die Bemühungen des Divisions-Arztes, Dr. Schuller, besiegt. Nicht so glücklich, als in und um Kars, wo der Oberbefehlshaber mit eigenem Beispiele voranging, war man in anderen Gegenden. So verbreitete sich z. B. in Gumry (wo die polizeilichen Maßregeln schlecht befolgt, und die Aufsicht über die türkischen Gefangenen nachlässig betrieben wurde) die Pest im ganzen Spital und in der Stadt, und richtete große Verwüstungen bis zum October an. Mit gleichem Erfolge, wie in Kars, wurde die Pest bei der Truppenabtheilung, die bei der Einnahme von Ardagan gegenwärtig war, unterdrückt. Diese Abtheilung vereinigte sich später mit dem Hauptarmee-Corps, machte den Feldzug mit, und kehrte nach Rußien zurück, ohne daß sich eine Spur von Pest gezeigt hatte.

Der andere Weg, auf welchem die Pest im Jahre 1828 nach dem transcaucasischen Truppencorps verschleppt wurde, war durch Achalzik und durch das Borusomsche Thal. Ein Theil der Truppen war nämlich, nachdem der Oberbefehlshaber in die Winterquartiere zurückkehrte, in dieser Festung zurückgeblieben. Diese Truppen kamen auf dem Wege durch das Borusomsche Thal mit den Einwohnern in Berührung, und wurden angesteckt. In der Festung Achalzik brach die Pest zuerst im Jahre 1829 aus, und zwar bei Gelegenheit eines Ausfalles, den die russische Garnison dieser Stadt gegen die Türken machte, wobei sie mit denselben in Berührung kamen, und den Tod nach Achalzik brachten. Den 10. März 1829 brach die Krankheit in der Garnison aus, verbreitete sich unter die Einwohner, und im Frühling stieg sie bis zur furchtbarsten Höhe. Die Aerzte starben einer nach dem anderen; nur Einer blieb, der die Krankheit selbst für eine Strafe Gottes hielt, zu medicinisch-polizeilichen Maßregeln kein Zutrauen hatte, und nur — Gebete vorschlug.

Ein Jeder that, was er wollte, Furcht und Verzweiflung vermehrten die Unordnung, und täglich fielen mehr Opfer. Der Oberbefehlshaber erfuhr diesen Stand der Dinge, und noch vor Beginn der Kriegsoperationen schickte er Aerzte nach Achalzik, die durch strenge Maßregeln die Garnison retteten. Die Pest hörte auf, und nach einer Quarantaine von 24 Tagen traten diese Truppen ihren Marsch an, und vereinigten sich mit dem activen Truppen-Corps. Im Herbst 1829 war die Pest in Grussen bei dem transcaucasischen Truppencorps ganz ausgerottet, und hat sich auch bis jetzt daselbst nicht wieder gezeigt.

Zu den Ursachen, die zur Verbreitung der Pest unter den russischen Truppen beitrugen, rechnet Dr. Czetyrkin das ungenaue Befolgen der Quarantaine-Vorschriften, Schmutz, Unreinlichkeit, die Nähe der Kirchhöfe bei Städten und Dörfern, das Sumpfmiasma an den Ufern der Donau, den öfteren Wechsel der Temperatur, die kalten, feuchten Nächte auf heiße Tage, Mangel an Lebensmitteln, das Zusammendrängen von Menschen, die Angst und den Kleinmuth beim Erscheinen des Uebels, und als Folge dieser Gemüthsstimmung übermäßigen Gebrauch geistiger Getränke, eingewurzelte Vorurtheile der Türken, und den Glauben, daß die Krankheit nicht ansteckend sei. — Im Monat März 1829 wurde die Pest in Bulgarien, in der Moldau und in der Wallachei nicht als solche anerkannt; man nahm an, daß die kalten und feuchten Wohnungen, ungesundes Wasser, Sumpfausdünstungen und andere Entbehrungen, aber kein Contagium die alleinige Ursache der Krankheit seien. Man hob also alle Sperrmaßregeln auf. Die Folge hiervon war, daß dem Uebel Thür und Thor geöffnet war, daß es mit Riesengewalt alle Gegenden der europäischen Türkei, wo russische Truppen campirten, so wie alle Spitäler verheerte. Im Juni d. J. fing man strengere Quarantaine überall einzuführen an. Um dieselbe Zeit wüthete die Pest in Warna, und gegen Ende Juni 1829 wurde, wie schon oben bemerkt, die Pest nach Bessarabien verschleppt; der Gouverneur dieser Provinz, Graf Woronzoff, stellte Quarantainen am Pruth und an der Donau wieder her, und durch diese Maßregeln, so wie durch die eingeführte Quarantaine am Dnieper wurde die Pest von der Gränze Rußlands abgehalten.

### **Der Tea-total-Mäßigkeitsverein.**

In London hat sich ein Mäßigkeitsverein gebildet, deren Mitglieder den Namen Tea-totalers (d. h. nur Thee Trinkende) führen. Das Kentish-Chronicle beschreibt einen Ausflug, den neulich dieser Verein auf dem Elemente seines Hauptgetränktes, nämlich auf dem Wasser unternahm. Er miethete nämlich ein großes Dampfboot zu diesem

Zwecke, schiffte sich an der Londner Brücke ein, und fuhr bis zum Scheer-  
neß und zurück. Ungeachtet man den Tag großen Theils mit Gebet und Ab-  
singung von Hymnen zubachte, unterließ die Gesellschaft doch nicht, für eine  
gute Mahlzeit zu sorgen, die mit Wasser hinuntergeschwemmt wurde.  
Wie gewissenhaft die Mitglieder zu Werke gingen, geht aus dem erbau-  
lichen Umstande hervor, daß zu dem in Thee ex officio bestehenden Früh-  
stück noch Butterbrot und Kaffee, wovon unermessliche Quantitäten verzehrt  
wurden, per parenthesis hinzukamen. Dessen ungeachtet unterließ man  
nicht, nach englischer Weise einen Toast, der aber aus Wasser bestand, auf  
das Wohl der Thee-totalistischen Vereine mit Begeisterung zu trinken. Pos-  
sionierlich war der fromme, aber erfolglose Versuch der Gesellschaft, die Mann-  
schaft des Dampfsbootes, die noch Freunde eines erhebenden Glases Wein  
oder Brantwein waren, zu bekehren. Die Harnäckigen blieben ihrem „Gläs-  
chen“ treu. Ihr Capitän erklärte ohne Hehl, er trinke zwar niemals über  
den Durst, aber Wasser ohne Gin (Wachholberbrantwein) sei für sei-  
nen Magen ein Räthsel, das er schwer lösen könne. Der Oberbootsmann  
saß eben am Steuerruder mit einer „Mäßigkeits-Medaille“ geschmückt. Er  
ward von der Gesellschaft mit einem dreimaligen Hurrah begrüßt, und ge-  
beten, einen Krug Wasser anzunehmen, und die „Mäßigkeitserklärung“ \*)  
zu unterschreiben. Aber der kluge Mann meinte, dieß könne nur geschehen,  
wenn etwas Brantwein darunter wäre. Diese Bekehrungsversuche scheiter-  
ten fast durchgehends, jedoch erklärte Einer seine Bereitwilligkeit zu unter-  
zeichnen, wenn man ihm wöchentlich zweimal Grog (Rum mit Wasser)  
erlaube, und ihn für sein Wassertrinken an den 5 übrigen Tagen bezahle.  
Das Kentish-Chronicle erwähnt, wie es sagt, mit Bedauern, zweier Damen,  
die sich während des Tages heimlich ein Glas Gin reichen ließen, welches  
sie unter einem großen Sonnenschirm in der Kajüte verstoßen einschlürften.  
Zwei andere Damen schlossen sich mit einer Flasche starken Biers in der  
Speisekammer ein. Diese Ausnahmen abgerechnet, wurden keine berauschen-  
den Getränke genossen; aber der Verbrauch von Thee, Kaffee und Wasser  
war staunenerregend. Die Passagiere verließen das Dampfboot nüchtern,  
welches, wie der Capitän versichert, ihm auf keinen früheren Ausflug nach  
Scheerneß begegnet sei.

### M i s c e l l e n .

Ueber den Handel, der in Frankreich mit Menschenhaaren  
getrieben wird.

Die Pariser Haarschneider pflegen in den Monaten April und Mai  
auf allen Märkten und Jahrmärkten herumzulaufen, und zwar besonders

\*) Siehe Gesundheitszeitung Nr. 2.

in der Normandie, in der Auvergne und in der Bretagne. Sie sammeln daselbst jährlich gegen 100,000 Kilogramm Haare, welche sie auf dem Kopfe mit 10 Franks das Kilogramm bezahlen. Diese Haare, welche demnach schon auf den Köpfen ein Capital von einer Million bilden, werden in Paris und den übrigen größeren Städten zu 20 Franks das Kilogramm verkauft, so daß sie, in den Magazinen angelangt, auf 2 Millionen im Werthe gestiegen sind. Nach dem Entfetten und Reinigen gelangen sie dann aus den Magazinen in die Hände verschiedener Haarkünstler, welche das Kilogramm zu 80 Franks bezahlen. Nimmt man nun an, daß alle diese Haare zu Perrücken verarbeitet werden; daß man zu einer Perrücke 3 Unzen Haare braucht, und daß eine fertige Perrücke im Durchschnitte 25 Franks kostet, so gibt dieß eine Summe von 25 Millionen Franks. Bedenkt man aber, wie viele Haare zu weit werthvolleren Gegenständen, als zu Perrücken verarbeitet werden, so wird man einen Begriff von der Ausdehnung und der Einträglichkeit des Gewerbes bekommen, welches die französischen Haarkünstler treiben \*).

(Mémorial encyclopédique Jun. 1837.)

(Paris im September.) Ein durch ärztliche Kunst entdecktes Verbrechen macht hier viel Aufsehen. Weiläufig gegen 5 Uhr Morgens fand man den Kopf eines Mannes unter dem zweiten Pfeiler der Brücke La Tournelle; der Rumpf desselben Menschen ward später in einem Canal der Straße la Houchette, und dessen zwei unteren Extremitäten unweit des Pont-Neuf gefunden. Aus einer dießfalls eingeleiteten Untersuchung ergab sich, daß der verstorbene, Namens Ramus, ein alter, bei dem Tax-Bureau als Amtsbote angestellter, ehemaliger Soldat war. Aus allen an der Leiche vorgefundenen Zeichen machten die hiesigen Aerzte mit vielem Scharfsinne den Schluß, daß Ramus während des Schlafes ermordet, daß dieser Schlaf entweder durch Trunkenheit, oder durch irgend ein künstliches Mittel hervorgebracht, — daß die Kehle früher durchgeschnitten worden, und hierdurch ein großer Blutverlust entstanden sei; — daß das Abschneiden des Kopfes und der Glieder von einer Person vorgenommen worden sei, die an dergleichen Operationen bei Menschen oder Thieren geübt seyn mußte; daß das Instrument sehr scharf geschliffen und lang war; daß der Mörder eine sehr kräftige Person seyn mußte, und daß alle Schnitte von einer und derselben Hand herrühren. — Die innere Unter-

\*) Dies Zunehmen der Perrücken und der erweiterte Geschäftskreis der Haarkünstler ist leider ein nur zu schlagender Beweis von dem jetzt häufiger eintretenden frühen Ergrauen oder Ausgehen der Haare. Denkt man aber über die gewöhnlichen Ursachen dieser zwei Umstände nach, so sieht man, daß die Statistik der Perruquiers dem Arzte keinesfalls fremd bleiben darf.

suchung ergab, daß der Unglückliche an keiner Krankheit gelitten, die seinem Leben schnell ein Ende machen konnte; — daß der Tod einzig und allein durch den Schnitt in die Kehle zu Stande kam; daß die Verletzungen im Gesichte bloß die Wirkung der Anstrengungen waren, die gemacht wurden, um die Amputation schnell vorzunehmen, und daß endlich der Eintritt des Todes bald nach eingenommenem Mittagmahle Statt gefunden. Im Magen fand man Branntwein und Blausäure. Ungefähr 3 Wochen später wurde der Mörder arretirt, oder vielmehr er überlieferte sich selbst den Händen der Justiz. Denn als er hörte, daß sein Sohn, ein Apothekerlehrling, als verdächtig eingezogen worden, ging er nach Paris zurück, bekannte bei der Polizei-Präfectur sein Verbrechen, und es war zum Staunen, wie genau seine Aussagen mit dem Gutachten der Aerzte in den kleinsten Umständen übereinstimmten. Der Mörder hatte in der That dem Ramus vor dessen Tode eine Mischung von Branntwein und Blausäure gegeben, und sein Opfer genau auf die Art gemordet, wie es die Aerzte als geschehen annahmen. In dem Zimmer des Mörders fanden sich Mord-Werkzeuge und viele andere Dinge vor, die vollkommen die verübte That bestätigten.

### Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

(London, 10. September.) Es wird gewöhnlich bei uns angenommen, daß in London keine Jahreszeit so frei von Krankheiten sei, als die jetzige. Aber während der letzten wenigen Wochen haben bei uns sehr viele Todesfälle Statt gefunden. Diese zunehmende Sterblichkeit schreibt man großen Theils dem Typhus zu, der mit sehr großer Heftigkeit in verschiedenen Theilen der Stadt wüthet. Ein großer Theil der Krankheiten in jetziger Zeit hat jedoch seinen Grund in der außerordentlichen Abwechslung der Witterung. Es hatten zwar einige Fremde von hier aus geschrieben, daß die Cholera wieder in London sei; allein obwohl sich hier zahlreiche Fälle der sogenannten englischen Cholera (English Cholera) zeigen, so ist doch hier nichts vorhanden, welches in Bezug auf Heftigkeit und tödtlichen Verlauf dasselbe wäre, was die asiatische Cholera ist. In der jetzigen Jahreszeit sind überhaupt Leiden der Gedärme gewöhnlich vorwaltend, und dieses Jahr wurden sie noch durch den Ueberfluß aller Obstgattungen und durch die zahllose Menge ungesunder und unreifer Stachelbeeren, Aepfel, Birnen, die man öffentlich verkauft, und die durch die heftigen Winde in Fülle von den Bäumen noch unreif abgeschüttelt werden, sehr vermehrt. Auch Schnupfen und Husten sind hier jetzt sehr häufig, indem der Uebergang von heißer zu kühler Witterung sehr schnell geschieht.

(Paris, den 6. September.) Die Veränderlichkeit der Witterung, verbunden mit dem übermäßigen Genuße rohen, unreifen Obstes hat seit einigen Tagen hier eine große Menge von Erkrankungen an der Cholerae veranlaßt. Nachdem auch mehrere Militärs von dem Uebel ergriffen worden, ist auf Befehl des commandirenden Generals eine Untersuchung veranlaßt worden, und die Entscheidung

der Aerzte ist dahin ausgefallen, daß jene Erkrankungen lediglich den angeführten beiden Ursachen, und vielleicht auch dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke zuzuschreiben seien.

(Marseille, im September.) Am 1. d. M. sind hier 66 Personen an der Cholera gestorben. In Folge der zahlreichen Auswanderungen, zu denen die Furcht vor der Seuche getrieben, sollen sich kaum noch 60,000 Menschen hier befinden. Die Seuche scheint sich jetzt auch in dem Bezirke von Aix zu verbreiten.

(Constantinopel, 16. August.) Die Pestseuche fährt fort, hier unter den Franken zu wüthen. Sonst pflegten diese gewöhnlich verschont zu bleiben, jetzt leiden sie mehr als jeder übrige Theil der Bevölkerung. Leider hat die Furcht hier sehr großen Einfluß, um für die Seuche die Empfänglichkeit zu steigern.

(Morn. Herald.)

(Leipzig, den 6. September.) Die in einigen ausländischen Blättern verbreitete, durchaus irrige Angabe, daß in Leipzig die Cholera sei, wurde durch folgende, gestern hier erlassene Bekanntmachung widerlegt: „Es hat sich im Auslande das Gerücht verbreitet, daß die asiatische Cholera in Leipzig ausgebrochen sei. Da unsere Stadt von diesem Uebel gänzlich befreit geblieben ist, so fühlen wir uns veranlaßt, diesem Gerüchte, das einem durchaus unwarhren, zu widersprechen. Leipzig, den 5. September 1837. Der Rath der Stadt Leipzig.“

(Prag, den 16. September.) Es wird hier Alles aufgeboten, um den hier anwesenden Naturforschern und Aerzten ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die älteste Universitätsstadt Deutschlands will sich durch die liberalste Gastfreundschaft auszeichnen. Der um die Wissenschaft hochverdiente Professor, Dr. v. Kromholz, benützte seine Stellung als zweiter Geschäftsführer der gelehrten Versammlung dazu, um eine Subscription zur unentgeltlichen Bewirthung der fremden Gelehrten in Antrag zu bringen, die in kurzer Zeit mit den Namen der wohlhabendsten Bürger hiesiger Stadt angefüllt war. Einige machten sich sogar anheischig, die fremden Gelehrten unentgeltlich in die Wohnung zu nehmen. Auf der Färberinsel will die Einwohnerschaft täglich an offener Tafel ihre geehrten Gäste bewirthen.

(Constantinopel, den 30. August.) Auf der bisher bei Bujukdere vor Anker gelegenen kaiserlich-russischen Corvette haben sich leztthin zwei Pestfälle ereignet, welche die Mannschaft nöthigten, sich auf dem asiatischen Ufer ans Land zu begeben, wo sich selbe unter Zelten der erforderlichen Reinigung unterzieht. Die Pest hat übrigens im Allgemeinen seit Abgang der lezten Post etwas nachgelassen. In Smyrna hat die Seuche nach den lezten Berichten gänzlich aufgehört.

(Dest. Beob.)

Den Nachrichten aus Rom zu Folge, war die Cholera daselbst fortwährend in Abnahme.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. S. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. S. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiekt wird.

Neue



Folge

der

# Gesundheits - Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. G. Beer.

[N<sup>o</sup> 78.]

Donnerstag, den 28. September.

[1837.]

Inhalt: Scheintod des Arztes und Professors G. zu Dublin. — Aus dem Tagebuch eines Arztes. — Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

## Scheintod des Arztes und Professors G. zu Dublin \*).

Es mußte gleich 4 Uhr schlagen, und ich hatte mich noch nicht zu meiner Vorlesung vorbereitet. Es war erstickend heiß, die Luft schwül und gewitterhaft; ich empfand große Unbehaglichkeit, und eine Art ungewohnten nervösen Reizes. Während der eben beendigten Woche hatte ich keinen ruhigen Augenblick gehabt; mehrere in Gefahr schwebende Kranke, deren Zustand unaufhörliche Aufmerksamkeit verlangte, hatten mich rufen lassen. Einer von diesen, zumal die einzige Stütze einer zahlreichen Familie, beunruhigte mich sehr, und erregte mein ganzes Mitgefühl. In dieser Stimmung stieg ich in den Wagen, um nach dem Hörsaale zu fahren, als man mir ein unversiegeltes Billet zustellte. Ich öffnete es schnell; sein Inhalt war, daß der arme B., für den ich mich so sehr interessirte, gestorben war. Diese Nachricht traf mich sehr hart.

Der Schlag war um so gewaltiger, da ich nicht einmal den Trost hatte, dieses Unglück vorausgesehen, und die Familie meines Kranken vorbereitet zu haben, den herben Schmerz über dessen Verlust zu tragen.

Bisher war der Hörsaal für mich mehr ein Vergnügen, als eine Arbeit gewesen. An jenem Tage aber empfand ich eine Art von Bangigkeit, die mir nicht gewöhnlich war; die Ereignisse des Tages hatten mich so stark ergriffen, daß ich ein unüberwindliches Bedürfniß nach Ruhe und Alleinseyn empfand. An die Eingangsthür kommend, warf ich einen Blick in den Hörsaal, den ich noch nie so voll gesehen hatte; als ich über die Thür ging, hörte ich den Namen eines berühmten fremden Arztes nennen, der sich unter meinen Zuhörern befinden sollte. Diese Umstände vermehrten nur meine

\*) Von ihm selbst erzählt. Aus dem Englischen.

Unruhe, die den höchsten Grad erreichte, als ich bemerkte, daß ich meine Collegenhefte im Wagen, der bereits abging, hatte liegen lassen; immer unruhiger, öffnete ich meine Brieftasche, und durchlief schnell eine Menge ohne Ordnung verzeichneter Bemerkungen; glücklicherweise fiel mein Auge auf einige interessante Beobachtungen über den Wahnsinn. Ich beschloß diesen zum Gegenstand meiner aus dem Stegreif zu haltenden Vorlesung zu machen.

Es ist mir bloß eine verwirrte Idee von dem gelieben, was mir hernach zustieß. Ich erinnere mich jedoch des Beifallklatschens, das mich beim Eintritt empfing. Als es wieder ruhig geworden, nahm ich allen meinen Muth zusammen, und fing endlich an. Die ersten zusammenhängenden Worte, die ich sprach, kosteten mir unerhörte Anstrengung; ich stotterte, und hielt bei jedem Worte an. Zuletzt jedoch ermutigte ich mich allmählig, und die hohe Aufmerksamkeit, womit man mir zuhörte, gab mir etwas Vertrauen. Bald merkte ich, daß sich das dicke Gewölk verzog, das mein Gehirn umlagerte, meine Gedanken wurden klarer, die Worte kamen wie von selbst, ich durfte nur wählen. Die Geläufigkeit, womit ich sprach, wunderte mich selbst. Mein Gedächtniß, das ich immer träge und undankbar gefunden, war plötzlich wundertreu geworden; Thatfachen, Anekdoten kamen meiner theoretischen Erklärung zu Hilfe, Fälle von Wahnsinn, die ich in meiner Jugend beobachtet, stellten sich meinem Geiste, wie gestern gesehen, dar. Ich ermutigte mich immer mehr und mehr, die Schnelligkeit, womit meine Gedanken auf einander folgten, regte meine Geisteskräfte in einem hohen Grade auf; die Worte flossen wie von selbst von meinen Lippen. In diesem Augenblicke empfand ich eine Art instinktartigen Entsetzens; es kam mir vor, als wäre eine unbekannte Gefahr, die zu vermeiden mir unmöglich falle, im Begriffe, auf mich einzudringen!

Die übernatürliche Macht, die mich bis jetzt aufrecht erhalten hatte, fing jedoch an, mich zu verlassen; meine Gedanken verwirrten sich, ich bildete mir ein, einer von den Geisterbannern zu seyn, welche durch ein Wort Todte und Lebende citiren, ich hielt ein: die tiefste Stille herrschte im Saale, alle Blicke waren auf mich geheftet. Plötzlich kam mir ein fürchterlicher Gedanke, ein krampfhaftes lautes Lachen entlitt meiner Brust, und ich rief: „Auch ich bin wahnsinnig!“ Meine sämtlichen Zuhörer sprangen im Nu auf, ein Geschrei der Ueberraschung und des Entsetzens drang aus aller Munde; was darauf folgte — ich weiß es nicht!

Als ich wieder zur Besinnung kam, lag ich in einem Bette. Ich sah mich um, alle Gegenstände, die ich erblickte, waren mir bekannt; auf die halbgeschlossenen Fenstervorhänge fiel ein röthlicher Sonnenstrahl; ich begriff, daß die Nacht nahte.

Im Zimmer sah ich Niemanden, und als ich mich zu erinnern suchte, warum ich mich daselbst befände, überfiel mich eine Schwäche, ich schloß die Augen, und versuchte zu schlafen. Durch Hineintreten in das Zimmer weckte mich Jemand: es war mein Freund, der Doctor G..., er trat an mein Bett, und sah mich einige Minuten fest an. Während er mich so betrachtete, sah ich, daß er die Farbe veränderte; seine Hand zitterte, als seine Finger sich auf meinen Puls legten, und er murmelte traurig „Mein Gott, wie ist er verändert!“ Ich hörte sodann eine Stimme vor der Thür fragen: Darf ich hereinkommen? Der Doctor gab keine Antwort, und meine Frau schlich leise ins Zimmer. Sie sah blaß und elend aus. Sie neigte sich über mich, und heiße Thränen fielen tropfenweise auf meine Stirn; sodann nahm sie meine Hand in die ihrigen, näherte ihre Lippen meinem Ohr, und sagte: „Erkennst du mich, William?“ Ich versuchte zu antworten, es war mir nicht möglich; ich wollte ihr wenigstens durch irgend ein Zeichen zu erkennen geben, daß ich sie erkenne, allein ich hörte sie schluchzend sagen: „Ach, er kennt mich nicht!“ und ich sah bald, daß mein Bestreben vergebens war. Der Doctor nahm darauf meine Frau bei der Hand, um sie herauszuführen; „Noch nicht, noch nicht!“ sagte sie widerstrebend, und ich versank in völlige Empfindungslosigkeit. Als ich meiner wieder bewußt wurde, glaubte ich aus einem langen tiefen Schläfe zu erwachen. Ich litt noch, aber weniger; eine übermäßige Schwäche war an die Stelle der Fieberregung getreten. Allmählig wurden die Gegenstände weniger undeutlich, und ich sah den Doctor neben meinem Bette sitzen. Er lehnte sich über mich, und sagte: „Sind sie besser, William?“

Bis jetzt hatten meine erfolglosen Versuche zu antworten, mir weder Sorge noch Unruhe verursacht; allein in diesem Augenblick wurde meine Ohnmacht, mich verständlich zu machen, eine wirkliche Qual. Ich ergriff die Hand des Doctors, ich drückte sie aus allen Kräften, ich richtete mich auf, und warf einen verstörten Blick um mich her. Dieser Zustand dauerte eine kurze Zeit, der Athem ging mir bald aus, ich ließ die Hand, welche ich hielt, fahren, meine Augen schlossen sich, und ich sank schwerfällig aufs Bett zurück.

Die einzige mir gebliebene Erinnerung von dem nun folgenden Augenblicke sind die Worte des armen G., der, weil er mich für todt hielt, sagte: „Endlich hat er zu leiden aufgehört!“

Es waren viele Stunden verstrichen, als mein Bewußtseyn zurückkehrte. Das erste Gefühl, das ich hatte, war die Kälte; es schien mir, als seien die Fenster meines Zimmers geöffnet. Ich konnte die Augen nicht öffnen, ein ungeheures Gewicht presste meine Augenlieder nieder; meine Arme waren längs meines Leibes ausgestreckt, und abgleich die Lage, worin ich mich be-

fund, zwängend und unbequem war, so war es mir doch nicht möglich, sie zu verändern; ich wollte sprechen, aber mein Bestreben blieb erfolglos.

Einige Augenblicke nachher hörte ich die Tritte mehrerer im Zimmer gehenden Personen, ein schwerer Körper wurde auf den Fußboden niedergesetzt, und eine rauhe Stimme sprach die Worte: „William H., alt 38 Jahre. Ich hielt ihn für älter.“ Diese Worte brachten mir alle Umstände meiner Krankheit in Erinnerung, ich begriff, daß ich zu leben aufgehört hatte, und daß man um mich her Anstalten zu meiner Beerdigung treffe. War ich denn todt? Die Hülle war zwar kalt und unbelebt, allein der Geist war nicht erloschen. Fürchterlicher Gedanke! Ich erinnerte mich der letzten Worte des Doctors, er kannte die Symptome zu gut, die den Tod bezeichnen, um sich durch einen trügerischen Anschein täuschen zu lassen. Ich fühlte, daß man mich in den Sarg legte. Welch menschliches Wort könnte alles das ausdrücken, was dieser Augenblick der Todesangst Entsetzliches hatte

Wie lange ich so blieb, weiß ich nicht. Die Todtenstille, die im Zimmer herrschte, wurde neuerdings unterbrochen, und ich vernahm, daß einige meiner besten Freunde gekommen waren, um mich noch ein Mal zu sehen. Alles Schreckliche meiner sonderbaren Lage wurde meinem Geiste gegenwärtig. Aber wie! sagte ich zu mir, ist denn Alles an mir gestorben, die Seele sowohl, als der Leib, den sie belebte? Die Gedanken, die ich habe, zeigen doch vom Leben in seiner ganzen Stärke und Kraft. Was ist denn aus meinem Willen, zu handeln, zu sprechen, zu sehen, zu leben, geworden? Alles an mir ist eingeschlafen und unthätig, als hätte ich niemals gelebt! Sind es die Nerven, welche aufgehört haben, die Befehle des Gehirns zu überbringen, warum weigern sich jetzt diese schnellen Boten der Seele zu gehorchen? Ich rief mir einige Beispiele von der wunderbaren Macht des Willens ins Gedächtniß zurück, wenn er stark concentrirt wird, und unter dem Einfluß einer großen Nothwendigkeit handelt. Ich hatte einen Menschen gekannt, dessen Herz, wie er wollte, schnell oder langsam klopfte. Ja, dachte ich in einem Ausbruche von Freude; ja, der Wille zu leben ist die Macht zu leben; nur wenn die Fähigkeit unterlegen hat, kann der Tod sich unser bemächtigen; ich faste die Hoffnung, wieder zu erstehen, gleichsam durch eine Kraft des Willens. Aber ach! mit Schaudern denke ich noch heute daran, die Augenblicke verliefen schnell, und ich begriff aus den Anstalten, die um mich her getroffen wurden, daß man im Begriff war, mich in den Sarg einzuschließen. Was mußte ich thun? Wenn der Wille die Macht wirklich hat, die man ihm zuschreibt, wie sollte ich ihn dann leiten? Während meiner Krankheit hatte ich mehr als ein Mal lebhaft gewünscht, mich zu bewegen und zu sprechen, ohne es jedoch zu können. Ich wollte es noch ein Mal versuchen. Vergebens strengte ich mich fürchterlich an, meine Brust aufzu-

schwellen und zu athmen. Mein Gott! mein Entsetzen kehrte lebhafter als vorher noch zurück. Ich hörte das Einschlagen der Nägel in die Bretter meines Sarges. . . . Verzweiflung!

In diesem Augenblicke trat E., mein ältester, mein bester Freund in's Zimmer. Er hatte eine lange Reise gemacht, um mich noch ein Mal zu sehen, um mir, seinem Jugendgefährten, ein letztes, ein ewiges Lebewohl zu sagen. Man machte ihm Platz, er trat zu mir heran, und legte seine Hand auf meine Brust. O! die Wärme dieser Freundeshand drang bis zu meinem Herzen, und machte es pochen. Dieses Pochen wirkte auf mein ganzes Wesen zurück, das Blut kreisete von Neuem; meine Nerven vibrirten, und meiner freigewordenen Brust entwischte ein krampfhafter Seufzer, meine Muskeln streckten sich wie das Thauwerk eines Schiffes bei hoher See, ich athmete endlich!

Während diese plötzliche, unerwartete Veränderung in mir vorging, kam mir der entsetzliche Gedanke, daß sie nicht wirklich, daß sie nur ein Spiel meiner in Wahnsinn verstrickten Phantasie sei. Dieser Zweifel war glücklicher Weise nur kurz dauernd. Ein Geschrei des Grauens und die Worte, die ich deutlich hörte: „Er lebt, er lebt wieder!“ machten meiner Angst ein Ende. Geräusch und Verwirrung nahmen zu; das Lärmen erreichte bald den höchsten Grad. Alles, wessen ich mich erinnern kann, ist, daß man mich aus dem Sarge hob, und daß ich vor einem guten Feuer und von meiner Familie und von meinen Freunden umgeben, wieder zu mir kam. Nach einigen Wochen von Wiederherstellung befand ich mich voll Leben und Gesundheit; ich hatte den Tod ganz in der Nähe gesehen, und meine Lippen hatten an jener bitteren Schale genippt, die ich dereinst bis auf den Grund leeren muß!

### Aus dem Tagebuch eines Arztes.

(Fortsetzung.)

#### XX.

Es gibt Menschen, die tief seufzen, um desto freier athmen zu können, während Manchem ein zu freier Athemzug tiefe Seufzer kostet. Unsere Tansfälle geben den Commentar.

#### XXI.

Zwei Perioden seines Lebens hat der Arzt am meisten zu fürchten. Die des Austrittes aus der Schule und die des hohen Alters. In jener ist ihm Alles leicht, sein noch unerfahrener Geist läßt sich von seinem menschenfreundlichen Herzen zu kühnen Heilmahregeln fortreißen — in der Periode des hohen trügen Alters machten oft gescheiterte Heilpläne sein Herz kalt, seine Thatkraft lahm, seine Kunst ängstlich. Die Mitte zwischen zuversichtlicher

Kühnheit und matter Furchtsamkeit hält das kräftige, reife Mannesalter; diesem würde ich mich am liebsten anvertrauen. Große Aerzte bleiben sehr lange in dieser Periode.

## XXII.

Wenn die Laien nur zwei Sprichwörter als wahr anerkennen und darnach handeln wollten — so wäre es um die Existenz der Aerzte und Apotheker geschehen. Diese zwei Sprichwörter heißen: „Ordnung ist das halbe Leben,“ und „Trau, schau, wem?“ Man kann wirklich alle Kranken in zwei Hauptclassen eintheilen. Bei der einen Classe war „Unordnung das ganze Leben,“ die andere „traute, ohne zu schauen wem?“ Möchten die Menschen wenigstens zur Zeit, wo sie schon krank sind, obige Sprichwörter beherzigen: sie wären gegen die Vorschrift des Arztes folgamer, ordentlicher — und bei der Wahl desselben auch vorsichtiger.

## XXIII.

Religiöse Schwärmerei ist oft Folge des Müßiggangs. Dieser erzeugt Armuth, Noth, Elend — man klammert sich an jede noch so schwache Hoffnung, und da diese oft und leicht scheidet, so verzweifelt man an sich und der Mitwelt, und man gibt sich einer höheren Macht anheim. Diese fordert den ernstesten Rückblick in unser Inneres, dessen mahnende Stimme aber der Schuld bewusste flieht. Was gibt ihm endlich Trost? Er wird ein religiöser Schwärmer. Nicht Thätigkeit, sittliche Besserung und Selbsterhebung im Vertrauen auf Gott — seine Phantasie soll ihm den Himmel erschließen.

(Wird fortgesetzt.)

### Allgemeines Gesundheits-Bulletin.

(Brandenburg, den 9. September.) Der Gesundheitszustand unserer Stadt und nächsten Umgebung ist fortwährend sehr gut. Ungeachtet des lebhaften Verkehrs mit den inficirten Städten in Osten und Westen zeigt sich keine Spur von Cholera, und da der Ort auch während der vorigen Epidemie ganz unberührt geblieben ist, so gewinnt die Ansicht, daß unsere locale Atmosphäre durch eigenthümliche Beschaffenheit dieser Krankheit entgegenwirke, von Tag zu Tag mehr Wahrscheinlichkeit. —

(Lyon, den 8. September.) In diesem Augenblicke rafft hier eine Art bössartiges Fieber einen großen Theil der Militärkranken dahin. Das Volk glaubt, es seien Cholera-Fälle; jedoch hat die Sanitäts-Facultät bisher keine solche erkannt. Der plötzlich eingetretene scharfe Nordwind hemmt den Marsch der Cholera im Süden. — (Allg. Zeit.)

(Constantinopel, den 25. August.) Der Handel mit Persien hat sich auf eine überraschende Weise belebt, und auch im Allgemeinen scheint sich der Verkehr steigern zu wollen, wenn nur die leidige Pestseuche ihren Verheerungen einmal Grenzen setzte. Schrecklich lauten die Nachrichten aus Rumelien und Bulgarien über die Verwüstungen dieser Krankheit, welche fast keine Stadt verschont,

und Tag für Tag eine Menge Menschenleben zum Opfer fordert. In Salonichi hat die Seuche angefangen nachzulassen; in Asten verbreitet sie sich immer in südlicher und östlicher Richtung; in Smyrna hat sie ganz aufgehört.

(Paris, den 11. September.) Nach der heutigen Gazette médicale lautet das Gesundheits-Bulletin der Hauptstadt, wie folgt: „Paris hat keine Cholérine (n'est pas cholérine), man beobachtet daselbst einige Schleimfieber, einige typhusartige Affectionen, Rothlauf, Halsübel, kalte Fieber, mit einem Worte, nur der Jahreszeit angemessene Krankheiten. Wir sind vollkommen über unseren Gesundheitszustand beruhigt.“ — Nachrichten aus Marseille zu Folge, waren am 5. September 25 an der Cholera gestorben. In Aix zeigte sich am 4. d. M. kein einziger Cholerafall.

(Genua, Anfangs September.) Unsere Sanitätsbehörde, überzeugt von der Zwecklosigkeit der Quarantainen gegen die Cholera, und von dem großen Schaden, den der Handel dadurch erleidet, scheint geneigt, solche gänzlich aufzuheben, und das mit vollem Grunde, da die Krankheit bereits unter uns erschienen ist. Einstweilen ist aber entschieden worden, ein wechselseitiges Verhältniß in den Conzumaz-Epochen mit den verschiedenen Staaten herzustellen, daher die Provenienzen aus Venedig keiner Observanz mehr unterworfen sind. Die Krankheit nimmt in unserer Stadt zwar ab, verbreitet sich um so mehr an der Küste.

(Marseille, den 2. September.) In Folge eines furchtbaren, nächtlichen Gewitters ist gestern die Zahl der Opfer bedeutend gestiegen. Man zählte 66 Todte. Indessen schmeichelt man sich von vielen Seiten, daß bei der nun eingetretenen kühlen Witterung und dem Wehen des Mistral das Uebel bald verschwinden werde. Uebrigens zeigt sich die Krankheit auch in Aix, Toulon und den benachbarten Departements, und es steht zu befürchten, daß sie sich vielleicht, wie 1835, über die ganze Provence verbreite. Heute zählen wir 85 Todesfälle.

(Amerika.) Aus den amerikanischen Journalsen geht hervor, daß die Cholera große Verwüstungen in der Provinz Guatimala angerichtet hat. In einem vom 25. Juni d. J. datirten Schreiben aus jenem Lande heißt es unter Anderen: Die Cholera ist in unserer Provinz mit großer Heftigkeit ausgebrochen. In der Stadt selbst fielen bis jetzt mehr als 1,400, und auf dem Lande mehr als 3,300 Opfer. Zu St. Salvador sind mehr als 4,600 dieser Krankheit unterlegen (die Verstorbenen in der Provinz mitgerechnet). Der Präsident Morazan hat einen unermüdeten Eifer entwickelt, und den armen Kranken sowohl Lebensmittel, als auch anderweitige, mögliche Hilfe zu verschaffen gesucht. Leider ist sein guter Wille mißkannt worden; denn es hatte sich unter den niederen Volksclassen das dumme Gerücht verbreitet, der Präsident habe ihnen Gift austheilen lassen. Dieses abgeschmackte und verläumderische Gerede hatte hier Eingang gefunden, und mehrere von Indianern bewohnte Dörfer lehnten sich gegen die Regierung auf. Die Ruhe ward zwar durch kräftige Maßregeln wieder hergestellt, aber der Schrecken, den diese falschen Gerüchte verbreiteten, war so groß, daß viele Tausende ihre Pachtungen und Häuser verließen, und in die Gebirge flüchteten. Daß aus diesen Unordnungen und dem damit verbundenen Mangel an Arbeiten ein unberechenbarer Schaden für die bald heranrückenden Indigo- und Chocollen-Ernte entstehen müsse, versteht sich von selbst. —

(B o n a , den 28. August.) Der Gesundheitszustand der französischen Truppen ist leider äußerst schlecht. Im Spital zu B o n a liegen 2000 Soldaten, und die Holzbarraken sämtlicher Lager sind mit Kranken angefüllt. Dies darf keineswegs befremden. Die furchtbare Hitze, die schlechten Lebensmittel, der Wassermangel, die Mühen einer harten Arbeit unter einer glühenden Sonne, und endlich keine Ruhe, kein Schlaf bei Nacht wegen der zahllosen Ungeziefer, welche die Qual des Lageraufenthaltes sind — gegen solche Leiden zu kämpfen, bedarf es eines Körpers von Erz, und mich wundert es bloß, daß nicht die ganze Armee im Spital liegt. Das Thermometer zeigte in den letzten Tagen um 10 Uhr Morgens 38 Grad im Schatten. Nach 10 Uhr tritt dann gewöhnlich ein kühlendes Lüftchen ein, welches bis 5 Uhr Nachmittags dauert, und die drückende Hitze mäßigt. An den Tagen aber, wo der Scirocco weht, ist die Luft fast wie Feuer. Im Lager Merdschez-Amar spüren die Truppen den verheerenden Einfluß dieses Wüstenwindes weit mehr als hier. Das Lager Drean ist durch mehrere Bergreihen geschützt. (Allg. Zeit.)

(A t h e n.) Ein Schreiben aus A t h e n vom 28. August in der Münchner politischen Zeitung meldet: Der Gesundheitszustand von Athen sowohl als ganz Griechenland ist höchst befriedigend. P o r o s , das seit mehr als 2 Monaten von der Geißel der Pest gänzlich befreit ist, wird demnächst in freien Verkehr mit den übrigen Landestheilen treten. Im Piräus ist man mit der Herrichtung eines geräumigeren und bequemeren Quarantaine-Gebäudes, als das dermalige provisorische ist, beschäftigt. Die nächste Veranlassung hierzu gab der demnächst erwartete Besuch des Erzherzogs Johann von Oesterreich, welcher bei seiner Rückkehr von D e s s a sich einige Tage hier aufzuhalten gedenkt. —

(H a v a n n a h.) Das gelbe Fieber hat in der H a v a n n a h große Verheerungen angerichtet, und Europäer und Nordamerikaner in großer Zahl hingerafft. (M. Chron.)

(B e r l i n , den 10. September.) Vom 9. bis zum 10. d. M. sind hier 60 Personen an der Cholera erkrankt, und 38 an derselben gestorben. Einer unserer ausgezeichnetsten Aerzte, Herr Dr. S t o s c h , Ritter des rothen Adlerordens, ist unlängst als Opfer dieser Krankheit gefallen. Er war ein sehr geachteter Mann von großer Erfahrung. Er feierte voriges Jahr sein medicinisches Jubiläum, und ist nicht mit dem Herrn Medicinalrath Stosch, Leibarzte unserer Kronprinzessin, zu verwechseln. Nachrichten aus M a g d e b u r g zu Folge, hat dort diese Krankheit bis jetzt keine bedeutenden Fortschritte gemacht; die Zahl der Erkrankten ist gering, und an einzelnen Tagen ist gar kein Erkrankungsfall vorgekommen. Im s c h l e s i s c h e n Gebirge hat es sich mit dem Krankheitszustande an manchen Orten gebessert, an anderen verschlimmert. In Hirschberg und Warmbrunn kommen nur wenig Cholerafälle vor. —

---

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz No. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. — In den k. k. Provinzen abonnirt man auf jeder k. k. Poststation mit jährlich 7 fl., halbjährig 3 fl. 30 kr., und vierteljährig 1 fl. 45 kr. C. M., wofür das Blatt zweimal wöchentlich gratis zugeschiedt wird.